Gregor STEIN

. . . zu bekennen Geist und Herz

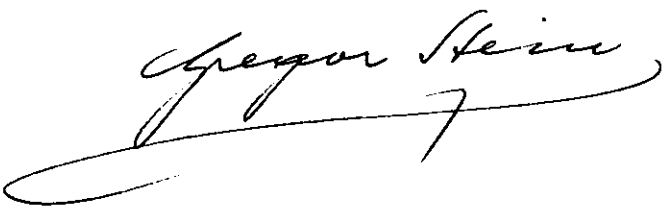
Die lyrische Ernte

VERLAG «LVB - DER FREUNDESKREIS» LUXEMBURG
1960

Dieses Buch erschien als 16. Band
in der Reihe der Pflichtbücher, welche
die Buchgemeinschaft «LVB - Der Freundeskreis»
alljährlich ihren Mitgliedern aushändigt,

Es trägt die Nummer:

6



Druck der Sankt-Paulus-Druckerei A.-G., Luxemburg
Copyright by «LVB - Der Freundeskreis» Luxemburg

INHALTSVERZEICHNIS

Ich bin ein Parasit 9
Die frühesten Versuche 29
Die katalanischen Sonette 87
Mein helles Buch von Lenz und Licht 97
Mein frohes Buch von Frau und Sohn 167
Mein kleines Buch von Herbst und Wein 235
Mein stilles Buch von Not und Trost 303
Meine heiligen Patrone 385

Ich bin ein Parasit

Es gibt noch immer Leute, die Zeit zu verschwenden und Galle zu verschenken haben. Ein Irgendjemand — diese Gesellen lüften weder die Kappen noch die Visiere — schreibt mir, in Worten, die nach Neid und Nichtachtung duften, ich stünde außerhalb dem Sinn des Lebens, da ich von den Andern Tag für Tag die mühseligsten Taten zu fordern pflegte, welche uns durch Mühe und Arbeit, Schweiß und Not, in Größe und in Schönheit den Neubau des Landes sichern müßten, von mir aus aber nichts hinzugäbe an physischen Kräften, um die eigene, wiederholt gestellte Forderung zu erfüllen. In andern Worten ausgesagt: ich sei ein großer Parasit, der den Ernährern vorschriebe, was sie zu leisten hätten, damit ich besser in der Fülle gediehe!

Ich will hier die Frage unerörtert lassen, ob es mir und dem Frieden meiner Seele wie der Ruhe meines Herzens nicht bekömmlicher wäre, wenn ich, anstatt die Marmorquadern des guten Willens und der unermüdlichen Güte zum Besten des geliebten Mutterlandes losbrechen zu heißen, die Feder meinen fröhlichen Widersachern zuwürfe, selber den Hammer in die Hand nähme, um, wie einmal in den ersten und in den letzten Stunden der Verbannung, Steine zu zermalmen, sondern ich möchte, da es meine Berufung als Mensch und als Christ zu sein hat, für die Wahrheit zu zeugen, den vollen Sinn unserer Existenz aus dem Dunkel der Vergessenheit wie aus dem Dämmer der Vergeßlichkeit heben.

Die Schöpfung, welche wir uns, nach einem ewigen Auftrage, untertan zu machen haben, die uns aber umso tyrannischer beherrscht, je weiter wir uns vom Auftraggeber entfernen, verlangt nicht nur unsere Aktion, sondern immerfort auch unsere Kontemplation. Die Aktion ohne Kontemplation darf uns wohl weit bringen — wir erleben es ja jeden Tag aufs neue an den ununterbrochenen Über-

raschungen unseres Daseins, das wir seit Jahrhunderten endgültig befriedet haben und mit jeder letzten Erfindung noch endgültiger befrieden! — aber diese gepriesene Weite ist ein ungeheuerliches Weitab vom Heile, da wir es jetzt erkennen als die tiefste Bedrohung durch einen selbstmörderischen Untergang. Nur die Kontemplation bringt uns zur Einsicht und läßt uns in sämtlichen Domänen des Lebens, in den geistigen wie in den ungeistigen, die Gefahren erkennen und also Wege gehen, die zum Siege führen. Zum Siege über uns selber in der Untertänigkeit dem Schöpfer gegenüber, zum Siege auch über die Materie in der verstandenen, verständigen und verständnisvollen Beherrschung der Welt. Rasch führt die Aktion zu den schwindelnden Höhen des Wissens, rascher die Kontemplation zurück und hinab in die wundervollen Täler der Weisheit. Adel und Würde des Menschen beginnen wohl in der Tat, aber sie erfüllen sich erst, wenn das Denken sie hebt, um sie zu segnen.

Nun wäre es dem Dichter und Denker einfach, sich zurückzuziehen in den elfenbeinernen Turm und zu schweigen, sobald sein Wort, das seine Tat ist, einen Aktionisten ärgert, indem er auf die innerste Stimme horchte, deren Worte tieferer Beruhigung oder unsagbarer Beseligung er im Toben der Schmerzen und im Lärme der Verfolgung als die herrlichste Tröstung wieder vernommen hatte. Stille sein und lauschen! Außen gehn die kalten Stunden vorbei, aber innen ist etwas von der ewigen Wärme. Durch alle Poren des Herzens atmet sich ein Wunsch aus: einzuschlafen in der Ruhe, versöhnt im eigenen guten Willen mit allen Brüdern des Augenblicks, und hinüberzuschlummern in die beata solitudo, die ein Großer schon als die einzige Glückseligkeit erkannt hatte!

Es wäre schön und wäre leicht, da die körperlichen und geistigen Qualen einer unmenschlichen Vergangenheit die Bereitschaft zum Abgleitenlassen und die Ergebenheit in jeden entweltlichenden Willen vorbereitet haben. Das Äußerliche verlieren, um innerlich zu gewinnen! Sich aus

dem Tohuwabohu der Welt heraussterben lassen, um sich ins höhere Leben der Stille emporzuschwingen! Das ist schon mehr als Trieb und Lockung.

Allein ich habe bereits gesagt und wiederhole nun: Das Schweigen in mir könnte nicht den Schrei um mich ersticken. Es gehen, mit jedem Sekundenfall, die Rufe fort, die offenen und die verhaltenen, die hellen und die halbunterdrückten Rufe Derer, die da weiterringen. Das sind keine fremden Schreie. Ich kenne sie gut, vor allem die verhaltenen, die mit den Hörsinnen des Gefühls vernommen werden und stärker widerhallen an den Echowänden meines Herzens als die ausgebrochenen irgendeiner Ungehaltenheit. Es sind ja meine eigenen, die gestern unterdrückt oder vorgestern abgemurkst worden waren. Diese Schreie sterben nicht, sie sind stärker als der Wille des Einzelnen; sie gehen in jeden ein, aus jedem aus. Immer sind sie da und wirken fort, solange die Menschen leben und also leiden. Ich kann nicht zur Ruhe kommen, weil sie, in jedem Sekundenfall, mich an einen Bruder erinnern, der vielleicht in Blindheit oder Unwissen, in Leid und Gefahr mit ihnen kämpft, ohne, da der Haß gegen die vermeintlich Verschonten ihn überfällt, die Segnung zu spüren, die schon über ihm wartet, um ihn nachher zu beglücken.

Und deshalb muß ich immer wieder, auch wenn es nicht gelingen sollte, den Versuch unternehmen, jeden Ringenden und Leidenden, jeden Klagenden und Verbitterten aus dem Stadium der Depression in den Zustand der Exaltation, der Entzückung hinüberzuführen, einer mystischen sogar, wenn es sein müßte, um die Bedrückten wieder fruchtbar zu machen für die positive Tat, die niemals dem Fremden gilt, der uns vielleicht den Lohn auszahlt, sondern immer nur uns selber zur inneren Bereicherung. Das Rüstzeug, ob Pike oder Feder, ist nur eine Beiläufigkeit, denn das Wesentliche bleibt die rechte Gesinnung in der großen Intention des obersten Brotherrn.

Freilich habe ich auch schon anders gesprochen und die Essenzen meines Berufes aus weniger metaphysischen Ur- und Abgründen bezogen. Allein ich dürfte heute noch, wie einst, in meinen Jugendzeiten, die vom Alter leicht verworfen werden, sagen, ohne mich zu widersprechen:

Klein will ich immer bleiben wie ich bin,
Will unerkannt durch meine Zeiten fahren.
Bleib klein das Werk, wenn weltengroß sein Sinn.
Der steile Weg nur führt zum Ewig-Wahren,
Und firnenhoch seh ich das Ende blinken.
Ein Hungerende. Nein, ich darf nicht schwanken.
Ganz heimlich will ich niedersinken
Ins Himmelsleuchten ewiger Gedanken.

☆

Liegt ein Reifen zwischen den Sekunden
Und ein Werden tief im Augenblick.
Mancher wird in abertausend Stunden,
Mancher bleibt ein Kind in Leid und Glück.

Mancher aber, den ein Dunkel drückte,
Beugt sein Haupt. Und ferne geht ein Ton.
Lauschend nimmt ihn auf der Kaumgebückte,
Hebt das Haupt und ist ein Andrer schon.

☆

Ich will nicht Flammenwege wählen,
Nein, leiseglühend will ich gehn
Und nur die großen Stunden zählen,
Durch die mir Gottes Winde wehn.

Nur in den Dämmer will ich sinken,
Mit sanftem, sanftem Flügelschlag,
Und Träume aus den Nächten trinken
Für jeden wehen Sonnentag.

Und Nächte will ich still durchschreiten,
Auf daß mein Gehn kein Schlafen stört.
Will immer mit dem Dunkel gleiten,
Nur ferngefühlt und ungehört.

☆

Dies ist die Sünde der bewegten Stunde:
Sie trägt verloren die entehrte Fracht.
Und selbst das Wunder jauchzender Sekunde
Verträumt sie wieder haltlos in die Nacht.
Und führt doch auch viel ungesagte Klänge,
Die fern ein Großer in die Welten denkt.
Sie ahnt nicht diese schmerzenden Gesänge,
Die er, durchlitten, wunschlos ihr verschenkt.
Mich aber küßt es wie geweihtes Fluten.
Ich lausche sinnlos in den Fall der Zeit:
Er warf ins Uferlose seine Gluten, —
Ich fange sie in meine Endlichkeit.

☆

Klang es einst in meine Stille,
Schwang es jubelnd drin zurück:
«Frei bist du und frei dein Wille.
Nur in Lüsten reift dein Glück.»
Und nun heimwehtiefe Klage
Bitter durch die Seele weint:
«Freiheit, Zwang du meiner Tage!
Lust ist Leid, das golden scheint.»
Gebt mir meine Bande wieder
Und wie einst gebietet mir!
Diese Leere drückt mich nieder.
Vater, ich will heim zu Dir.

☆

Wohl sank ich tief und immer tiefer, wie ein Stein, den man ins Wasser wirft.
Aber, Mutter, trug ich nicht in meinem Herzen jene Flammen,
die in deinem Herzen gleichermaßen,
stärker zwar und reiner,
unter der gequälten Brust gen Himmel schlugen?
Trug ich zwischen den zerknirschten Zähnen nicht den ungelösten Schrei der Sehnsucht,
der im Dunkel meiner Seele schwoll
und hungernd auf zum Himmel rief:
«Mutter, deine Hand, ich sinke!» —
Mutter, hörtest du denn nicht den Schrei des Sohnes?

Und sahst du nicht, wie er,
in seiner großen Liebe himmelaufgeschwungen,
in dem Dämmer weiter Kathedralen
in die Kniee sank,
und mit gerungenen Händen flehte nach dem Lächeln deiner Augen?
Und du kamest nicht die Kühle deiner Finger
ihm auf Stirn und Auge gießen!
Du sahst ihn weitertaumeln zwischen den geschwungenen Pfeilern, die ihn hoben.
Sahst ihn fallen,
tief und immer tiefer, wie den Stein, den man ins Wasser wirft
und der aus seinen Tiefen kalte Welten klingend aufwärtstreibt.
Mutter sieh: wie weit und wirr sind all die tausend Straßen,
die so zwischen Gott und Welt ins Irre leiten!
Hingeschleudert zwischen Nacht und Sonne,
(ach, so donnerstark ist diese Nacht mit ihrem fernen Glanz!)
ruf ich auf zu dir
in allen Stunden, da ich meine Leere fühle:
«Führe mich zum großen Borne,
den ich in den Tiefen dunkel ahne,
den ich jubelnd manchmal weiß und dessen Wasser immer in die Nächte gehen
und mir seltsam durch die wirren Träume rauschen. —»

☆

Wenn aus den Nächten ein verirrtes Klingen
Ganz seltsam rann durch das verträumte Kind,
Dann wuchsen seiner Seele weiße Schwingen
Und hoben es hinaus in jeden Wind.

So lautlos ging der Flug durch tiefe Stunden,
Daß in den Flügeln nicht ein Rauschen war.
Doch klingend quoll das Dunkel aus den Runden
Und wurde seinen Augen lichtsam klar.

Gestalten schritten sanft aus weiten Toren,
Die trugen Sonne in dem Schiff der Hand.
Und manchmal ging ein Silberglanz verloren
Und ruhte lächelnd aus im fremden Land.

Den nahm es auf mit bebend bleichen Fingern
Und ward so übervoll geheimer Lust.
Es spielte hin an vielen weichen Dingern
Und trug sie doch wie Hartes an der Brust.

Nur manchmal war in ihm ein schweres Rauschen,
Als wüchsen Wälder tief auf seinem Grund.
Dann mußte lang es in sich selber lauschen
Und flüsterte: «Nun wird mir alles kund.»

Und Stimmen raunten wie aus nahen Wänden.
So wurde es ganz einsam, still und schlicht
Und fühlte wieder Welt an seinen Händen
Und lächelte vergrämt ins junge Licht.

☆

Und kommt ein Leid und kommt ein Glück,
Das eine jäh, das andre zage,
Dann schwingt es auf und klingt zurück
Wie längstverklungne Lust und Klage.
Ich weiß: hab alles schon erlebt
In ewigfernen Dämmertagen.
Und weiß nicht, wo der Ton gebebt,
Den ich bald singen hör, bald klagen.

☆

Rein und ruhig rinnt die Stunde.
Zittert nur ein Ast im Licht?
Irgendwo quilit laut die Stille
Ferneher und kilngendhin,
Während auf den Abendbergen
Sonne in dle Nebei flammt.
Horch, wie leise sinkt und kreisend
Müden Flugs der schwarze Vogel!

☆

Der Tag bedrückt die schlaffe Erde —
Aus jeder Falte iugt ein Harm —
Und sinkt mit lassender Gebärde
Dem Abend weinend in den Arm.

Ein Rieseln zaudert in den Räumen,
Und alles neigt zu müdem Spiel.
Ist nicht die Luft gefüllt mit Träumen?
Orplid, mein Land! Mein fernes Ziel!

Schon geht das Dunkel durch die Stunde
Und wächst sich jubelnd in die Zeit.
Die Sonne gießt in meine Wunde
Nur angewärmte Traurigkeit

☆

Wenn tausend Kerzen wieder leuchtend in die Nächte sinnen,
wenn wieder Weihrauch und Atem von Tannen zusammenrinnen,
wenn wieder Glockenlieder jauchzend um die Türme gleiten
und kalte Herzen in jähem Glück sich weiten,
daß dieses Glück durch alle Worte klingt
und singt:
dann will ich aus diesen jubelnden Tagen
Sehnen und Seele ins Stille tragen,
daß sie niederknien in großer Zeit,
nieder in wuchtender Einsamkeit,
daß sie tauchen tief in die Fülle des Einen,
der da Donner und Einsamkeit, Sehnsucht und Stillung.
Und ich weiß:
Ganz leis
wird dann die Seele weinen:
Ich bin wie ein Kind, das nach den Sternen greift,
nach dem Wind, der durch die Stunden streift;
aber ich will nicht Nächte mehr, wie soviele waren:
mit halben Schauern und tausend Lichtern und duftenden Kuchen.
Heilige Nächte müssen kommen — und ich werde sie suchen —
die keine Seele noch gefühlt in abertausend Jahren.
Nächte wie diese:
Halbblinde Sterne gleiten,
die plötzlich im Kreisen stillestehn.
Ausscheiden sie wogende Lichter in wachsende Welten.
Wandernde Winde seltsamfremde Lieder wehn.
Und fern, wo eine Hütte einsam hängt in der Nacht,
werden flammende Bäche ins Dunkel quellen,
drin Engel baden, die mit hellen
Stimmen singen: Ihr Hirten erwacht!
Und jählings schweigen Wind und Rauschen.
Aber ins Schweigen der Räume, in banger Hirten Lauschen
schlägt es wie Brausen,
als schwöllen mächtige Fluten und füllten klingend
ein goldenes, endlos-weites Gefäß.
Nächte müssen kommen und bluten und füllen.
Und lauschen werde ich in die Zeit
Und auf das Strömen warten, das kommen muß.
Dann aber wollen wir hingehn und aus der Fülle trinken
und das brennende Sehnen stillen,
das in uns schreit.

☆

Du bist mein fernes Zauberland.
Sag: Kennst du nicht verstillte Straßen?
Ich möchte ruhn an fester Wand
Und kann das Suchen nimmer lassen.

Denn ewig steht nach dir mein Kiel.
Ich sehne landwärts an den Masten.
Du aber bleibst das ewige Ziel.
Nach dem sich heiße Seelen tasten.

Fern schwimmt, von blauer Flut getragen,
Und schöner als die Hängegärten der Semiramis,
Leuchtend ein Land.
Drin blühen eigenzarte Blumen, wenn der Dämmer steigt.
Und wenn das große Dunkel um die Blüten schwillt,
Gehn all die vielen Kelche auf
Und hauchen seltsamfremde Worte in die Nacht:
Von schönen Wesen und von fernen Landen,
In denen Winde nur das Lachen tragen
Und wo das Glück aus allen Dingen quillt.
Und stumme Gärtner, nur in Licht gewoben,
Schweben leise, wie die Seelen,
Wenn sie um die Himmelsthrone schweben,
Durch das Flüstern all der Blumenweiten.
Tauchen nieder auf den Grund
Und küssen feierlich die Blüten,
Die im keuschen Lippenhauch sich tiefer neigen,
Die im sanften Schaukeln ihrer Kronen lauter lispeln,
Daß die Worte goldener klingen
Und — o Wunder — starre Steine werden,
Die wie funkelnde Opase
Jählings in den Winden hangen.
Und die Gärtner greifen nach den festen Dingern,
Steigen nieder in die Seelen
Traumdurchwehter Dämmermenschen.
Und sie hängen
All die bunten Funkelsteine
In die dunklen Firsten tiefer Seelen.

Plötzlich dann in stillen Nächten,
Plötzlich in den lauten Tagen,
Wenn die Traumgestalten jener Seelen
Durch die Finsternisse schreiten,

Wenn die Wünsche in den Dunkelmeeren
Steuerlos nach fernen Horizonten treiben.
Klingt ein Lied.
Klingt ein leises Lied.
Singen harfenweiche Saiten,
Daß die Seelen schweigend aufwärtslauschen,
Wo im Firste hoch die Lieder gehen.
Wo die Sänge niederrinnen, wie vom Baum
Die sommersatten Blüten langsam auf die Gründe rieseln.

Was im fernen Wunderlande
Jene Dämmerblumen einst geflüstert,
Schwingt nun fort durch meine Seele.
Nur die großen Träume,
Nur die lauten Wünsche fallen in den Sang
Und klingen drein wie fernes Weinen,
Oder wie gedämpftes Jubeln, das die Helle flieht
Und nur dem Klingen jener Wunderblumen sich vermählt.

☆

Ich will die Kraft allmächtiger Titanen,
Zu formen diese Zeit. Denn jeder Tag
Reift meinem Abend — ach, ein großes Ahnen,
Erfüllung nicht, die rauschend drüber lag.

Mir aber ward befohlen: Sei und singe!
Da tönte traumhaft meiner Seele Sang.
Doch wuchtet meine Faust ins Hirn der Dinge,
Bricht donnernd aus ein weltenweitrer Klang.

Und halte ich den Becher meiner Sänge,
Stillprüfend Glanz und Güte, Form und Sinn,
Ins Licht des Himmels und ins Feld der Strenge,
Erkenne ich, daß ich nur machtlos bin.

Und schwer liegt Fülle über den Gedanken,
Das Ohr hört manchmal den geballten Klang,
Doch Kraft und Wille, in gedämpftem Schwanken,
Sie schliefen, als er becherüber sprang.

Drum, Geist der Pfingsten, der da weht voll Sausen,
Laß mich die Mündung Deiner Winde sein,
Durchflute mich mit Deinem Flammenbrausen,
Und meine Zunge formt das Wort aus Stein!

☆

Ich bin ein Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts mit einer romantischen Seele. Wenn ich dahinschreite durch den Lärm der Straßen und um mich Maschinengesang und über mir Motorenlieder höre und am Abend das rötliche Leuchten elektrischer Glühbirnen sehe, geht meine Seele, unberührt wie alle längstvergessenen, die Pfade der großen Sehnsucht. Dann träumt sie froh die alten Träume von Wald und Sang, von lichter Liebe und von blauer Blume. Dann blüht die Stunde ihr nicht trüber, als sie Eichendorff geblüht hat. Durch die Wipfelwucht der Bäume schwingen mir die gleichen Sänge, und irgendwo auf einer Insel in den Meeren der Einsamkeit, entdecke ich Orplid, mein Land.

Ich bin ein Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts mit einer romantischen Seele. Denn über mir und in mir stehen noch die Sterne, ja, die Sterne des ersten Säkulums, und mich umweht das ewige Geheimnis der Nacht.

Mit einem Male aber ändert sich die Stimmung so, daß ich, den Jägern entkommend und den Schlägern entfliehend, sagen muß: Ich bin wie der gefesselte Prometheus!

Ich bekenne es mir selber und gieße eine halbe Qual, die nur die Äußerung des Zwangsgefühles ist, in ein altes Symbol. Wenn außen, irgendwo in der Welt, ein sehr beengtes Hirn sein kraftloses Witzwort auswirft in den Sturm eines öden Gelächters, wenn ein sogenannter Geistesmann aus den bläulichen Kringeln einer Zigarette sein farbloses Gerede steigen läßt mit den bunten Dünsten, wenn bei Spiel und Bier die meisten Menschen eine Spanne Zeit hinlegen wie ein nutzlos gewordenes Kleid, wenn, fern von mir und fern auch meinem Herzen, ein Mann, eine Frau oder ein Kind der furchtbarsten Leidenschaft das Leben zum Opfer bringen muß, wenn Einer, der mir fremd ist, meinen Namen hinwirft als verächtlichen Klang oder wenn eine verwandte Seele ihn freundlich ausspricht und mit einem Schein von Liebe umgürtet:

Dann wachse ich, ahnungslos und ahnungsvoll zugleich, aus mir heraus, in die Weite des Raumes empor, und schaffe viel in mich hinein. Die Seele schwingt und möchte überall den Sinn des Lebens erlauschen; mit sämtlichen Tastsinnen wünscht sie, dem Dasein ans Herz zu greifen, damit sie irgendwie die ganze große Wurzelkraft der Welt erspüre. Es ist ein seltsames Horchen in ihr, das ein Rauschen über und ein Wehen hinter der absoluten Stille zu hören begehrt. Sie scheint um mehr zu wissen, als da greifbar und vernehmbar ist, denn sie wird, je mehr sie lauscht, zur lebendigen Sehnsucht, einmal klar und tief das geheimnisvolle Gehen wahrzunehmen, so wie ich das Rauschen festzustellen vermag, das manchmal in den Winden liegt. Allein in diesem Falle ist es nicht das Rauschen der beschwingten Winde und noch weniger der Atem, der die sommerlichen Abende durchläuft: es muß eine sonderbare Mischung sein von sageschwerer Ruhe und vom endlosen Hauche, der seine Kühle trägt von Ferne zu Ferne. Nein, nicht das Sanggewoge, das ich einfrachten darf, wenn ich mein Ohr an die Meeresmuschel lege, und dennoch diesem ähnlich! Das Überwellen der Tonlosigkeit, die aus der Muschel quillt, vernehme ich nur dann, wenn ihr Rand und meine Ohrmuschel sich begegnen, und jenes Rauschen hinter dem Seienden wird der Seele kund, wenn sie ihre Offenheit an den Mund der Ewigkeiten lehnt.

Und wenn sie also einsinkt in das Warten, schwer und lautlos, wenn die Gespanntheit in der Horchung fast zu klingen anhebt, reißt plötzlich eine Fessel des Alltags sie zurück und überwirft sie neuerdings mit den Lasten des Lichtes und mit den Bürden des Lebens. War in den Stunden des Allerheimlichsten, auf den Untergründen der Stille, das Lauschen des Innersten gewaltig im Besitzergreifen geworden — beinahe hatte die Ewigkeit in meinen Händen gelegen! — so entkräftet es der Lärm des Morgens durch die kleinen und gemeinen Forderungen, die meine Existenz, wie jede andere, zu stellen hat.

So dringe ich nicht zum Sekretissimum vor, das, eigentümlich nah und dennoch befremdlich verloren, um mein Dasein zu locken pflegt. Immer wirbt und endlos ruft es, verhalten im Mittag, laut im Abend und drängend in der Nacht. Aber immer muß ich, vor dem endgültigen Flucht- und Eroberergelingen, mir und der Welt erklären: Ich bin doch nur ein armer und gefesselter Prometheus!

Und die andern Menschen, welche Münder, aber keine Ohren, Greiferhände, aber keine Seelen haben, lachen nur und höhnen wie zuvor und können nichts von den Wundern erkennen, die hinter mir und über ihnen die Komik der Kreatur überdauern werden, um sich einmal den Begnadeten, die auch Gesegnete sind, zur endgültigen Beseligung zu erschließen.

Im Rausche des Lichtes wie in den Geräuschen des Alltags nimmt sich der kommerzierende Teil der Menschheit so wichtig, daß er die Agitation, die er hervorruft, für die Folge von Aktionen hält und in der fortgesetzten Unruhe, die er schafft, die eigentliche Bestimmung seines Lebens sieht.

Nur ich, die parasitäre Existenz par excellence, deute die Bewegtheit anders und glaube nicht sofort an das Faktum, das da ausgeschrieen wird: seitdem die große «Bewegung» im Lande sei, gingen die Geschäfte besser, denn der schaffende Geist der Energischen habe das günstige Klima für den Fortschritt des Handelns erzeugt, und vom florierenden Absatz der Gemeingüter wisse auch die Kultur zu profitieren!

Ich habe das Geschrei vernommen und mich, auf einer Prüfreise durch die Bezirke der Unruhe, von seiner Wahrheit überzeugen wollen. Und ich sage nun, es sei nicht wahr. Es gibt nur, freilich überall, wo Banknoten winken, die sehr kuriosen Elemente, die ein eigenartiges Interesse am Wallenden haben und darum andauernd den Schein zu erwecken trachten, als sei das Land mit ihnen eins in derselben Rafferbewegung. Ihre eigene Nervosität wirft Wellen; dann schaukeln sie selber in Gedanken mit;

und auch die Gefühle kommen leicht ins Schaukeln, die ihrerseits einen kaum verdeckten Ehrgeiz, irgendwo am Rande des wogenden Herzens, zum Schwanken bringen. Wenn schließlich einige heimlich spekulierende Naturliebhaber des sogenannten Staatswohles von einer gelinden Unruhe befallen werden und daraufhin das Gerücht von einer außerordentlichen Bewegung in jene Sensationspresse bringen, die immerfort das Bubbern hat, weil der Skandaleifer sie erregt und bewegt, dem ewigen Sitzpublikum, welches, zwischen Ei und Tunke, Zeit zum Überlegen zu finden hofft, einzureden, es passiere etwas Gewaltiges in der Heimat, dann wiederholt sich nur das alte schöne und bekannte Spiel der spirituellen Gschaftlhuberei, die jedem Zufallspassanten eine Müdigkeit aufschwatzt, um ihn desto sicherer in einen Käufer ihrer feilen Klubsessel der Inertie zu verwandeln.

Mir aber können diese Leute nichts mehr vormachen. Ich habe jahrelang die Ketten der totalen Erstarrung tragen müssen und weiß nun, aus meiner Sehnsucht, was Bewegung ist, jene wahre, welche außen Welten ein- und innen Hölle oder Himmel aufzureißen vermag. Es gibt nur eine Bewegung, die zählt, und diese ist wahrhaftig ein Fortschreiten auf den Traumwegen in die schönere Zukunft und die nachfolgende Emotion in den letzten schwingenden Bezirken der Seele: eine Bewegtheit, die der Anstoß zu einem wunderbaren Übersetzerakte ist, da er die Bilder der Imagination in Realitäten übertragen läßt!

Wenn es in der Welt, die unsere ist, eine endgültige Bewegung geben sollte, dann möchte ich sie als diese vorstellen. Die Bahn, die sie verfolgt, kann plötzlich sichtbar werden. Vielleicht schlägt sie mit dunklen, doch lebendigen Beterwogen den Kreis von der Dorf- oder Stadtkirche aus um die Ortschaft und wieder in die Mitte des Gotteshauses zurück. Aber dann ist sie, noch im grandiosesten Schwung, nur eine Äußerlichkeit geblieben. Innen aber werden, in der Verinnerlichung, die Dinge

groß und wirkgewaltig. Der wahre Bogen der Bewegung, der da Fluß einer seelischen Begeisterung ist und Überfluß der innersten Bewegtheit, ging stets und geht auch heute noch von der Kirche der Demut über die Tiefen des Glaubens zu den Gipfeln der unsterblichen Erkenntnis, die schon an die Säume der Beseligung rührt.

Was schritt da, mehrtausendfach wiederholt, als betende Bewegung immer wieder hinab, hinüber und empor? Der Mensch? Nein, immer nur der laute Ruf nach der Unendlichkeit! Denn es gibt wirklich eine große Bewegung im Lande. Auch der Mensch ist Land, und die festgestellte, endlos festzustellende Unruhe, in seinen Tälern des Leids wie auf seinen Höhen der Hoffnung, ist nur das aufgestandene Heimweh nach der beglückenden Luft der letzten Patria, die wir durch Leid und Not in uns befreit haben.

Die Philosophen haben versagt, die Theologen nur wenig vermocht. Aber der Schmerz ist stärker als alles gewesen, denn er hat den Gläubigen aus der Erstarrung erlöst. Da steht er auf und schreitet nach vorne, wo er wieder seinen ersten Platz belegen wird.

Ich hoffe es und wandere mit. Es wird eine mühselige Reise des Geistes sein. Ich darf sie unternehmen, während ich im Schatten eines blühenden Apfelbaumes liege und mit geschlossenen Augen nach den Versen fahnde, die mir ihre Härten und Gefahren vor ihren Herrlichkeiten verkünden sollen.

Der Einbruch in das Wundersame freilich vollzieht sich am sichersten in der Einsamkeit, die alle Lärmquellen abzustellen vermag. Sie allein enthebt mich jener Abhängigkeit, die den Menschen an den Menschen bindet und die Fesselung an den Nächsten schon im Worte fühlbar werden läßt. Die Abgeschiedenheit macht die unausdeutbare Gewalt des Schweigens wieder offenbar: ich werde langsam dem erschlossen, was tonlos in mich einzuflüstern beginnt! Mein Stummgewordensein hört zu und spürt mit einem Male, daß die heilende Macht

des Schweigens jede tödliche Gewalt der Phrase zu überwinden weiß.

Und was sich in mir äußert, vielleicht unter dem Drucke und dem Eindruck einer abwegig gewonnenen Erkenntnis, ist das dumpfe oder dunkle Gefühl, daß die progressierende Entwertung des Menschen nur die Folge des devaluierten Wortes sein kann, das da Fleisch geworden ist. Nein, ich mag nicht wissen, welche Pfade meine Besinnung gewählt hat, um den Geist zu diesem überraschenden Ergebnis gelangen zu lassen, allein ich muß zu erkennen geben, daß sie weder an den Feuern des inneren Leides noch an den Flammen einer seelischen Lust vorbeigelaufen sind. Nur in den zuinnerst ertragenen und wirklich bedachten Qualen beginnt für mich die Rettung des Geschöpfes, das die Kontemplation als die notwendige Etappenruhe zur nachfolgenden und gesteigerten Aktion begreift, ersehnt und ausnutzt.

Wir haben in den großen deutschen Lustren der Zerstörung diese salvierende Macht der Betrachtung und der Einschau in uns selber als ein tägliches Wunder in der physischen Erhaltung des Menschseins erlebt und durch die Kraft des Schweigens jede Wortraserei des Unmenschentums überwunden. Es ist vielleicht die wertvollste Entdeckung unserer erzwungenen Stummheit gewesen, daß weniger die Aussprache mit den Nächsten als das beruhigende Hinabhorchen in das eigene Leid uns getröstet und gehoben hat. Ich habe einmal versucht, die Größe und die Schönheit dieser Erfahrung auszudeuten; das steht geschrieben in dem Buche: «Die Cäsur der Entscheidung» und spricht sich also aus:

«O unendliche Köstlichkeit des Schweigens! Wohl, die Sprache ist ein Wunder, das der Mensch unmöglich erfunden haben kann, aber wie unbegreiflich ist, hinter der Sprache eines Flachgeistes, der das Wort nicht zu halten vermag, die Herrlichkeit eines Schweigens, das die Wurzeln des Seins bloßzulegen weiß! Ich werfe mich in die brausende Fülle der Nachtstille, wo ich den Geist

erkenne, nicht als eine fesselnde Spekulation im Sanktuarium der Philosophie oder als ein erregendes Spiel der geschärften Sinne, des Scharfsinnes im Palaste der Logik, sondern als die aufpeitschende, hungernde und sich selber wieder stillende Beschäftigung mit der niemals zu erschöpfenden Menschheitsfrage. Zum körperlichen Leid und seelischen Schmerz gesellt sich nun eine geistige Qual, die geboren wird aus der klaren Sicht in dieser dunkelsten aller Nächte, daß ein ungeheuer weiter Weg zwischen dem Erkennen und der Erfüllung liegt. Ich habe eine weite Fahrt zu machen, um in all dem Schlimmen, dem ich ausgeliefert bin, das verborgene Gute zu entdecken. Es ist da, ich weiß es, aber wo, an welchen Rändern der Ergebenheit oder der Verzweiflung ist es einzuernten als die Segnung aufgerissener Stunden? In welcher Mitte darf ich die aufgewühlte Seele zur Ruhe bringen und eine neue Welt, nein, das Neue aus der Welt hereinholen in diese Ruhe? An welcher Wende komme ich zurück in die Heiterkeit, die nach dem großen Sturm die Besänftigung in Klarheit und in Schönheit der erregten Geistessinne ist? In welcher, nur von der Ewigkeit durchdonnerten Stille geschieht die heilige Wandlung, da der rasende Aufstand des Weltlichen sich, licht und leuchtend geworden, als höchstes Donum dem Unendlichen ergibt?»

Die Seltsamkeit des Ereignisses hat mich seither nicht mehr losgelassen. Immer wieder lockt sie mich, die bessere Erklärung zu versuchen, und ohne Ende plagt sie mich, damit ich das Geheimnis dort ergründe, wo seine Schleier am dichtesten sind. Ja, ich möchte es in einem Zuck enthüllen, der eine Blitzprägung hinterließe. Nur will es sich den simplen Worten nicht ergeben. Was mag es sein? Kontemplation, Verstummen, Sichselbstdurchlauschen, Einvernahme einer Hintersprache mit metaphysischen Begleiterscheinungen? Kennzeichen einer Persönlichkeit, die sich dort am herrlichsten erfüllt, wo sie sich füllen läßt aus höheren Räumen? Wer darf es wissen?

Ich weiß nur, daß die echte Persönlichkeit sich nicht im konstanten Schrei des Individuums, sondern in der Stille jenes Innenbildes offenbart, das der demütige Mensch an Gott gewinnt: Ein stummes Bild, von Licht und Lächeln umwoben, das nach den lautersten Expressionen in sämtlichen Menschensprachen zu suchen treibt und dann keine exaktere Aussageform finden läßt als die ehrfürchtigste jenes Schweigens, das am Rande des Entzückens anhebt!

Die frühesten Versuche

Gedichte stehen zur geistigen Nahrung im Verhältnis der Bonbons zur leiblichen.

Darf man heute, im eisernen Zeitalter der Mond- und Marsraketen, noch öffentlich bekennen, daß man Gedichte liebe und also den Lyrikern, die doch auch nichts weniger als kühne Raumfahrer seien, eine Daseinsberechtigung zuspreche? Oder werden Poeme nur noch von Denen verehrt, die sich dann und wann in glatten Reimen selber hören möchten? Was sind die Lyriker übrigens für Menschen, und wie wollen sie durch ihre Werklein den gehetzten Nebenmenschen, die in gänzlich andern Revieren nach stofflichen Werten jagen, beikommen?

Fragen über Fragen, welche ich mir vorlegte, als ich einmal, Gott weiß, welcher Eingebung gehorchend, es unternahm, eine kleine Anthologie der luxemburgischen Versenbastler, so wie sie unter uns bemerkbar werden, für die weitere Öffentlichkeit zusammenzustellen und eine Aussprache über die neuesten Erzeugnisse unserer Sänger auszulösen. Es ist bei meinen Fragen geblieben, und das heißt, daß sich aus der namenlosen Menge keine einzige Stimme vernehmen ließ, die mir, im guten oder im üblen Sinne, hätte antworten wollen. Darf das etwas anderes besagen, meine lieben Reimfreunde, als daß die Dichter unserer Tage mehr denn je voces clamantium in deserto sind und bestenfalls bei jenen Einzelgängern und Eigenbrötlern des geistigen Lebens ein Echo wecken, die ich als ihre Miteremiten agnoszieren lassen möchte?

Nein, der Lyriker hat seine alte Stellung nicht geändert: er ist die liebe gute Apartheit geblieben, die er zu allen Zeiten verkörpert hat, und muß sich, in diesem zwanzigsten wie im fernen siebzehnten Jahrhundert, mit der Rolle des Verfemten begnügen, den die Philister und die Ökonomisten — aber das ist ja dasselbe — unisono zu verlachen, wenn nicht zu verdammen pflegen.

Der wahre Dichter nimmt das, seiner Natur entsprechend, tragisch; so will es übrigens auch seine Berufung,

da jeder Lyriker eine tragische Erscheinung, weniger im physischen als im spirituellen Bereiche, darstellt. Sein Element heißt Leid, denn er empfindet, indem er die Schmerzen des Daseins zu ergründen wünscht, um sie im Ausdruck zu sublimieren, die Qual der Kreatur, die im Schweigen gerade die höhere Potenz ihres Amtes entdeckt und dennoch singen muß, damit die Deutung des Unerhörten als tägliches Wagnis versucht werde. Ich habe den unmöglich scheinenden Kampf einmal in diesen Versen ahnbar machen wollen:

Im Schweigen wird das Heilige geboren
Und meine Menschlichkeit aus Gott verschönt.
Bin ich als Sänger plötzlich auserkoren,
Den Herrn zu preisen, der da höllisch tönt?
Nein, alle Lieder sind die lauten Tränen
Des Herzens, das in Licht verstummen will.
Nun gleitet es durch Leid auf leeren Kähnen
Und sieht, ganz fern verklärt, so Fracht wie Ziel.
Es muß die Heiligkeit des Worts erjagen
Und fangen, was verlockend flieht: den Sinn!
Gelingt ihm so, das Schweigen auszusagen,
Erklärt sich das Verklärte, und ich bin.

Wohl könnte dann der wesenhafte Lyriker das Gefühlsmaximum und das Empfindungsoptimum in sich selber für sich selber erreichen, allein das verbale Unternehmen, sich mitzuteilen, um auch die Nächsten auf das Eigentliche der Existenz aufmerksam zu machen, ließe Widersprüche zwischen seinem Dasein im Worte und seinem Sosein im Alltag zu Ursachen einer Verfolgung werden, an der nur die ewigen Banausen ihr Vergnügen hätten. Gewiß, dem Sänger stünde der Ausruf zu:

Vergeßt den Körper, den ich nackend zeigte,
Und die Schwäche, die ich war!
Vergeßt die Melodie, nach der ich reigte,
Aller Himmelsleichtheit bar!
Verwerft, was sinnlos schien und ohne Tiefe:
Meine Lust an euerm Leid!

Verflucht mein Toben! Tut, als ob ich schliefe
Irgendwo im Grab der Zeit!
Gedenkt jedoch der Seele, die gelassen
Fleisch im Wort der Liebe ward!
Durchmenschelt wie ich bin, dürft ihr mich hassen,
Doch mein Lied ist rein und zart.
Ja, hört und wißt, daß alles, was ich aussang,
Menschlichkeit in Reue ist.
Nun überseht mich, doch erkennt im Ausklang
Meine Schmerzlichkeit als Christ!

Das überzeugte freilich nicht die Klüglinge der Gegenwart, denen zwölf gutgeprägte Geldstücke lieber sind als ein Dutzend wohlgeformter Reime. Jene gäben sie nicht einmal für diese her und pfiffen bestimmt auf meine Erklärung:

Mein Lied! Mein Fest!
Ein Wörtlein nur,
ein kleines Wort,
das aus der Seele fiel
und noch die Spur
des ewigen Lichtes als ein Spiel
verstillten Nachgescheins
im Klange trägt,
versteinert gleich
und wird zur ersten Stufe eines Baus
nach oben in den Raum
der Zeitenlosigkeit.
Und eine zweite schlägt
die erste, eine dritte schon die zweite an;
das setzt sich fort
in einem wunderbaren Traum
der Wirklichkeit,
bis jäh, auf einer Sing- und Schwingebahn
ins Hinterreich
des weltenlosen Blaus,
der Sinn des Seins
die letzten Pforten springen läßt.

Wenn also der Lyriker das Sprachrohr des erregten Menschen ist, dem zu sagen verwehrt bleibt, was er aussprechen müßte, um die Natur seiner Sehnsucht zu

erfassen, so kann das Gedicht nicht weniger als die Offenbarung einer Seele sein, die mit der inneren vox humana ins innerste Gehör zu flüstern begehrt, damit die sakrale Beschaffenheit der Empfindungen nicht profaniert werde. Nur die unverwüstlichen Prosaiker unseres alltäglichen Geschäftsbetriebes glauben, daß alles äußerlich gewollt und nach außenhin getan sei, schütteln ihre ziffernsüchtigen und zahlentüchtigen Häupter und gehen unberührt, doch lachend an den kleinen Wundern der Gefühlswelt vorbei.

Was sich im Liede zuträgt, ist zuerst die Verzauberung der Sprache in Musik und dann die Umwandlung eines Bildes in den allgemeinen Wert des Sinnbildes. Hält sich dabei auch die Geheimnishaftigkeit der Schwermut, so wird doch, der Wichtig- und Gewichtigkeit des Lastenden zum Trotze, die Erleichterung des Singenden zum Anstoß eines Ereignisses, das den Hörenden befreit und mit einer geistigen Leichtheit beschenkt, in welcher sich der Schwebezustand des Empfängers mit dem erhebenden Willen des Gebers im Antrieb des Rhythmus und im Auftrieb der Melodie vereint zu haben scheinen. Denn jeder Vers ist plötzlich eine hör- und sichtbar gewordene Schwingung, die sich mit der Innenbewegung eines fremden Herzens oder einer unzugänglich geglaubten Seele so zu decken vermag, daß der Getroffene betroffen die Identität der Stimmungen zur Kenntnis nimmt und ohne Widerstand bereit ist, die Gabe des Lyrikers als ein Geschenk der Götter, wie Valéry gesagt hat, für mehr als eine Weile zu akzeptieren. Er macht sich das gefundene Gut so zu eigen, daß er es zu lieben und im Gedächtnis festzuhalten beginnt.

Ein jeder wählt demnach aus, was ihm zusagt, und behält zurück, was ihn anspricht, weil es in der erstaunlichsten Weise ihn selber ausspricht. Und ein Jeder wählt anders, weil ein Jeder anders als der Nächste ist. Das Verhältnis, welches der Einzelne zu seinem Liede eingeht, ist die Folge einer Wertung des Momentes: er fällt

ein Augenblicksurteil gemäß den Forderungen einer Augenblickslaune. Heute nimmt er an, was er morgen verwerfen wird, und übermorgen wird ihn freuen, was er heute zu hassen scheint. In diesem Wandel der Einstellungen äußert sich die Angesprochenheit des Empfindsamen gleichfalls in einem bunten Wechselspiel: gestern war er eingenommen vom ganzen Gedichte, und morgen wird er nur mehr Sinn und Liebe für etliche Verse haben. In den Einzelformen entdeckt er mit einem Male die Fülle einer Segnung als Explosion einer Schönheit, die er bis dahin vielleicht geahnt, doch nie in einer solchen Ballung gefunden hatte. Vielleicht, nein, bestimmt ist das, was ihm zusagt, weil es gleichsam in ihn — und in ihn allein — hineingesprochen wird, nicht die Vollendung, allein es macht ihm Unerhörtes also hörbar, daß der Klang ihn überrascht und daß er in der Überraschung die Erschließung eines Sondergespüres wahrnimmt, das ihm bis zu dieser gnadenvollen Hörstunde unbekannt geblieben war. Nicht immer gehen im Banne des Vollendeten die heimlichen Sinne des nie auszuforschenden Menschen auf; am meisten und am sichersten gefällt, was auf dem Wege zur Vollendung ist.

Dies alles habe ich bei der kleinen Auswahl einheimischer Versgebilde zu bedenken gehabt und zu bedenken nicht gescheut. In der Selektion bin ich weniger Sprecher als Angesprochener gewesen, der weder eine Linie hat befolgen noch einem Grundsatz hat gehorchen wollen; wenn dennoch ein Gesetz gewaltet hat, so ist es das des Zufalls und der Passabilität gewesen. Die Folge? In wenigem unsagbar viel! Unter manchen Flüchtigkeiten etliche Köstlichkeiten, die wie Edelwerk im Rahmen des Gewöhnlichen leuchten! Manchmal Klingklang und dann unvermutet ein Gesang, in dem die allertiefste Stille tönend wird und das deutungsübervolle Schweigen zu entstummen scheint!

Eine Blütenlese ohne Ambitionen! Und das heißt: die Sammlung sollte im Raume des Geistes die Rolle spielen,

welche einem Blumenstrauße im realen zukommt. Dem Bewunderer der Farbenpracht und der zierlichen Beschaffenheit fällt nicht ein, die Dolden reihum zu sezieren. Er läßt die Augen trinken, wie und was sie trinken wollen, atmet ein den Duft der herrlichen Gebilde, freut sich, geht vorbei und trägt, mit den Nachwirkungen des Odors, die Erinnerung an eine Schönheit mit, die sich ihm, an irgendeinem Kreuzwege des Lebens, zu einem kurzen Blicke der Bewunderung als ein Impuls der Aufmunterung, der Beschwichtigung und der Verheiterung dargeboten hatte.

Lieben wir noch Gedichte? Ja, lieben wir noch die unaussprechlichen Farbenharmonien eines Feldblumenbuketts? Eine müßige Frage für Die und vor Denen, die sich Freunde der Natur und Verehrer des Wunderbaren nennen. Es gibt, in sämtlichen Bereichen des Daseins, amusische Seelen und atonische Naturen. Für diese blühen keine Rosen und wirken keine Verse. Wie groß ist ihre Zahl? Ich weiß es nicht und will es nicht berechnen. Psychologen, Kulturkritiker, Verleger und Soziologen glauben allen Ernstes an den zunehmenden Rationalismus in einer Welt, welche sie die gebildete heißen. Die Zeit der Romantik, sagen sie, sei endgültig vorüber und die Feinheit der menschlichen Sensibilität habe einer seltsamen Vergröberung der Sinne Platz gemacht. Ich traue weder den Verlegern noch den Soziologen. Denn ich stelle fest, daß die Lust, zu singen, nicht auszurotten ist. Die Zahl der aktiven Dichter nimmt nicht ab; so werden auch die passiven nicht aus dem Leben verschwunden sein.

Die Rührung des Geschöpfes, als Folge eines Angerührtseins, scheint mir nur mit diesem sterben zu können.

Hier erhebt sich der ideale Leser und begehrt zu wissen, aus welchen dunklen Gründen ich auf der Aussageform in gebundener Sprache zu beharren wünsche. «Ja, weshalb», so ruft er aus, «machen Sie Gedichte?»

Ich dürfte dagegen replizieren, daß «gemachte» Gedichte nichts als Reimereien ohne Wert und Würde seien, während alle Nichtreimereien die geglückten Folgen eines Prozesses darstellten, der sich am besten in der Formel erschlösse: Ich bin das erleidende Wesen, denn es dichtet in mir und es drückt sich aus mir in das rechte Wort.

Dem idealen Leser genügt das selbstverständlich nicht, er nimmt die Frage wieder auf und möchte die tieferen Ursachen dieses seltsamen Aktes kennen lernen. Wie aber läßt sich das Geheimnisvolle in jenem Vorgange deuten, welcher heute so gewöhnlich wie das Schreiben überhaupt geworden ist? Wer Kopfweh hat, legt sich zur Ruhe hin, nachdem er eine Pille geschluckt hat, wer Herzweh verspürt, träumt von einer lieben Frau, und wer ein Seelen- oder Geistesweh erleidet, möchte es als Sonderfall des Menschenschicksals in der Glätte eines Poems gespiegelt sehen.

Das, meint der ideale Leser, sei eine Ausnahmeerscheinung, die es unmöglich mache, daß ein Einzelner aus der Veräußerlichung seiner Geistesqualen einen Beruf zu gewinnen vermöge.

Das hieße also, daß es keine extraordinären Naturen geben könne, an deren inneren Reagens- und Vibrationsflächen sich alle spirituellen Wehungen der Welt betätigen dürften? Oder wollte es behaupten, die geistigen Strömungen seien so selten, daß sie nicht ausreichten, um die Einfänger und die Stoßvermelder zu professionellen Verkündern ihrer Getroffenheiten zu machen?

Nicht ganz, entgegnet mein idealer Leser, aber es möchte sagen, daß der sogenannte Sänger nicht immerfort die Leier rühre, sondern dann und wann als simpler Sager zu funktionieren begehre. Er dürfe das übrigens an mir selber nachweisen, da ich in der «Cäsur der Entscheidung» coram publico erklärt hätte:

«So ist das Ich von 1940 gestorben. Das will nicht sagen, daß ich tot sei, nein, ich bin lebendiger als zuvor und habe nur durch die ungeheure Aktivität des Leids das

frühere Ich überstanden. In neuer Erkenntnis sehe ich den Menschen und die Dinge anders und gebe den Vielen nochmals Recht, die da kommen werden, um mir an jedem Worte nachzuweisen, daß eine gewaltige Veränderung mit mir vorgegangen ist. Diese Aussage wird, sogar sprachlich, durchaus richtig sein, wenn ich auch selber behaupten möchte, daß die unfaßliche, also größere in mir vorgegangen sei. Ich bin den einsamen Weg über die ratio getrieben worden und stehe nun, viel einsamer noch, im Geiste, — oder vor dem Geiste, wenn ihr wollt, aber dann ist mein Weiterleben und mein Wiederschaffen nichts anderes mehr, als der brennende Wunsch, entschlossen hineinzutreten und ihm ganz verpflichtet zu sein. Denn wer da zurückgekommen ist aus den Regionen der mäßigsten wie der unmäßigsten Verbannung und sich nicht, im Geringsten wie im Höchsten, verpflichtet weiß, der hat mir unbefruchtet das bittere Geschenk der Gefangenschaft und der Schmerzen empfangen. Hier vor allem lernte er ja das Leiden im Geiste, das furchtbarste und doch auch wieder das fruchtbarste von allen, in der Diskrepanz zwischen Lehre und Leben der Vergangenheit kennen. Freilich gehörte diese Diskrepanz zur geheimnisvollen Konstitution des Menschen, in deren tiefste Bezirke er einzudringen vermochte, wenn er den Willen oder den Hang hatte, hinter dem Leiden das Erste und das Letzte zu erfassen.

Wenn ich hier von meinem Leide oder von meinen Leiden spreche, dann habe ich immer vor Augen — und möchte auch den verstehenden Freunden vor Augen halten —, daß ich es nicht, nachleidend und gestaltend, vorbringe, um es auszusagen, sondern um an ihm den Impuls erkennen zu lassen, der mich nun die Wege gehen heißt, die in die Innerlichkeit und damit in den Geist führen. Denn von allen Leidenschaften, die ich je gefühlt, erlebt, durchlitten und als gewaltige Schwächungsströme erkannt habe, bete ich eine einzige als salvierende Macht an: jene des Denkens, die mir einen heilsamen Horror vor

jedem Geschwätz vermittelt. Bin ich einmal als empfindsame Existenz hinausgezogen, so kehre ich heute als denkerische zurück. Und wenn auch dieses Denken konservativ in der Erkenntnis seiner Ziele sein sollte, dann wohnt ihm doch soviel revolutionäre und revolutionierende Kraft inne, daß durch sie und mit ihr eine ganze trostlose Gegenwart umgekrempelt werden könnte. Ich weiß nun bestimmt, daß unsere Rettung in der Intensivierung des geistigen Lebens liegt, also im schöpferischen Denken nach christlichen Kategorien, in der freudvoll bejahenden Überwindung der unheimlichen Weltangst, der zu viele zu verfallen drohen. Nicht in lyrischen Ergüssen zu zeigen, wie ich litt, ist demnach der Sinn meiner Darstellung, sondern durch das Leid und seine Läuterung hinauf- und vorzustoßen zum Menschen einfachhin, aber zu jener Ganzheit des Menschen, die im Begriff der alten Humanitas auch das Seelische in allen Zweigen miterfaßt und ausschwingen läßt.»

Gewiß, das habe ich geschrieben, und die Entschiedenheit des Tones in der Entscheidung von damals möchte ich auch heute gelten lassen. Denn die Hochzeiten der Lyrik sind Epochen der Langeweile, in welchen der Mensch unausgesetzt auf seine Eigenheiten stößt und sich nicht auszuweichen vermag. Im Alleinsein mit sich selber kommt er zur Betrachtung seiner inneren Beschaffenheit, er findet sich zurück, durchforscht und erkennt sich wieder. Die Überraschung schlägt sein Staunen frei, und staunend hebt er an zu singen.

Das ist freilich jetzt noch weniger als im Jahre 1945 zu erwarten. Die sieben Hauptsünden der Wollust, des Geizes, der Trunksucht, der Impietät, der Dummheit, der Feigheit und der Faulheit sorgen, wie seinerzeit Louis Veuillot erkannt hat, für die reichestmögliche Abwechslung im weltlichen Kurzweilspiel, das keinen Raum für die Unterhaltungsgaben des Geistes offen läßt. Ich kann nur fort und fort meine Feststellungen aus dem Reiche der prosaischen Entspannung wiederholen. Wir hatten näm-

lich zu hoffen gewagt, daß die Auswirkung jenes Geistes, den wir, im wahrlich treffenden Ausdruck der deutschen Politik, als reine Unmenschlichkeit an uns erleiden durften, auch den schläfrigsten Blick der Welt der tieferen Ursache unseres fortschreitenden, aber nicht davonschreitenden Zeitübels erschlossen hätte. Aber so Manchen gingen die Augen über, so Wenigen gingen sie auf, und nur Etliche erkannten den direkten Weg, der aus der antichristlichen Haltung einer bestimmten Masse in die Brutalität des privaten wie des staatlichen Lebens führt.

Das nazistische Exempel ist nur eine, vielleicht die erste Etappe in der wachsenden Unruhe des zwanzigsten Jahrhunderts gewesen. Wir wollen nicht allzuviel erwarten von den Lehren, die uns wohl die Heilung von untenher und das Heil aus der Stofflichkeit verkünden, aber den Geist nicht über die Materie emporzutreiben und hinaufzusenden vermögen in den Raum der Güte, in die Sphäre der Gerechtigkeit, deren Gesetze noch das überweltliche Brandmal der Schöpferhände tragen. Nein, wir wollen in unseren Erwartungen nicht die Tage des Entsetzens vergessen und also bereit sein, immer in der hohen Hoffnung von 1942 ihre nähere oder fernere Wiederholung, mit allen Steigerungen der Wildheit und allen Wandlungen in der Bestialität, wie gestern zu ertragen. Denn: wir werden es müssen, sofern die Rekonstruktion Europas, und das ist die Wiederherstellung des abendländischen Denkens, nicht auf die millionenfache Lüge verzichtet, um die Ehrlichkeit in der Wahrheit neuerdings zum Fundamente einer universalen Ordnung zu machen.

Was weiterhin das Licht über unsern Tagen verdunkelt, ist die Riesenwolke der Unwahrhaftigkeit. Verraten ist die Würde des Menschen und gemeuchelt sein Leben durch die Lüge. Herrscher und Führer, Parteien und Völker kennen sie und gebrauchen sie als Zeichen ihrer Listigkeit. Dieser hat das Bedürfnis, mehr zu gelten als sein Nächster: er lügt. Jener möchte den Gewinn seines Handelns verzehnfachen: er lügt. Der Gewaltige lügt sich Nachsicht vor, der

Schwache Kraft, der Feige Mut. Die Lüge drückt sich in alle Verhandlungen, in alle Gespräche, in alle Abmachungen ein. Sie druckt sich in tausend Lettern und leuchtet in allen Schriften auf. Schon ist das Leben eine Rotationsmaschine geworden, die Lügen am laufenden Papierbande erzeugt. Wir lesen sie täglich, glauben sie halb und glauben sie nicht. Die dauernde Täuschung macht uns skeptisch, sogar der zufälligen Wahrheit gegenüber. Wir zweifeln uns in die Verzweiflung hinein. So darf das Übel sich ausbreiten. So wächst das Verderben uns sturmhaft entgegen. Wir leugnen seine Wucht und lügen es weg. Noch sind wir da. So laßt uns tanzen und genießen! Jazzmann, spiele auf! Feuer ist das Herz und Rausch der Geist. Sinnlosigkeit, du, Existenz, dich lieben wir, du hältst uns fest, nun erfülle unsere Sehnsucht! Sättige die Lüste, die du geweckt hast! Laß sie wachsen und schwellen! Hör unsere Gier und erhör unsern Hunger! Sein ist Taumel. Und der Schlaf wartet um die ferne Ecke Zeit. Er warte! Auch die Nacht sei Tanz! Alle Mitternachtsuhren haben wir zurückgestellt, die Ewigkeit hat keine Stimme mehr, der Pendel steht, und wir sind Götter dieses stummen, ticktacklosen Augenblicks.

Das ist der Mensch, der sein Maß verloren und die Vermessenheit zum Aktionsprinzip seines Lebens erhoben hat. Tugend ist ihm nur die Härte, und Zentrum der Welt das eigene Ich. Was er als das höchste Ziel seines Strebens preist und vorstellt als die Erfüllung der Brüderlichkeit im kommenden Morgen, ist Lüge. Ja, da kehrt sie wieder, da bricht sie aus, da wird sie greifbar. Packen wir hin und schlagen wir zu!

Nun wohl, in diesem Augenblick, da ich diese Worte sage nach dem drängenden Diktat meines Herzens in der fiebernden Sprache dessen, der im Geiste wie in der Seele verwundet ist, in dieser Sekunde, da ich weiß, daß einer wenigstens diese ausgeworfenen Worte voller Brand und Flammen noch unversehrten Gemütes anhören wird, verröcheln rechts und links und nah und fern von mir, dem

Sprecher, der ein Schreier sein möchte, Hunderte von Unschuldigen ihre zerquälten Seelen aus verhungerten Körpern. Und Dieser wirft das Brot seinen Hunden zu, und Jene badet ihre Katzen in Milch. Und Alle recken die Häupter hoch und erklären: «Wie freut es mich, daß ich mit jener Not nichts gemein habe. Ja, wo bleiben denn da die verantwortlichen Behörden?»

So ist es. Am Opferstock der Zeit läuft Jeder vorbei, doch an den Kassen der Welt drängen sich die Unersättlichen vor die Immerberaubten. Die Schwachen und die Kleinen sind, unter ihren Füßen, beim Zählen der Geldscheine, vergessen als Dreck der Geschichte, den man sich irgendwo in einem Winkel der Verachtung von den Schuhen streift, bevor man im Hafen der Notlosigkeit den Luxusdampfer der Schwelgerei besteigt.

O, im Hafen der Notlosigkeit, auf dem Luxusdampfer der Schwelgerei, haben wir alles aus dem Gedächtnis verloren. Hölle und Himmel, Not und Tod und Fluch und Teufel. Aber dann, im offenen Meere, im Sturm der Winde und der Wogen, wenn das Menschenwerk wie ein kindisches Spielzeug dahintreibt zwischen dem Dunkel des erbosten Himmels und der bewegten Nacht des Abgrundes, wenn wir in den Bullaugen liegen mit verglasten Blicken und endlich die ausgenossene Stofflichkeit als die Ursache unserer Übelkeit empfinden, sehnen wir uns plötzlich wieder nach der Reinheit, nach der erhebenden Leichtheit des Geistes, hören im Donnertosen des Orkanes noch die Stimme, die uns wie ein verhunderttausendfachter Ruf des eigenen Gewissens erscheint, fallen hin und flehen um eine Rettung, irgendeine, noch bevor das Herz dem angerufenen Herrn entgegengegangen ist und das natürliche, schlichte und alles in die Ordnung zurückhebende «Verzeih!» geformt hat.

Hier, am Rande des Verderbens, ist der Glaube Wahrheit. Doch die erste kommende Gemütlichkeit wird ihn wieder als Lüge entlarven. Oder wie ist das im deutschen Ungewitter gewesen, als wir halt- und lichtlos in den

entfesselten Leidenschaften Wurf- und Fangbälle der ersten Infernale waren? Und wie ist es jetzt?

Nicht besser, ich behaupte es vor Jedem, der mit einem Hinweise auf die poetischen oder die musikalischen Eruptionen zu widersprechen wagte. Dichter, die dennoch das Gesetz des Singens erfüllen, schreiben dieser Zeit voraus. Denn sie sehen jene andere kommen, die nur Sprachlosigkeit aus Schreck und Vereinsamung in den Mittenschächten der Furcht sein wird. Sie nehmen zu Versen, gemacht aus Stille, Ruhe, Ausgeglichenheit, Sinn und Schönheit, ihre Zuflucht, um das tot zu schlagen, was sie ängstigen könnte: die Zeit. So erobern sie sich in der spirituellen Domäne den Zustand, welchen die Liedwerdung und der Reimgenuß voraussetzen.

Was ich auszusagen habe, ist die Entdeckung einer freudvollen Enttäuschung, die mich plötzlich kreatorisch macht. Mein idealer Leser wird sich stoßen an der Art und Weise, wie ich zwei Begriffe koppele, die sich dauernd zu widersprechen scheinen. Die Flüchtigen freilich würden unbetroffen über die Zusammenstellung hinweggleiten und sich, wie immer, keine sonderlichen Gedanken über die Gedanken eines Sonderlings machen. Ich selber muß erklären, daß ich diese sprachliche Ehe eines Lustgefühls mit einer Unlust als Mesalliance empfinde, deren sinn- und sachlichen Hintergründen ich nachzuspüren habe, um ihr Zustandekommen auch vor dem kritischen Geiste zu rechtfertigen.

Das Unterfangen ist nicht allzuschwer, da die Tatsache, daß ich eine eigene Überzeugung, die zu verkünden ich bereits begonnen hatte, plötzlich in einem fremden Dichter dieser Zeit bestätigt finde, mir zuerst das unverhohlene Vergnügen bereitet, einen größeren und bekannteren Denker ad adiuvandum me herbeieilen zu sehen, und dann mich des Gefühls beraubt, in dieser Angelegenheit der einzige Hellseher unserer kümmerlichen Gegenwart zu sein. Mein Versuch, das Gesetz der Duplizität der Fälle als Alleinschuldiges hinzustellen, gelingt so gut, daß in

diesem außerordentlichen Ereignis meine Freude schließlich die Enttäuschung überwindet: es ist doch schön, an einem berühmten Schreiber nachzuweisen, daß die eigenen Empfindungen direkte Manifestationen einer Wahrheit sind, die endlich offen ausgesprochen werden muß.

Dieser berühmte Schreiber ist der Italiener Giovanni Papini, der meiner Impression, die heutige Geschichte ermangele der rechten und gerechten Dichter zur Verschönerung und Befriedung der Welt, in einem apokryphen Briefe des Papstes Cölestin VI. an die Sänger der Zeit die allerbeste Expression verleiht. Giovanni Papini liebt das literarische Versteckspiel und die belletristische Maskerade, die es ihm erlauben, in wechselnden Gestalten stets die gleiche hohe Idee zur Geltung zu bringen. Der vorerwähnte Brief spricht, durchaus im pontifikalen Tonfall und in der ehrwürdigen Verhaltenheit der Diktion, die das väterliche Element hervorhebt, zu den vielgeliebten Söhnen aller Länder, die als Wortberauschte gerade in dem Augenblick zu schweigen beginnen, da die Völker nach den Stimmen ihrer besten Deuter horchen.

«Heute», sagt er, «herrscht allüberall die Stille. Nicht einmal die Soldaten haben ihre Lieder gehabt, nicht einmal die Toten sind von den Strophen einer Gefallenenklage begleitet worden. Über einer ungeheueren Blutlache hört man ein maßloses Geschrei, doch nicht den Aufbruch eines Liedes, das, im Erblühn, durch seine Melodie den Schrecken in der Hoffnung sublimieren würde.»

So ist es, ja, so ist es: die Undurchsungenheit des Seins, in dem nichts anderes schwingt als fern das Echo der Kanonen-, Bomben- und Motorenexplosionen, ferner noch der Vorhall kommender Katastrophen, vermehrt die Angst der Kreatur und stärkt die Furcht der Geschaffenen vor dem gerechten Zorn des Schöpfers. Es gibt keine Seele, die sich auszusingen wagte, um Diesen zu besänftigen und jene zu trösten. Der Haß allein hat das Wort, und das ist Schrei und Pein. Die Liebe aber, die den Klang als Linderungsmittel führt, gerinnt nicht mehr zur dichte-

rischen Caritas, unter deren Auswirkungen sich der Krampf der Geister lösen und der Kampf der Widersager legen würde. Die Dichter schweigen, und so ist auch die Güte in der Schönheit verstummt. Der Stoff, an den ein Fluch die Geschlechter kettet und der als unendliche Wucht auf den Verfluchten lastet, wird nicht, wie einstens, unter der Berührung eines gnadenvollen Meisters, der die gewaltigsten Zauberformeln der Sprache beherrscht, zum Geiste, der da hebt, erhebt und schwebendleicht wirkt unter den Erleichterten. Das Tierische allein ist herrschend und vorherrschend geworden. Wo aber bleibt Orpheus, der Gesegnete, der seine Laute rührt, um die Gefühllosigkeit noch dort zu treffen, wo sie sich verwandeln könnte? Wo ist die Macht, die uns die Härte und die Häßlichkeit entbestialisierte und endlich wieder den Menschen, den wahren Menschen, in der Fülle seiner Tugenden, als glänzendes Agens des Lebens vorzustellen vermöchte?

Diese Macht heißt Poesie. Sie schläft: vielleicht den tiefen Schlaf der Erschöpften, vielleicht den tieferen der Enttäuschten, vielleicht den tiefsten Derer, die sich unvermögend wissen. Ihr Reich hat sie den Traurigen überlassen, und seither ist die Sonne hinabgestorben in ein Meer der Tränen. Ausgelacht hat die Freude. Die Kunst, deren Bestimmung seit jeher die jubelnde Bejahung gewesen ist, hat ihr neues Wesen in der Verneinung entdeckt. Auch sie gibt sich als Resignation, im schweigenden Kopfschütteln, zu erkennen. Die Einzelnen und Einsamen, die ihr noch ergeben sind, träumen still von dem, was sie einmal gewesen ist. So leben wir, so sterben wir. Denn aller Tod beginnt in der Verstummung: der seelische zuerst, der geistige dann und schließlich auch der andere.

Wohl, noch haben wir die Sehnsucht, zu singen. Sie breche aus in Wort und Klang! Ihr Sieg wird gesichert sein, wenn sie Freude zu wecken vermag. Freunde, Brüder, laßt uns denn die Stummheit zerschlagen, um die Lust zu befreien, die in unserm Lächeln, auf unsern entstarrten

und enttauten Gesichtern die Schönheit erneuert und die Liebe belebt!

Denn diese Liebe wird uns dann das Leben wieder lieben lehren.

Natürlich, unterbricht der ideale Leser, habe mich über dem Reden der alte Trieb nicht schlecht hereingelegt, da er mir das Herz weich, den Mund warm und das Wort versenhaft und rhythmenfähig gemacht habe. Was immer auch zu verkünden ich unternähme, käme nicht gegen meine Natur an, obschon ich vor nicht allzu langer Zeit an den Schweizer Ernst Otto Marti geschrieben hätte: «Jedoch, mein unbekannter Freund, ich pflücke keine blaue Blume mehr. Mein Amt hat sich, nach mir, gewandelt, denn ich flechte, fort und fort, die Geisselschnüre des Geistes, um unermüdlich auch die Peitsche der Sprache knallen zu lassen. Reime noch, wer reimen mag, — ich bringe Schanden an den Tag: Schanden der Impotenz, Schanden der Impertinenz und Schanden der Inkompetenz.»

Das Wort ist wahr gewesen und auch wahr geblieben, wenngleich ich demselben Freunde der Lyrik gestanden habe: «Nur Ihnen darf ich verraten, bevor ich mich von Ihnen verabschiede, daß ich dann und wann, in meinen einsamsten Stunden — so wie jetzt, bei der Überprüfung Ihrer Schrift — jenes nostalgische Weh empfinde, das nichts anderes ist als ein seelisches Langen nach den Liedern, die ich mir und Ihnen, ja, nur mir und Ihnen endlich singen möchte: mir zur Lust und Ihnen als bleibende Zeichen meiner Anerkennung.»

Ich beherrsche nun einmal die quälende und gloriose Kunst — aber nein, das Gegenteil ist der Fall, denn mich beherrscht nun einmal die quälende und gloriose Kunst, in keinem Augenblick meine Seele aus der Erinnerung stoßen zu können. Und mein Gedächtnis ist das Verbum, das ich streichele, sobald es mich zu heimeln wünscht, meine Erinnerung fließt ins Wort ab, fließt dahin und bordet über, und wenn das Überrauschen stark und stärker

wird, strömt jeder Laut in einen Klang, repliziert sich jede Kaskade in einem Anapäst und jeder Sturz in einem Trochäus, das Erregte treibt mich an, bewegt zu werden, und mit einem Male fängt und hält sich alles im Gesang. Und so entstehen denn in einem bunten Wechsel ohne Ende Streiflichter auf meine Stimmungen und ihren Wechsel, Atemzüge meiner Seele, Rhythmenschläge meines Blutes zu den heimlichen Äußerungen meines Herzens, die ich rasch auf Blättern zu fixieren unternehme. Später spüre ich das alles ab und möchte mich erkennen, wie ich damals gewesen bin. Manchmal glückt es, und ich freue mich des Versuches; meistens aber finde ich nicht mehr den Menschen zurück, der da in klarer, kaum gehetzter Schrift sich ausgedeutet hat. Ich lese dann wie ein Fremder die Sätzesammlung und nehme das Niedergeschriebene in jener Bereitschaft hin, die mehr Ablehnung als Zustimmung ist.

Etwa dieses:

«Heute ist meine Seele nicht mehr wie gestern. Wo ist sie hin, die früher in mir gewirkt hat?»

Ich dürfte mir neuerdings die Frage stellen und sie gleich beantworten: Zum Teile liegt sie geborgen in diesen vergessenen Blättern. Ich möchte einmal nachprüfen, wie sie dazumal gelebt hat, und ihrer Sprache nachhorchen in den Worten, die ich selber nach ihrem sanften, aber unwiderstehlichen Diktat geschrieben habe. Vielleicht ist es eine fruchtbare Begegnung, vielleicht eine größere Enttäuschung; doch immer bleibt es, wie die Folgen auch sein mögen, ein fesselndes Spiel des Geistes.

Ich lese weiter:

«Eigenartig ist, wie man in manchen Tagen, ja, nur in einigen seltenen Stunden außerordentlich befruchtet wird, sodaß Gedanken und Gefühle aus deinem Geiste fallen wie der Same aus der Kapsel, die in Reife springt. Ich lese Worte, spüre Werken nach, — und das Eigene hebt mit einem Male hinter dem Fremden das Haupt und zieht sich zurück, lächelnd und blitzartig wie es

gekommen ist. Nur mühsam arbeitest du dich fort durch die Schriften eines Andern, weil du immer wieder beginnen mußt. Gib das Spiel nicht auf, denn was du liesest, bist du selber, weil das Fremde nur ein Spiegel ist, in dem du dich und deine Seele fängst.»

Oder ich entdecke diese Notierung:

«Wir leben hier und freuen uns, wir kennen keine Not oder streifen hart nur an ihren Kanten vorbei, wir bauschen das Leid von vierzehn kurzen Tagen eines langen Jahres zur unerträglichen Qual auf; wir sind unendlich stolz, daß wir sind, Leiter oder Diener, Herren oder Knechte, Richter oder Gerichtete, Individualitäten, die ihr Ich betonen, wenn sie der eigenen Kleinheit schmeicheln wollen, — aber wir vergessen immer und in allem, daß wir mitschuldig sind an den Übeln der Welt. Weil wir den Schlechten nicht Wegweiser zum Guten sind, den Unwissenden nicht Apostel, den Zaghaften nicht Begeisternde, weil wir schweigen, obwohl wir Stimmen und Atemkraft besitzen und nicht hinausrufen ins Leben:

«Bruder, sobald das Wörtlein Ich über deine Lippen will, sage es demütig hin und neige dein Haupt! Denn du hast den Armen neben dir vergessen. Bruder, grabe nach dem Ewigen in dir, senke deine Taten in seine Gründe, dann gedeihen sie und werden gute Früchte tragen, selbst in Not und Leid!»

Und diese dann:

«Wir müssen vorsichtiger und zurückhaltender werden im Gebrauche des schmückenden Beiwortes und des menschenvergöttlichenden Ausdruckes. Etwa: Schöpfer, schöpferisch, Schöpfertum! Einer allein ist Schöpfer. Hinter den Begriffen tausendfach täglicher Anwendung schlummern Können und Gnade, Gefühl und Segnung. Bleiben wir menschlich auch in der Bewunderung! So gewinnt in der Einfachheit immer auch der Mensch!»

Und weiterhin:

«Jedes Zeitalter hat seine bestimmte große Illusion. Eine überwältigende Gestaltung der verschiedenen Zeit-

alter wäre demnach ein Werk, das uns aufzeigen könnte, wie die Wirklichkeit diese Illusion zerstört. Muß nun die Zerstörung identisch sein mit Verdüsterung, Verzweiflung und Untergangsstimmung? Nein, sie kann auch eine lächelnde, eine wehmütig lächelnde Erkenntnis und ergebenes, stilles Sichbescheiden sein.»

Diese Bemerkung noch:

«Ein Kunstwerk ist nur dann vollendet, wenn wir in ihm unsern innigsten Zusammenhang mit dem Universum fühlen.»

Plötzlich bricht der unausrottbare Lyriker durch:

«Ist des Göttlichen schon genug in mir? Ahnung, Jubel, Lust und Liebe im Gefühl, daß Du mit mir bist? Wissen, herrlichste Gewißheit, daß Du mir Eingang, Weg und Ausgang bist, dunkles, warmes Tor, Du, durch das wir schreiten, ohne zu ahnen, daß Du an der nächsten Biegung wartest als Licht! Ich möchte Dich fühlen im Tanz der Seele und möchte erglühen im Glanz Deines Lichtes. Flamme sein und leuchten, Licht sein und brennen, Feuer sein und nicht verbrennen!»

Und gleich darunter:

«Es hat das Rosenblatt nur leicht im Winde sich bewegt.
Ward jedem Ding in Deinem Willen diese stumme Sprache?
Denn sieh: mir schien die Seele plötzlich heimlich miterregt
Und überm Licht ein Ruf der Duft: Die Zeit verblüht. Nun wache!»

Das setzt sich fort:

«Ich habe die Sonne und die Stille und am weiten fernen Horizonte immer die Wolken. Die ziehen meine Blicke an und heben zugleich meine Seele empor. Wohin ziehen die Wolken? Wo endet uns der blaue Bogen? Manchmal fühle ich mich am Ende stehen, und meine Seele ist tief verwirrt. In diesem Gefühle muß ich mich beugen, und in der kleinen Neigung erkenne ich das Glück.

Ja, ich habe die Sonne und die Stille und ich habe die Ewigkeit des Himmels. Was macht darin ein Tropfen Leid?

Draußen, siehst du, fährt ein Wagen vorbei. Die Grelle des Lichtes fällt durchs Fenster nach innen. Eine Hand, eine unbekannte Hand zieht rasch den Vorhang nieder. Das ist es, und so will ich mich schützen gegen den Lärm der Welt. Den Vorhang der Einsamkeit zu! Sonne! Stille! Wolken! Ich bin euer Gast.»

Ist es immer so gewesen? Nein, denn einmal hat es geheißen:

«Brüder, laßt uns beten, daß es Nacht bleibt, länger als wir möchten, daß das Dunkel uns umfangen hält und tief verdeckt vor unsern eigenen Blicken, daß wir fühlen, was wir ahnen, wie die Dinge uns entfliehn, wie das Licht, das große Leuchten, schon im Traume Drohung ist! Noch ist alles unter Morgen, und die Wolken stehen dunkel zwischen uns und jener endlos großen Sonne, die uns einmal greifen wird. Brüder, laßt uns beten, — denn das Licht, das letzte Wissen, wird in uns die stolze Stille, wird die große Lüge jählings töten.»

Was war da geschehen? Ich weiß es nicht mehr. Die blassen Seiten haben keinen Hauch der Zeit bewahrt, der mir den Wechsel erklären könnte. Dann finde ich den kleinen Satz:

«In der Nacht nur lebt der Geist, spürt das Gefühl und geht auf das äußere und innere Horchen auf die undurchdringlichen Dinge.»

Doch gleich darunter erscheint die Bemerkung:

«Dem Reinen allein wird das Unsichtbare klar: er sieht, wie die Menschheit tausend Stufen emporsteigt, wie mit jedem Schritte das Irdische abfällt, und wie die Einzelnen zu erstrahlen und zu lächeln beginnen. Wenn die Schau zum Schauspiel zu werden droht, kommt eine Wolke und deckt die Lächelnden zu.»

Und weiter, ohne sicht- oder spürbaren Zusammenhang:

«Sinn des Lebens für den Dichter: Immer den Tod sehen, aber Schönheit einfangen in der Seele. Lächeln und das Aufgehen im Untergange lieben!»

Gleich daneben erscheint mit einem Male der Versuch einer Deutung:

«Daß meine Vorzugsworte lauten: zart, leis, schön oder, in der Substantivierung: das Leise, Zarte und Schöne, das Lächeln, das Geheimnisvolle, das Dunkel, die Tiefe, hat seinen besonderen Grund. Ich fühle in allem und hinter allem immer nur das Ewige. Das äußert sich anders als der Sang eines Motors. Das ist Tiefe, Lächeln im Geheimnis und Schönheit im Dunkel. Es ist der Atem Gottes im Wehen des Windes und die Heimlichkeit seiner Schöpferhand noch im Aufruhr der vernichtenden Elemente.»

Und auf derselben Seite:

«Liebe ist letzten Endes Glaube an die tiefste Schönheit und Hoffnung auf die vollkommene Reinheit, die sich plötzlich treffen: im Menschen verirdischt und also noch mit allen Schlacken versehen, im Göttlichen überirdisch verklärt und im himmlischen Leuchten verewigt.»

Etliche Tage später ist als Anmerkung zu einem niemals ausgeführten Gedichte eingetragen:

«Im Banne des Werdens: ein Gedicht, das alles Dunkle und Dumpfe des Gefühls, jede Ängstigung, die mich und damit die Seele anweht als leise, lautlose, ungreifbare und unbegreifliche Vorboten eines zukünftigen Geschehens, des Veränderns im Einzelnen wie im Allgemeinen, der Umwälzung und des Neuwerdens erfaßt. Eines überherrscht in dieser gewaltigen und erschütternden Stimmung: daß der Mensch und daß die Menschheit in diesem Anderswerden Gott wieder näher kommt. Die Katastrophen, die das vernichtende Ende einer Entfernung darstellen, führen merkwürdigerweise in der nachfolgenden Todesstille wieder zu ihm zurück.»

Schließlich heißt es:

«Haß hat immer und in aller Stärke und Weite die Stupidität zur Voraussetzung. Liebe brennt zwar aus dem Herzen und aus der Seele, aber ihre Kraft und ihre Schönheit kommen aus dem erleuchteten Verstande.»

Die Helle ist geblieben. Wie geschah diese Wandlung. Ach, ich kann, auch wenn ich die kleinsten Äußerungen überdenke, die Zusammenhänge nicht mehr herstellen und auch die Ganzheit der Gefühle von damals nicht mehr zurückholen in die Gegenwart. Kein Blatt erhält das Leben, das es doch enthalten möchte. Was auf ihm fortdauert, ist die Form der innersten Erlebnisse. Die Farbe fehlt ihnen und es fehlt ihnen der Atem des Lebendigen. Der Duft der Zeit und der Glanz der Nähe! Vor allem aber: der lockende Anhauch des Schöpferischen, in dem sich mehr als die Kraft und die Macht des Schreibers äußert!

Mein idealer Leser bleibt ein kühler Spürer über meine Begeisterung hinaus. Noch dort, wo ich zu schweigen und in eine Ehrfurcht ohne Maßen abzusinken begehre, wünscht er, Geheimnisse evozieren zu lassen und also Dichtungselemente tätig zu machen. Darum erkundigt er sich, im Letzten unbefriedigt, nach den greifbareren Erklärungen für die Wirkungsmacht der Form, deren Gefallensstärke umso größer sei, je weniger in ihr die Natürlichkeit des Redens, des Aussagens und des Deutens gewahrt werde.

Das Rätsel wird wohl ungelöst bleiben, wenn nicht die Ansicht stimmen sollte, daß ich, als Sänger und als Enunziator dunkler Einflüsterungen, immer fieberhafter den Versuch wage, das Kleid und den Körper einer Dichtung nah und näher an die Vollkommenheit Dessen hinanzuführen, Der da als Erster und als Letzter, als Einziger und als Einzig-Wissender auf mich ein- und in mich hinabredet.

Wenn ich ein Tagebuch zu führen hätte wie meine größeren Zeitgenossen, die, ach, Zeit haben, ihre Zeit bis zur literarischen Neige auszugießen und nebenbei sich Unsterblichkeit zu erschreiben mit ihren täglichen Selbstbeleuchtungen, würde ich nun in die tiefste Stille des Mittags hinabsteigen, das Radio ausschalten, dieses wortspuckende und klangspeiende Lieblingsinstrument einer schlaflos gewordenen Menschheit, die aus Furcht vor sich selber sich enteinsamen und über die erschreckende

Nichtssagenheit ihres Daseins sich hinwegtäuschen muß, der bullernden Feuersprache neben mir das eine, dem tieferen Wunsche meines Herzens das andere Ohr leihen und vielleicht in dieser Form meinen geistigen und seelischen Zustand zum Ausdruck bringen:

An diesem Tage habe ich in mir selbst ein anderes Wesen entdeckt. Wie merkwürdig einfach klingt die Aussage des befremdenden Faktums, das plötzlich einen Menschen sich verdoppelt wiederfinden läßt, — aus Gott weiß welchen Gründen, ich möchte sie weder atmosphärisch nennen, wenn auch die Gefrorenheit der Zeit in der Durchscheinbarkeit der Stunde ihr Teil am Erleben haben mag, noch spirituell, obschon in der außergewöhnlichen Wachheit und Offenheit des Intellektes alle Dinge, unter denen ich mir nur das nächste bin, einer besonderen Klarheit hingegeben scheinen. Ich sitze und sehe mich einem fremden Ich gegenübergestellt. Fast ist es so, als stünde vor mir ein Spiegel, der in einer ebenso fröhlichen wie unverständlichen Laune nicht mein Gesicht, sondern das Antlitz eines zaubermächtigen Possenreißers irgendwo hinter mir als mein eigenes zurückwürfe. Ich wehre mich natürlich gegen eine solche Unterschiebung. Kopf und Oberkörper, Arme und Hände meines Gegenspielers gehorchen genau den Befehlen meines Willens und bewegen sich nach der Vorschrift meiner eigenen Glieder, nur das Gesicht bleibt, wie es gewesen ist. Nein, es ist kein trauerndes oder drohendes, sondern ein abgeklärtes, ich möchte sagen, ein von innenher durchheitertes Gesicht, das meinem Schreck und meiner Unlust mit einem ruhigen Lächeln begegnet. Ich will es anrufen, ach was, anschreien möchte ich diese aufreizende Sonnigkeit mitten in der härtesten Winterstimmung, damit sie meinen eigenen ernsten Zügen wieder den Platz gebe, der ihnen gehört. Da spricht es selber, ja, das ist eigentümlich: ich werfe meine aufgeregten, fordernden und scheltenden Worte hin und kann doch nichts anderes vernehmen als eine stille, gütige und freundliche Stimme, die mir zuredet:

Mein Lieber, du sollst dir gar nichts vormachen. Die Bitterkeit um deinen Mund, die Kühle um deine Augen sind doch nur die starren Linien einer Maske. So bist du nicht. Sieh mich an und erkenne dich in Wahrheit! Vor der Welt kannst du vielleicht als ewig würdevoller Prophet bestehen, vor mir und also vor dir selber nicht. Die Wolken über deiner Stirne sind Tarnung, hinter der, im Geiste, eine starke Sonne steht, deren Strahlen Herz und Seele dir umfangen. Überlaß die Gräue diesem Tage, der sie verdient! Sei, was du bist: ein Lächler, der die Schönheit schaut, die Güte liebt und die Hoffnung brüderlich umarmt! Breite um dich, was du denkst: das Licht! Gib, was dir gegeben ward, die Freude! Sing dich aus, wie es deine innerste Bestimmung will: noch Jubellied zu sein in einer sterbenden, sich selber mordenden Welt! Laß den Tag und seine Kälte! Du schwebst doch über ihm mit jenen Kräften, die dein Wesen formen. Ist die Stimme der Natur auch vereist und der Atem der Weite drüben in der Starrheit der Wälder auch gefroren, so klingt doch jene in deiner eigenen fort und dieser geht noch warm in deinem Hauche mit. Sieh, schon bist du wie ich selber bin, nun bin ich ganz in dir daheim. Meine Tat ist deine Tat. Komm, wir bauen unserer Sehnsucht die Herrlichkeit der Welt, wie sie uns gefällt!

Über uns wölbt sich die Klarheit des Himmels. Um uns stehen die Dinge des Daseins und des Denkens in Glanz und Widerglanz. Die Landschaft lebt und klingt. Aus der warmen Erde steigt der Duft der neuen Fruchtbarkeit. Fern über die Koppen buckelt sich die freie Straße der Sehnsucht und der Unendlichkeit, und hemdsärmelig, barhäuptig und singend zieht das Fernweh hinter der blauäugigen Lockung her. In den Wäldern, unsern Wäldern rauscht die Ewigkeit wie zuvor, und ein nie zu lösendes Geheimnis sinnt in den Bäumen, hinter denen, lautlos, wunschlos, zeitlos, das Schweigen des Glückes verrinnt. Stumme dich aus vom Lärm der Ahnungslosen! Horche hin und höre den nahen Widerklang der Seligkeit! Das

Eis der kalten Tage vor dir ist nur die Stufe für deinen Fuß, der entschlossen hinübertreten will in die Glorie. Denn sie, die Segnung deines Wollens, ist dir immer bereitet und auch stets bereit. Spüre dein Vermögen, fühle die Köstlichkeit, die es vermittelt, erlebe die Lust deiner eigenen Vorstellung! Bilde aus die Wunder deiner Einbildung! Lächle fort und verschenke deinen Überfluß an Lebensfreude aus Himmelssehnsucht!

Sieh, so habe ich dir den Frühling geboren! Nimm ihn hin, denn er ist dein! Und er ist dein in einem Liede, das ich gestern gesungen habe, heute singe und morgen wieder singen werde.

1.

Vorspruch

Nun will ich mich schauen im Spiegel am flammenden Tore des Tages
Und einmal besehen im Licht, was ich tiefer im Dunkelsten bin.
Wohl weiß ich das eine bestimmt: daß ich sehnte und suchte und sank
Durch Borne des Wissens hernieder, doch niemals der Weisheit zu Grund.

Nun aber seh ich gespiegelt ein Wunder im Leuchten der Stunde:
Den Fremdesten find ich in mir und mich auch im Fremdesten wieder,
Den Vater im Kinde des Sohnes, und Tote im lebenden Kreis,
Und Letztes im Hauche des Ersten. So ward mir zur Kette das Sein!

Und alle empfingen die Flamme und alle empfinden es wohl,
Wie über dem leisesten Schreiten ein Leiseres mit ihnen rinnt,
Ein Licht und ein heimlicher Schatten, ein Glanz und ein wuchtiges Kreuz,
Das dich so beseligend schlägt, wie es mich auch bedrückt und erhebt.

So sind wir denn alle gegliedert, und keiner ist außer dem Kreis.
Und keiner ist außer der Liebe, die dreimal gezüngelt verflammt:
Dem Land unser Leben und Sterben! Zwei Frauen das Herz und die Hand!
Und tief in den Seelen die Sehnsucht: o Friede, o Eintracht, o Welt!

Und da ich nun fand, was ich suchte: euch alle, befreundete Brüder,
Und nimmer das kleinliche Ich, sondern jauchzend das brausende Wir,
Da geh ich beschwingter die Wege im Reigen der Schreitenden mit,
Umbrandet vom Geiste des Ganzen und kämpfend auch ganz für den Geist!

☆

2.

Wirrer Traum

Hände, Hände, die mich heben,
Kräfte, die mir Aufschwung geben, —
Oder kam die Welt zu Fall!
Wird die Erdendrehkraft müder,
Taumeln Mond und ich wie Brüder
Einsgeworden quer durchs All?

Schweige, Herz! Blut, laß dein Rauschen!
Ohr der Nacht, wir müssen lauschen,
Denn nun wird das Ende sein.
Abend, lösch das Licht der Sterne!
Dunkel, brause aus der Ferne
Meerhaft in das Chaos ein!

Wind, verklinge! Fluß, verrinne,
Daß ich alle meine Sinne
Spannen kann ins Licht der Zeit!
Ruhe, Seele, soll dich decken.
Wie, du singst und nennst die Schrecken:
Atemzug der Ewigkeit!

☆

3.

Bist du der leisere Atem der Meere?

Bist du der leisere Atem der Meere,
Dunkel gebannt in den dämmernden Raum,
Ruhloses Fließen in ewige Leere,
Donnernde Stille im lauschenden Baum?

Über mich wehst du in endlosem Kommen.
Seltsam verbraust mir im Atem ein Klang:
Dunkler, ich habe Dein Schreiten vernommen
Rauschend die wehenden Wälder entlang.

☆

4.

Fallender Abend schlägt Lider...

Fallender Abend schlägt Lider dunkel nun übers Land.
Schaukelnder, wiegender Abend!
Zitternde Wimpern, o Wälder, dunkler rauscht euer Lied,
Dunkler das Lied in der Seele.

Schwingende Stille der Ferne, kommst du als tröstende Macht?
Rinne, du, heilendes Schweigen!
Fliessende Helle hat Worte, aber die streicheln nicht.
Kennst du mein heimliches Weh?

Worte: das sind nicht Gefühle; sie sind lau oder tot,
Aber die Seele kennt Lieder,
Die euch nicht tönende Helle, schweigend der Abend nur singt,
Volle, verschäumende Stille.

Stille du! Reiß mich hinüber, wo zwischen Tag und Nacht
Größer die glühende Sehnsucht
Sanft auf den Flügeln des Abends, leise und schauervoll,
Sinkt von den ewigen Sternen.

☆

5.

Abendlicher Waldgang

Weite und Wege sind leichter als schattendes Segeln der Nacht.
All diese Schwere der Seele hat erst der Abend gebracht.

Wälder sind reicher im Dunkel, denn Ahnungen ziehen den Hang
Vor dir die dämpfenden Gänge, ach, seltsam und ziellos entlang.

Fühlst du das Leben ersterben? Die Bäume sind tiefer als du:
Leise dem Kommenden wehrend, schaukeln sie Dunklerem zu.

Wipfel und Wurzeln erschauern. Fühl es am Beben der Hand!
Aber du Träumer gehst fühllos durch das erschrockene Land,

Sinnlos der Ferne verbunden, wenn näher das Wunder verklingt:
Göttliches läßt du verwehen, weil fern eine Nachtigall singt.

☆

6.

Litaipes Gesang am Fluß

Nun hängt der Abend in den Trauerweiden,
Die Nacht will mich mit Dunkelstem bekleiden,
Im Wellenspiegel lächelt mein Gesicht.
Ein Falter taumelt hin und sieht es nicht.
Mein Kahn ist Welt, mein Atem mir Gesang,
Wie wundersam doch dieser Hauch verklang.
Leicht schwanken meine Züge im Gewelle
Tiefeinsam zwischen zweier Himmel Helle.
Nun bleiben diese Dinge ewiglich:
O Sterne, Falter, Wasser, Nacht und ich!

☆

7.

Ich will nicht schreien, Herr, nach Deiner Hand

Ich will nicht schreien, Herr, nach Deiner Hand,
Doch leise will ich durch die Nächte gehen
Und wegewärts in das gelobte Land
Auf um die Winde Deiner Gottheit flehen.

Sieh! meines Schiffes Segel sind erschlafft.
Mir flutet allzulau das Licht der Tage,
Und nur Dein Atem gibt mir wieder Kraft,
Daß ich die Lasten Deiner Liebe trage.

Drum laß es Abend werden in der Welt!
Ich weiß: Du bist im Wind mit Deinem Knechte,
Und alles Weh, das hoch im Licht sich hält,
Du senkst es lächelnd in das Meer der Nächte.

☆

8.

Und ich fahre, kühner Segler...

Seelen schweben schwer im Schweigen. Ferne schlafen Tier und Baum.
Und ich fahre, kühner Segler, in das Dunkel tief im Raum,
Aufwärts in den Schrei der Nächte, flügelschwer und ohne Ruh.
Mich umkreisen nackte Sterne. Schwingend deinem Ruf, o Ferne,
Gleite ich versonnen zu.
Jeder Stern wird lächelnd Hafen. Sehnsucht flackert in mein Spiel,
Da aus klingenden Geleisen leuchtend jene Deutung fiel:
Sterne sind nicht nackte Steine; sie sind Atem und Gefahr,
Und ihr Gleiten ohne Stille und des großen Ganges Wille
Und ihr Leuchten ist Altar.
Denn im Schweigen ihres Lichtes atmest Du, Unendlichkeit!
Und so zwischen tausend Welten, Ewiger in Raum und Zeit,
Spielst Du Deine großen Spiele, hängst Du wechselnd unsere Ziele,
Ewignah und ewigfern,
Lächelnd nun an jeden Stern.
Und wir steigen und wir sinken zwischen Nacht und Tag uns wund,
Denn wir tragen schwer im Flügel Welt und Sehnsucht, Raum und Grund.

☆

9.

Ewig im Atemverwehen der endlos hinsinkenden Sonne...

Ewig im Atemverwehen der endlos hinsinkenden Sonne,
Ewigen Jagens du niemals ermüdendes Schweben,
Immer die Sehnsucht im Flügel und niemals der heimlichen Wonne
Endlichen Greifens, ach sterbend, ach lächelnd ergeben,
Gleitest du lautlos in Bahnen, die lärmend die Strahlende ging!

Aber du löschest die Dinge: das Tier und den Baum und das Haus,
Träumende Hänge im Blauen, in denen mein Blick sich verfing,
Ferne und Nähe mit sanften, mit wehenden Händen mir aus.
Hebest mich leichter ins Schweigen aus dunkelversunkenem Land,
Lösest die Worte vom Grunde. Und seltsam erklingt dir ein Lied.

Bin ich nicht, endloser Abend, dir tief in der Seele verwandt?
Dunkel und schwebend und leise: so nimmst du mich, Lautloser, mit.

☆

10.

Wartest du dunkel im Tage...

Wartest du dunkel im Tage,
Träumer, dem Lichte zu schwer?
Hinter dir wächst schon der Abend.
Aber die Seele ist leer.

Spürst du schon schwellende Schatten
Weh um die ruhende Hand?
Um dich versinken die Fernen,
Einsamer ragst du ins Land.

Lieder verwehen im Abend,
Heimlich verlöscht wie das Licht.
Leuchtende Sänge der Sehnsucht
Gibt dir das Wachsende nicht.

Aber der Abend hat Worte.
Beuge dich, Lauschender, vor:
Dunkler, dem Dunkel vermählet,
Dunkleres hebt dich empor!

☆

11.

Einsamkeit, leihe mir Teil deiner Seele

Einsamkeit, leihe mir Teil deiner Seele!
Gieße kreismächtig dich aus um mein Stehen,
Daß ich eines werde mit dir und deiner Tiefe!
Du bist die Segnung meiner wehen Stunden,
Wenn dein steter Flügelschlag mich sanft
Und ohne Rauschen aus der Gemeinschaft reißt,
Leicht wie der Abend, der alle Dinge dunkel umarmt,
Den Baum und das Haus und alles Schreitende
Löst und hebt und langsam in sich eingießt,
Wie das Meer die Fluten des singenden Stromes.
Gemeinschaft ist das Bündnis alles Lauten,
Das den Schwachen hebt, wenn es den Sinner überschreit
Und den Starken zwingt in die ausgetretenen Pfade der Welt.
Aber es gehen so viele Straßen der Wahrheit zu,
Und eine, die heimlichste, führt in dich ein.
Und in dir ist Alles: das Schweigen und die Stille,
Und hinter der Stille das Größte: die Ruhe des Ewigen.
Alle Dinge tragen ihr leichtes Lächeln wie das Wehen,
Das still im sommerlichen Abend um sie und in ihnen ist.
Ihr Lächeln ist wie im Bild das Fließen der Ströme:
Tief und endlos und ruhig, nicht wie das Lächeln
Im Auge des Menschen: ewig im Wechsel, ruhlos
Zwischen Lachen und Leid —
In deinen Dingen steht es und ruht und schweigt.
So ist alles lächelnd in dir, der Stein und das Gras.
Und dunkel hinter dem gebannten Lächeln
Das Auge, das unwandelbar das Lächeln ausgießt:
Gott!
Er ist tief im Gelärm der Welten als donnernde Macht,
Und über dem Dröhnen der Räder schwebt Seine Gewalt.
Er ist die Wucht in allen tiefen Schreien,
Und Sein Atem ist brausend im Sang der Motoren.
Er ist laut im Lauten und stark im Stillen.
Denn in deiner Mitte, o dunkle Einsamkeit,
Ruhet Er lächelnd aus.

12.

So klopfe ich dem Sein an jede Wand

Schon gießt der Abend still sein Dunkel aus
Und gleitet vor der Nacht als sanfter Page.

In dieser Tür, in diesem dunklen Haus,
Um das der Wind in aufgelöster Klage
Ach, endlos geht, als liebe er das Licht
So tief wie ich, das durch verklärte Scheiben
Den tiefsten Rausch der vollen Nacht zerbricht,
Will ich veratmend und geborgen bleiben.

Ich schlage leis und lauter an das Tor.
Die Nacht lauscht mit, es horcht der Wind im Gleiten.
Ich werfe neu den Klang, der sich verlor,
Der Stille hin. — — Und müder muß ich schreiten
Von Haus zu Haus durch wesenloses Land,
Mein Gang ist endlos und mein Schlag vergebens.

So klopfe ich dem Sein an jede Wand
Und horche nach dem Riegelfall des Lebens.

☆

13.

Ruhende Sänger, im Rauschen...

Ruhende Sänger, im Rauschen der göttlichen Ströme verloren,
Fühlt, wie das wachsende Schweigen mich Sinkenden inniger zieht!

Daß ich doch alles noch fühle, verwirrt und berauscht und erkoren,
Alles so seltsam gelöst im verklingenden, dunkelnden Lied;
Daß ich noch alles dem Raunen der wehenden Stunden erlausche,
Bebend wie ihr, da die Seele noch zitternd euch, Singende, trug;
Daß ich zum Dunkelsten sage: Du komme und stehe und rausche!
Daß ich die Starrheit erlöste und ausgoß, wenn ich sie schlug;

Daß ich den Atem der Dinge, das Klingen der Ferne erfühlte,
Leise und schwer und verströmend in eure Worte gerammt;
Daß ich das Dunkel ins Licht hob und Wehsein im Abend verkühlte,
Leuchtend wie ihr und so einsam, vom Lächeln der Spötter umflammt;
Daß ich mich fühle wie Fremdes und bin wie das ruhlose Meer:
Kommt mir die Kraft aus den Sphären und werft ihr sie spielend mir her?

Tote, ich nenne euch Brüder und gleite euch singend ins Haus!
Was mit euch rang: das Unendliche, jubelt in mir sich nun aus.

☆

14.

Es fließt dein Leid, o Leben...

So legst du vieler Jahre
Belastung in mich ein.
Wie ich auch steh und fahre,
Ob Säure oder Wein,
Es fließt dein Leid, o Leben
In meine Offenheit.
Dir bin ich hingegeben,
Dir bin ich auch bereit.

Du läßt mich gehn und stehen
Und weißt um mein Geschick.
Mag träg die Zeit verwehen,
Sie falle wie ein Blick,
Du weißt an jeder Wende:
Die Säure wird nicht Glut,
Und liegt weitab das Ende:
So wird der Wein erst gut!

Nun bring dein Leid zur Fülle
Und reife mich dem Tod!
Ich bin dir sanft und stille,
Wie mich dein Lauf bedroht.
Doch dringt in tiefer Stunde
Ein Weinen vor zu dir,
Dann höre an der Wunde:

Es schläft ein Kind in mir.
Schlag zu mit tausend Gerten,
Mach mich mit Qualen blind,
Doch hinter allen Härten
Erhalte mir das Kind!

Ich bin und bleibe Hülle,
Um seine Glut gerafft,
Sein Traum ist meine Fülle,
Sein Lächeln meine Kraft.
Ich bin als stumme Saite
Ins Endliche gespannt.

Bald lauscht die große Weite,
Dann springt mein Lied ins Land!
Schlag zu mit tausend Gerten,
Ein Wunder klingt im Wind!
Ich lache deiner Härten:
Es singt, es singt das Kind!

☆

15.

Träumerei am Wasser

Himmel und Wasser,
Auge von oben und Blick auch von unten,
Eines im andern beseligt,
Beide doch stumm!

Lächelnd bin ich dabei,
Ich und windhaften Hauches heimliche Kraft.

Zitterst du, Wasser, oder bist du,
Leiserer Himmel der Wolken,
Tief unter sinnenden Wassern bewegt?

Seht ihr: die Bäume des Ufers
Merkten es auch!
Doppelt winkend stehen sie nun im Rund eueres Bogens:
Unten im Wasser schwankend
Und schwankend oben im Licht.

Ach, nun wissen es alle.
Zweige, Blumen und Birken
Flüstern es heimlich die Ufer entlang:

Wasser, Wolken und Himmel,
Auge von oben und Blick auch von unten,
Fühlten, still und erschauernd,
Ewig sich ferne und doch endlos sich eins!

☆

16.

Schwanenzug

Unter Bäumen, über blanke Tiefen
Gleiten schöne Schwäne still und schwer.
Und drei Blätter, die im Wasser schliefen,
Ziehen wellenheiter hinterher,
Schaukeln sanft mich über und in Traum.

Plötzlich bin ich hell im Licht der Stunden,
Staunend, denn ich weiß, ich weiß nicht mehr:
Ging auch dort ein weißer Schwan verschwunden,
Und drei Blätter zogen mit zum Meer,
Oder was fuhr wasserab im Traum?

Eine Seele, schien in Weiß gewoben,
Glanzumschauernd jedes Einerlei?
Ach, noch eh sich meine Lider hoben,
War das Wunder schwanenhaft vorbei,
Und dahinter Schönheit, tief wie Traum!

☆

17.

Ich warte...

Fällt nicht ein Ahnen, schwer wie reife Frucht
Und grell wie Licht in deine schönste Stunde?
Hängt deine Seele nicht, in stillgelegter Flucht,
Dem Tage lauschend am verstummten Munde?

Die Stunde ist so voll. Ich liege drin,
Und meine Seele fliegt nach fernen Gründen.
Der Tag ist schwer und sein Gewicht hat Sinn:
Nun müssen die Gefühle leise münden.

Wohin? Sie faßt nicht jeder enge Born.
Spürst du noch nicht, wie alles deiner harrte?
Schon überglänzt den Tag ein sanfter Zorn,
Die Stunde dunkelt müd. Und sieh: Ich warte.

☆

18.

Okeanos der Seele...

Okeanos der Seele, vom großen Wind bewegt,
Kaum eine scheue Welle an deine Ufer legt.
Traum nur fährt leichte Boote Kanäle still entlang,
Am Ruder dunkle Sehnsucht, im Segel sanften Sang.

Fern lehnt an meine Meere sich dein besonntes Haus.
Jäh flaggen alle Wimpel nach jenem Hafen aus.
Und Traum, verwirrt und lächelnd, läßt alle Ruder ruhn.
Still sinnen Sang und Segel, wie stille Menschen tun.

Der Tag wirft alle Boote ins Tägliche zurück.
Ganz leise und versonnen gehn sie ins helle Glück
Und bringen reglos wieder die unsichtbare Fracht:
Ein heimliches Geheimnis aus der entleerten Nacht.

☆

19.

Gleicht meine Seele nicht dem Fluten...

Gleicht meine Seele nicht dem Fluten,
Das singend nach dem Meere zieht?
Und das beim stillen Dämmerbluten,
Sich lösend in die Fülle flieht?

Ich bin ein Kahn auf diesem Gleiten,
Um dessen Kiel es leise schäumt.
Schwer hängt ein Wind in Segelbreiten,
Der fort nach blauen Wüsten träumt.

Und Nächte sind wie dunkle Bäume,
Die fern am Ufer schaukelnd stehn.
Und Tage sind wie blaue Räume,
Die lächelnd durch die Äste sehn.

Wie bin ich nach dem Meere trunken!
Wie lockend blinkt die ferne Flut!
Am trägen Ruder hingesunken
Sitzt Bruder Traum und sinnt und ruht.

Und weiß: wenn bald ein Tag verblaßte,
Rollt tief ein Rauschen nachtwärts her.
Und Schwester Sehnsucht hoch im Maste
Weist jauchzend aus: «Das Meer! Das Meer!»

☆

20.

Ein stummer Vogel gleitet schwer...

Ein stummer Vogel gleitet schwer und ohne Ziele
Um den verträumten Weiher hin und her
Und sieht des eigenen Flugs verhaltene Widerspiele
Im Wasser schweben, stumm und schwer wie er.

Ich stehe tief im Tag und gehe stumm im Kreise
Um aller Himmel tiefverträumtes Licht,
Die Hand am vollen Auge, schwer und still und leise
Den großen Gang ins All und seh mich nicht.

☆

21.

Beim Fällen eines Baumes

Du, Fäller, hast den Keil ins Holz gestellt
Und wuchtest ihn durch Knorren wie durch Schleißen.
Dich, Stille, trifft der Schlag, der hallend fällt.
Leis knisterst du, o Stamm! Doch bricht ein Reißen
Quer durch mein Herz! Barst hier nicht eine Welt?

☆

22.

In allen Dingen bist du stumm zu Haus

In jedem Laut stirbt dir ein großes Lied,
Ein Lächeln fällt in jedem Blattverwehen,
In jedem Leid schwingt deine Seele mit.
Du fühlst den Atem aller Dinge gehen.

In allen Dingen bist du stumm zu Haus.
Und tausend Gräber wachsen durch die Stunden.
Du schöpfest nicht das große Leben aus
Und stirbst doch endlos auch an fremden Wunden.

☆

23.

Die Wolken sind mir Schwestern...

Die Wolken sind mir Schwestern, und der Erde
Geballter Schrei ist tief in mir erstarrt.
Doch atemschwer, in neigender Gebärde,
Ein Stiller, der das Leuchtende erharrt,

Im Morgenrot, im abendlichen Sinken,
Bin ich von allem innerlich versehrt.
Ich muß die Andacht tiefster Stunden trinken,
Der Hauch des Alls wird in mich eingekehrt,

Der Vogel schlägt mich an mit sanftem Flügel
Und gibt berührend seine Sehnsucht her,
Ruf ist das Tal mir und der ferne Hügel
Und hügelferner das gedämpfte Meer.

Der Baum ist einsam unter tausend Bäumen
Und legt sein Wehsein heimlich in den Wind,
Das Feld darf nicht sein müdes Leid verträumen,
Und allerwärts weint doch ein Menschenkind.

Ich bin zu eng dem Atem aller Dinge,
Dem unterdrückten Schrei, der mich durchbebt.
O Wort, o Klang, daß ich das alles singe,
Was um mich leidet, weil es in mir lebt!

☆

24.

Laß dich treiben und schaukeln...

Daß die Wolke so zieht und die Blume sich neigt, du mein Kind,
Daß die Zweige so zittern wie staunend du auch, o mein Kind,
Daß die Dinge so ruhlos und schwingend sind,
Das macht nur der Wind.

Du nenne ihn Atem der Ewigkeit,
Der haltlos steigt wie die endlose Zeit,
Du nenne ihn nicht:
Er geht doch durch alles so leis, o mein Kind,
Und selig im Gleiten, doch fühllos und blind
Um dein Gesicht.

Daß du zitterst, wenn still in dein ruhloses Sein
Verdunkelt und schauernd dein Denken lauscht,
Macht der Atem der Seele, der endlos und rein
Wie der Wind aus der Ferne der Tiefe entrauscht.
Du fange ihn ein:
Er geht durch die Hand und er geht durch das Wort,
Er wächst dir verklingend ins Ewige fort
Und verweht wie der wandernde Wind.

Sagt die Blume denn auch, o du lauschendes Kind:
Wer greift in mich ein und schaukelt mich leis?
Ich möchte ihn fassen, des Kräfte ich weiß!

Die Blume trägt trunken die Schauer im Haar,
Die Wolke zieht lautlos und endlos und klar.
Sei leise getrieben und selig geneigt,
Im sänftlichen Schaukeln sei Blume und Zweig!

☆

25.

Schon will der Dinge Atem leiser gehn...

Schon will der Dinge Atem leiser gehn.
So sanft stirbt nun der Herbst in unsern Gärten,
Daß Wolke, Blatt und Baum benommen stehn,
Die leicht die letzten Strahlen noch verklärten.

Und alles, was der Glanz entzündet hat,
So Blatt wie Seele, muß vom Wehsein trinken
Und will doch nicht die allerletzte Tat:
Erzitternd aus dem Leuchten niedersinken!

Drum schweigt mir, Menschen, daß nicht euer Hauch
Die Ruhenden im Abendträumen störe.
Es störte meiner Seele Stille auch,
Die offen lauscht, daß sie das Tiefste höre.

Und hört erschauernd, wie ein scheuer Wind
Aus toten Fernen weht, daß er befehle.
Die Wolke zieht. Nun ist die Stunde blind.
Müd sinkt das Blatt, und müder meine Seele.

Das Leben war. Nun wird das Andere sein.
Ein Dies irae schreckt durch dunkle Pforten.
Wir sind ins Tor geweht, Tod, laß uns ein,
Denn Du bist scheu im Wind an allen Orten!

☆

26.

Im Herbste wird das Leben leicht...

Im Herbste wird das Leben leicht und aufgehoben.
In alle Dinge strömt das leise Wunder ein
Und löst das Sommersein vom Grund und gibt es oben
Dem Wind, dem weiten Abend und dem müderen Schein
Der Himmel, die sich schwer und dunkel senken
Und über unserm Abend stumm wie Dächer sind.
Gefühl wächst lautlos auf, und alles Denken
Umwandert scheu den Tod, so endlos wie der Wind
Im Tag sich hält und klingender im Dunkeln
Vom Unerkannten die geheimen Kräfte weiß:
Tief ist der Sommer, voll von Laut und Licht und Funkeln,
Der Ferne nur die Ferne reichend, streng im Kreis
Des Zeitlichen um alle Dinge glutvoll schreitend,
Endlos verstrahlend, blütenreich und lüsteschwer,
Ganz Wanderer, ganz Reifender. Dann leiser gleitend
Hebt er gedämpft die Glut der Tage zu uns her
Und reift die Zeit dem Ewigen. Von seinem Glanze
Bringt bald der Herbst das sanfte Abendlächeln mit,

Das losgelöste Sinken in getragenem Tanze,
Die offene Unendlichkeit, den scheuen Schritt,
Der tief im Tag dir überall entgegenschlägt
Und blattgleich dich sekundenlang hinüberträgt.

☆

27.

Der Herbst ist tief in Alles eingesunken

Der Herbst ist tief in Alles eingesunken
Und will, daß ich verklärt mich lautlos neige.
In meinem Blute war ein Sommer trunken.
Nun hängt mir schwer die Seele im Gezweige
Und schaukelt müde ihr geheimes Fühlen,
Tiefschauervoll, tieftrauervoll und leise.

O Herbst! Es liegt ein Ton in deinen Spielen
Und weiß von einer wegeschweren Reise,
Vor Abend noch, im sanftern Mittagscheine:
Aus tiefster Trunkenheit führst du mein Leben
Der Kelter zu, der Hefe und dem Weine.

So muß ich alles in die Reinheit heben,
Und alle Reinheit will getrunken sein.

☆

28.

An Allerseelengräbern

Wie sanft der Herbst noch durch die Gänge geht,
So lächelndleis und müdeweh des Wartens!
Als Deine Blume bin ich hingeweht,
O Gott, ins letzte Lodern Deines Gartens.

Dein Wind nimmt mich gelassen in sein Spiel.
Schon sinken sanft die Blüten meiner Krone
Aus Hang und Halt ins unerkannte Ziel.
Ach, daß die Schwebenden der Sturm verschone!

Aus hundert Hügeln dräut mir Deine Macht.
Das will mich tief aus allen Wurzeln heben.
Ich schwanke still hinüber in die Nacht,
Und hinter ihrem Leid winkt mir das Leben.

☆

29.

Fröste im Advent

Auf den Flügeln des Sturms fiel das Sterben ins Tal.
Auf den Schwingen der Nacht sank Verderben hernieder —
Da starb mir der Strom. Und die Nächte zumal,
In denen Alleid ich dem Strome empfahl,
Sind starr nun und seltsam und schwer ohne Lieder.

Und ich halte nun lauschend die Seele bereit
Und ich horche hinaus und ich horche nach innen,
Und alles ist tot. — Und die dunkelnde Zeit
Erschauert am Ufer der Ewigkeit,
Aus der will das Göttliche rinnen.

Du, fühle es mit: o, schon wittert das Land
Tauwetter im Glanz über Türmen und Dom.
Bald springt uns das Licht aus der stürzenden Wand,
Bald splittert von klingenden Dingen das Band:
Das Eis von der Seele, das Eis mir vom Strom!

☆

30.

Traumherrscher ohne Schranken

Ich schalte frei, Traumherrscher ohne Schranken,
Und habe leicht, noch eh dein Schreckruf fiel,
Mein Ich zum All gemacht und sonder Schwanken
In dieser Welt mein Herz zum Sonnenspiel.
Nun bin ich doch wie du in Glut und Glänzen,
Mittsommerliche volle Mittagszeit,
Und darf aus wirbelsamen Strahlentänzen
Eingehn in deine Atemlosigkeit.

Die Seele wird zum wälderweiten Dunkel,
Durch das kein Hauch geht und kein Wehen weint,
Weil die vereinte Glut das Windgemunkel
In ihren Bränden himmelblau versteint.

Und doch durchschreitet diese Wälderweiten
Die Sehnsucht sanft wie eine Märchenfee
Und lächelt hin durch tausend Seligkeiten
Im Spiel mit Farn und Vogel, Blatt und Reh.
Da muß sie jäh ins Niegestörtsein lauschen
Und weiß beglückt: In dieser heißen Zeit,
In jener Ferne, die nun lockte, rauschen
Die Labequellen meiner Ewigkeit.

☆

31.

Gott träumt am Ufer meiner Seele

Gott träumt am Ufer meiner Seele
Und trägt den Abend unterm Lid
Und spricht im Traum: «Geh hin und zähle
Die Qualen, die dein Auge sieht!»

Ich gleite still. Die Wasser rauschen:
«Dein Atem ist ein ewiges Meer.
Leih mir Dein Ohr, dem Leid zu lauschen,
Bring ich Dir tausend Meere her!»

Er blickt verloren in die Fernen
Und sät den Abend in den Wind:
«Ich zähle sie an meinen Sternen
Und weiß, daß sie nicht endlos sind!»

Ich fliesse leis. Die Wellen sagen:
«Du, Ewigkeit, hast keine Zahl!
Es bricht ein Meer aus allen Tagen,
Und jeder Laut hat seine Qual!»

Er taucht die Hand in meine Fluten
Und lächelt voll den Abend hin:
«Das Große steigt aus tausend Gluten.
Ich bin der leiderstrebte Sinn!»

Er steht und breitet Seine Hände,
Die Nacht fällt mächtig über Land:
«Ich bin im Leide, das Ich sende,
Ich bin im Kerne und am Rand!

Ich bin in euern vollen Nächten,
Ich bin als Dunkel tief im Saal,
Ich grabe still aus tausend Schächten
Das Gold der ausgelittenen Qual!»

Ich rausche leis. Die Wasser sagen:
«Es steht ein Großes in der Nacht,
Gott ist vom tiefen Wellenschlagen
An unsern Ufern still erwacht!

Und alles Leid der fernsten Weiten
Und aller Qualen ärgster Brand
Rollt ihm — o Maß der Ewigkeiten! —
Als Tropfen leuchtend aus der Hand.»

☆

32.

Bin ich nicht einsames Saatkorn...

Bin ich nicht einsames Saatkorn des ewigen Säers,
Kraftlos dem Schwunge verloren, leise den Fingern entglitten,
Eh noch die Hand den streuenden Bogen warf?
Schollen decken mich zu, und das stehende Licht
Lastet unendlich über den trunkenen Schollen.

Warum kann ich nicht Scholle, warum muß ich denn Korn sein?
Nacht ist mein Bett, und mein wuchtloses Wort,
Weinend dem Lichte verhaftet, dem Säer sehnend geklagt,
Fällt mir lautlos und schwer tief in die Seele zurück.
Schwellend am Worte im Dunkel, durchs Leid der Scholle vor,
Drängend dem Lichte entgegen in haltloser Flucht der Lieder,
Immer Dir zu, Du stummer Säer ins Land,
Ungesehener Du und Niebegriffener,
Reife ich jubelnd ins Licht,
Wachse ich tief in Dich ein, wachse ich zitternd,
Von deinem Hauche umflossen, von deinem Atem geküßt
Und tief in den Gründen seltsam bewegt,
Ach bald, ach schwer, dem stilleren Abend entgegen,
Den klingenden, schwingenden Sensen zu.

Fallend und sterbend aber
(Ich weiß es, denn du sagst es mir dunkel
Tief in den fliehenden Ahnungen
Manchmal im Ruhen des sommerlichschweren Neigens,
Wenn Deine Winde Dein Wort verwehen wie Staub.)
Fallend und sterbend werde ich ruhen,
Frühling und Herbst Du,
Aussaat und Ernte im gleichen Schwung der Hände,
Ewiger Säer, ewiger Mäher des Endlichen,
Werde ich lächelnd ruhen in Deiner Hand.

☆

33.

O du bist groß, Gebieter ohne Zorn

Ich würde alles mit dem Tod umgürten:
Das Sein, die Sterne wie den kleinen Dorn,
Auf daß sie sterbend meine Stärke spürten,
Wär ich wie Du, Gebieter ohne Zorn!

Ich würde alles mit Verderben schlagen:
Den Menschen und das Tier, den Wind, die Zeit.
Und würde stolz, von eigener Kraft getragen,
Hinschweben durch den Dom der Ewigkeit.

Und liesse alles, ohne milde Regung,
Auf loser Hand nur schaukelnd, wie zum Spiel,
Den Atem und das Fleisch und die Bewegung
Vergehn: es war, es atmete, es fiel!

Und würde lächelnd auf den Trümmern stehen,
Wär ich wie Du, grundloser Quell der Macht!
Und würde leis ins Schweigende verwehen,
Als Flamme durch die sternenlose Nacht.

Und dann, ins Ruhende zurückgesunken,
Mein Wissen dunkeln. Alles wird zu Traum!
Den tiefsten Rausch mit leichter Hand getrunken
Und groß und einsam sein im leeren Raum!

Du aber lohnst den Fluch mit stiller Güte
Und reifest jedem Feld das goldene Korn.
Und jedem Baume gibst Du Deine Blüte.
O Du bist groß, Gebieter ohne Zorn!

☆

34.

Der Flüchtling vor Gott

Fern von Dir verklingt mein stilleres Leben.
Wird Gewesenes nicht leicht zum Traum?
Alle Dinge überlief ein Beben, —
Fern von Dir versteinert sich der Raum.

Schwellend gibt das Dunkel seine Deckung,
Hüllt mich ein und spült mich in die Nacht.
Tief in meinem Schritt klingt Deine Schreckung,
Und Dein Atem ist im Wind erwacht.

Deine Wärme steigt aus jedem Grunde,
Und dein Schreiten ist in jeder Bahn.
Tausende umweht die volle Stunde,
Denn die Fülle schlägt nicht einen an.

Doch! Du wirfst um mich die ewigen Fluten,
Denn die Andern gingen in Dich ein.
Feuer sind sie tief in Deinen Gluten,
Ich allein bin unbewegter Stein.

Wo ich bin, ist auch Dein hartes Wehen
Wesenlos und fühlbar um mich her.
Immer höre ich die Wellen gehen,
Denn Du rauschest wie das große Meer.

Wandrer hälst Du nicht mit Deinen Händen,
Wirfst sie ab, wie Staub von Deinem Schuh. —
Ach, ich spüre weh Dich um die Lenden,
Fliehend sinke ich Dir wieder zu!

☆

35.

Kleines Weihnachtslied

Kaum steht das Tier im Schatten,
Da fühlt der Mann ermatten
Die stille liebe Frau.

Gleich kommt ein sanftes Rauschen,
Daß er muß auswärts lauschen
In ungeahntes Blau.

Ein Stern will niedergehen
Und bricht als tieferes Wehen,
Wie losgelöster Wind,

In wachsendem Gestrahle
Durch Tür und Stein ins Kahle —
Da lächelt schon das Kind!

☆

36.

Erlöste, ersteigen wir singend das Land...

Grüße den Tag mir und küsse die Stunde!
Alles sei Atem und Stille und Klang!
Demut erlausche unsterbliche Kunde.
Die uns ein Bote des Ewigen sang:

Maria ging lächelnd den Weg in die Ferne,
Maria ging leicht wie ein jubelndes Kind
Und winkte dem Gleiten der ruhigen Sterne
Und fing in den Händen den kosenden Wind.

Doch Sterne sind tief. Und das heimliche Wehen
Des Windes ist schwer und so seltsam gefüllt.
Maria erschauert im müderen Gehen,
Und leis wird ihr Lächeln vom Wissen umhüllt.

Laß fallen die Hände vom Arm des Erwählten,
Denn göttlicher Wille ward wirkende Tat,
Und Stunden, die nah im Vergangenen zählten,
Verlieren sich hin wie der schwindende Pfad.

Maria wächst über das Dunkel der Erde,
Vom heiligen Atem der Stille umkost,
Und steigt aus dem Kreise der Hirten und Herde,
Dem Menschen ein Weib, doch dem Heile verlost.

Sie schreitet verloren zum Stalle hernieder
Und weiß, wie ihr Schreiten die Ferne beschenkt;
Dem Müden pulst Kraft durch erschrockene Glieder,
Der Laute wird leis in sich selber versenkt.

Und über den Dächern schwebt dunkel das Ahnen:
Erlösung harrt lauschend an stürzender Wand.
Und, weinende Sünder, aus ruhlosen Bahnen
Erlöste, ersteigen wir singend das Land.

☆

37.

Maria spricht

Ich schöpfe Dein Wehen
Aus Stille und Wind,
Und über mein Sehen
Wächst lächelnd ein Kind.

Ich werde nun, Rose,
Dem Tage geschenkt,
Der segnend das Lose
Ins Feste versenkt.

Du bist in den Winden
Nur leise und groß.
Ich werde dich binden
Im reifenden Schoß.

Und werde dann, Rose.
Dem Tage geschenkt,
Der segnend das Lose
Ins Feste versenkt.

Ich halte Dein Schweben,
Dein Atmen, Dein Licht
Und gebe dem Leben
Gestalt und Gewicht.

Und werde so, Rose,
Dem Tage geschenkt,
Der segnend das Lose
Ins Feste versenkt.

Schon tragen die Stunden
Mich leicht in die Nacht.
Und wehlose Wunden
Entfalten sich sacht.

Schon werde ich, Rose,
Dem Tage geschenkt,
Der segnend das Lose
Ins Feste versenkt.

Du falle und steige
Im Atem des Lichts,
Du sprich oder schweige
Voll leisen Gewichts:

Ich bin deine Rose,
In Liebe gesenkt,
Steh lächelnd und lose,
Dem Leide verschenkt.

☆

38.

Der Narr im Spiegel

Der Narr: (Zum Spiegelbild)

Wer bist du, der du stumm und ohne Schwere
Die Lider senkst, die Arme hebst wie ich
Und atemgleich dich wehrst, wie ich mich wehre?
Ein sanfter Narr, das bist du sicherlich,
Der seltsam und geübt in wirrer Regung
Vom Fremden sinnlos alle Taten pflückt
Und sie, in wundersamer Gleichbewegung,
In sich verwandelt, ernst und doch beglückt,
Daß Zug dem Zuge gleicht und Hoch und Nieder
In deinem Arm sich wirkend wiederfand.
So scheinest du im Wanderrausch der Glieder
Aus mir gewachsen und mir tief verwandt.
Bin ich so stark, daß ich das Wort gestalte,
Wenn jäh der Wille laut das Wort mir ruft?
Doch wie ich unberührt die Form entfalte,
Schmerzt zwischen Form und Wille tiefste Kluft!

Das Spiegelbild:

Du bist geheimnisvoll im Licht der Tage
Und ich bin Du, wenn mich das Licht gebiert.
Daß ich dich weiß, wenn ich den Willen trage,
Und falle, wenn der Tag sich leis verliert,
Daß ich dich fühllos meinen Schöpfer heiße
Und nenne, wie du tief dich selber nennst:
Das ist das Rätsel, das dich schaudernd reiße
Tief in dich ein, wo du am tiefsten brennst!
Du sagtest Narr zu mir und lächelst leise.
Ich gebe lächelnd dir das Wort zurück.
Wir gehn verbunden die getrennte Reise:
Ich trage dich und du trägst mich im Blick.
Uns beide trägt, was hebend dich bedrückt.
Geh in mich ein und sei in dir beglückt!
Du siehst den Abgrund zwischen Form und Wollen
Und meinst ihn abzugreifen mit der Hand.
Doch schöpfe aus! Du hebest aus dem Vollen
Endlos den Willen, nie die Form vom Rand
Der Nähe, die du weh mit heißen Fängen
Hebend zu greifen suchst, wie Holz und Stein,
Daß sie bewegend und bewegt sich zwängen,
Sich selber zwängen in sich selbst hinein.
Geh ahnend in dich ein und schlage dich:
Ein sanfter Narr, das bist du sicherlich!

☆

39.

Das Dunkel rauscht die müde Sehnsucht an

Der Wanderer:

Wie bist du stumm, du mittagtiefer Stein,
Um den mein Schreiten ungefühlt verklingt!
Die Straße schlummert in den Wald hinein,
Der rauschedunkel mir entgegensingt.

Der Stein:

Ich bin der Sinnende, der fernwärts lauscht,
Wenn mich der Wanderer im Traume weckt.
Ihr fühlt es nicht, wenn euer Weh verrauscht,
Wie mich das Wunder jeder Stille schreckt.

Mich drückt die Last, die leise mit euch schreitet,
Das Ungesagte, das euch stumm umgleitet,
Denn alles Große ist in meiner Bahn.
Euch treibt ein altes Erbe in den Hain,
Das Dunkel rauscht die müde Sehnsucht an.
Ihr tragt das Helle tief in euerm Schritt,
Das große Schweigen nehmt ihr fühllos mit,
Ins rauschende Verdunkeln mit hinein.

40.

Wenn ich den Zirkel jetzt mächtiger schlage

Ich:

Wenn ich den Zirkel jetzt mächtiger schlage um nächtlichen Ort,
Raunend mein Feld nun dem Endlichen kraftvoll verschließe,
Daß ich die Brausenden banne: die Masse, den Schrei und das Wort,
Daß mir das Ewige klingend dem Dunkel entfließe,
Schauert die Seele zusammen und weiß die unsterbliche Macht.

Hör ich den Klang schon, den tiefsten der göttlichen Klänge
Über dem heimlichen Raunen und tief in dem Kommen der Nacht?
Stärker noch banne mein Wille die atemlos drängende Menge!
Seele, entsteige der Hülle und lege dich lauschend hinein
Tief in die Wirbel des Dunkels und trinke die Fluten!
Aber sei stille! Sei Kind mir: so sprachlos, so weltlos und rein!

Die Seele:

Fühle so zitternd das Sein in den himmlischen Gluten,
Fließt dir die Ewigkeit klingend ins träumende tiefe Gesicht!
Fremder ist Alles, und fühlbarer bin ich im Dunkel.
Klang ist das tiefere Leben und klingend bin ich dir licht,
Daß du mich singst in der Worte gedämpftem Gefunkel.
Aber das Wort ist es nicht. O, viel tiefer als Wort ist der Klang,
Tiefer im Klang ist das göttliche Schweigen verloren.
Segne die Nächte, in die jener klingende Atem dir sprang,
Frachte sie ein und du fühlest: in Gott bist du wiedergeboren!

41.

Hochzeitliches Zwiegespräch

Die Frau:

Nun überfällt mich der geweihte Tag,
Eh noch der Atem seinen Rhythmus fand.
Was mir als Sehnsucht lang im Herzen lag,
Steigt bang und lächelnd ins verwirrte Land.
Und mich umweht ein unbekannter Wind,
Dem ich als Baum gesetzt bin, daß er Sang
Und Lüste, die wie kleine Kinder sind,
Um meine Äste jage. — Bist du Klang,
Geliebter, bist du Wind? Bist du der Raum,
In den ich zitternd wachse, weil dein Hauch
Mich sanft umkost und meine Hände kaum
Die Wesenheit des Wehenden erfühlen?
Du bist nur Klang, nur Fluß. Du bist nicht du.
Denn vor dem Priester wurdest du Orkan,
Der brausend mit dem Orgelrauschen kam
Und einfiel in die Ruhe meines Schaukelns.
So bist du fremd und wesenlos in mir...
Und ich? Ich bin wie ein gekostes Tier,
Das in den Atemfährten des Geliebten
Dem kargen Kosen nach ins Weite geht.
Ich bin nicht ich. Du hältst mein Herz wie Wein
Und gießest mich in deine Winde ein.

Der Mann:

Hast du nicht tausendmal in großen Stunden
Mich tief mit deiner Seele ganz durchlauscht?
Und hab ich nicht aus ungenannten Wunden,
Die nur die Neigung in die Größe bauscht,
Mein Herz wie nackt in deine Sicht gehoben?
Dann warst du mir verwachsen und verwandt,
Daß wir, wie Eines, stumm und froh nach oben
Ins Atemleichte schritten. Deiner Hand
Warmflutende Erregung ging in Schauern
Und deiner Augen leichtes Leuchten sang.
Und nun gehst du aus den geweihten Mauern,
Noch trägst du tief im Ohr den hohen Klang
Des Wortes und der Segnung und der Lieder,
Und schon verwirrt dich das bekannte Land?

Und alles, Mensch und Stein, erkennt dich wieder,
Du aber schreitest um der Dinge Rand
Und nennst sie neu, die unverändert stehen.
Trittst du so seltsam aus der alten Bahn,
Verwirrt vom geistgeweihten tiefern Wehen,
Und fühlst mich ferner in der Fremdheit an?

Die Frau:

Du bist nicht mehr wie gestern, da dein Blick,
Dein Streicheln, deine Hand die deine waren.
Wie sich doch alles wandeln darf im Glück!
Schon liegt ein Fremdsein über meinen Haaren,
Schon ist dein Atem angekühltes Warm,
Das leis und zitternd mein Gesicht umstreicht.
Es löst der Halt sich scheu von deinem Arm,
Und läßt mich sinken, tief und lang und leicht.
Von deinem Auge geht ein Dunkel aus, —
Und gestern leuchtete doch dein Gesicht! —
Das fließt mir wehlos schwer ins offene Haus
Und füllt mich auf, doch es erwärmt mich nicht.
Ich nenne nicht die Dinge all mit Namen,
Weil nicht das Wort jedwedes Fühlen hebt.
Doch sag: Nennst du die Fluten, die mir kamen,
Nicht Furcht, die tief durch alle Wonnen bebt?

Der Mann:

Du Namenloses der beglückten Stunde!
Wie reichst du scheu im letzten Atemfall
Dem Jubelnden die ängstliche Sekunde!
O Kind, war meine Seele dir nicht All,
In das du deine Sehnsucht lächelnd hieltest,
Das wir durchschritten, einsam Hand in Hand?
Hast du die Weiten nicht, durch die du spieltest,
Lächelnd erleuchtet und erhellt erkannt?
Die Furcht geht atmend durch die Dunkelheiten,
Die scheu und schauervoll dein Fuß begeht.
Nun sprich: kommt dir mein Wort aus dunklen Weiten,
Bist du in mich wie in die Nacht verweht?

Die Frau:

Nun nennst du Fremdes mit dem fremden Namen!
Und doch geht Nacht mich unerschlossen an,
Daß ich erzitternd um des Tages Rahmen,
Ach fühllos, lichtlos, wissenlos die Bahn,
Die du, Geliebter doch, mich führtest, gehe.

Fließt nicht die Welt so schwer um meinen Fuß?
Du aber willst, daß atemleicht ich stehe
Und Fliehendes dir reiche sanft im Kuß.
Ich weiß: ich sei das Klingen deiner Zeiten!
Noch aber ist das Tönen nicht erwacht,
Noch ist es Tag. Bald wird der Abend schreiten
Und tief im Abendfall die Furcht der Nacht.

Der Mann:

Die Nacht kommt klingend her auf dunklen Wellen,
Die Nacht ist reicher als der große Tag.
Alleid, Allqual wird leicht in ihr vergellen.
Doch brausender bleibt der geheime Schlag,
Der zwischen Land und Land auf schweren Schwingen
Uns ewig tiefer und beseelter tönt.
Die Nacht weiß heller als der Tag zu singen,
Im Abend steht die Seele dir verschönt.
Die Nacht hebt Wunder hoch aus ihrem Schoß.
O ahne nur: im Dunkel sind wir groß!

Die Frau:

Schon fühle ich, wie an mein stilles Ufer
Das Wasser ruhlos seine Wellen schlägt,
Ein naher Rauscher und ein ferner Rufer,
Der Sehnsucht bringt und Sehnsucht weiterträgt.
Fern kommt ein Schiff im Atem großer Winde
Und gleitet her zum tieferregten Strand.
Und seltsam fremd — wie gleich ich doch dem Kinde! —
Fühl ich mich stehn, fühl ich mich plötzlich Land.

Der Mann:

Du bist der Gast, ich bin das Schiff im Meere.
Du steige ein! Ich weiß der Häfen viel.
Komm, fülle meines Schiffes weite Leere
Und nenne mir dein heißersehntes Ziel!
Schon flaggen Wimpel aus zur frohen Reise,
Der Abend fällt ins volle Segel ein.
Ich weiß dir große Buchten, stille, leise.
Dort träumt das Glück. Komm, steige ruhig ein!
Sanft schlägt das Meer an die durchpulsten Planken.
Das ist der atemhafte Fluß der Zeit!
Spann deiner Seele Segel aus! Wir schwanken,
Wir stoßen ab! Das Ziel heißt: Ewigkeit!

Die Frau:

Es muß ein Göttliches am Ende stehen,
Wenn Himmlische die Ausfahrt schon umwehen!
Nun muß ich lächelnd in die Kniee sinken
Und aus der Fülle tausend Wunder trinken.
Noch schließt ein Bangen mich im Zirkel ein.
Ich bange fort und bleibe wunschlos drinnen
Und will nicht weiter in die Nächte sinnen.
Das Ziel sei: Ewigkeit und dies der Preis:
In allen Dingen, demutvoll und leis,
Dir einzig Klingen, Glück und Seelenwein,
Ganz Leidende, ganz Schöpferin zu sein!
O Atem, Ruf und Rauschen allzumal,
O wonneschwere Fahrt, du, mein Gemahl!

Die Katalanischen Sonette

I.

Im blauen Augenstern Banyuls-sur-mer
Hält sich die letzte Lust. Wir stehn umheitert
Und sehn: an Pyrenäenwimpern scheitert
Europas Unrast. Träumen wir, ma chère!

In dieser Weile gibt die Hoffnung her,
Was unsern Glauben südmeersam erweitert.
Die Angst wird Welle. Sieh, wie sie verseitert
Am fernen Kap La-Paix-qui-vient-du-Caire!

Entnordet sinkt die Not in beide Tiefen
Der Himmelsfreude, die sich sucht im Meer.
Der Himmel, Liebste, den wir endlos riefen,

Fließt in und über uns. Schon sind wir schwer
Vom lichtern Sinn, und Lieder, die noch schliefen,
Errauschen uns. Hier sind wir Fang und Wehr.

II.

Darf noch die Welt in einem Wunder stehn
Und das Geschöpf erglühn zum großen Schweigen,
Das hinterm Stein der Zeit das kühle Steigen
Zu jeden Rätsels Grund erlaubt? Wir gehn

Gelassen ab ins Meer, in uns und sehn
Im Licht des obern Seins das fernste Neigen
Des milden Meisters vor dem wilden Reigen
Des Sturms — und Seiner Güte Überwehn.

Sein Lächeln schäumt um alle rauhen Stunden
Des halben Eilands, dessen Kiel konträr
Den Winden Seiner Lust verläuft. Erkunden

Wir Seiner Gnadenwärme Ungefähr,
So treiben wir beseeligt auf den Sunden
Im blauen Augenstern Banyuls-sur-mer.

III.

Das Leben sucht sich fiebernd zu vergessen,
Und hüllenlos stellt sich der Mensch dem Blick
Der Sonne, die vom Sailfort bis zum Pic
Del Tourn die freche Nacktheit ungemessen

In Feuer kleidet und aus Brandgelässen
Nur Lava erdwärts treibt. Doch das Geschick
Des Freien, der unschicklich das Genick
Den Qualen beut, erfüllt in lauen Nässen

Sich wider die Gewalt des Tags. Es fällt
Der Feiernde in Glanz, und unverbreitert
Wird seine Not dahingespült. Hier wellt

Und dort ein Trost. Der Zwang zur Hast verzeitert,
Ein Abend lockt zu Schiff, und näher hält
Die letzte Lust uns zu: wir stehn umheitert.

IV.

Wir stünden friedlich vor dem Heldenmale
Maillols, der aus Granit den Tod beschwört
Und inselüber, meisterlich empört,
Die Richtersprache führt, wenn nicht die fahle

Gespensterwolke unterm Morgenstrahle
Verschattend schwebte. Aber ungestört
Trägt jeder Wind sie vor. Kein Lauscher hört
Im Widerklang des Ufers ihre schmale

Bedrohlichkeit vorm Warnerakt Maillols.
Gefallen ist, was hörend war. Nun leitert
Sich strahlend das Naive in den Stolz

Des Ahnungslosen, und im Hafen weitert
Das Ungefühl sich aus zum Sieg des Golds
Und ahnt nicht, was an höhern Hängen scheitert.

V.

Ist denn der Mensch jetzt härter als der Stein,
In dessen Kern vererzte Jahrmillionen
Die gleiche Sucht nach werdenden Kanonen
Aus Riß und Abgrund heben? Herzhinein

Braust endlos, wie gen Land das Meer, die Pein
Des Kommenden zu glückumfenzten Zonen,
Und keine darf die lichten Raine schonen,
Denn jeder Hait will ungehalten sein,

Um stündlich frei die angestauten Mächte
Der Eigenherrlichkeit zu stacheln. Wer
Nicht wütet, lebt umsonst, und alle Rechte

Gewinnen in der Wildheit. Keine Mär
Ist dieser gleich: die schönste Bucht entfrechte
Europas Unrast. Träumen wir, ma chère!

VI.

Der weltverlorene Hafen unsers Traums
Hat Schiffe, die von kältern Meeren kamen.
Und weder Bug noch Ruder nennt die Namen
Der Fahrer, die am Seil des Segelbaums

So Wacht wie Wachheit üben. Tiefern Raums
Verinnigung im vollazurnen Rahmen
Erreicht nicht ihre Seelen. Alle Samen
Der Schönheit sterben ab, und keines Schaums

Geschaukeltsein löst ihre Starrheit. Nimmer
Erteilen sie dem Herzen die Gewähr
Zum Frohsinn und beim ersten Südenschimmer

Der Freude heben sie das Tau. Erklär
Nicht, Kind, was unsre Bläue dunkelt! Immer
Gäbst du alsdann die letzte Hoffnung her.

VII.

Wir wissen nichts und spüren die Bedrohung
Im Paradieseswinkel, der uns hält.
Was Flut ist, jubelt sich zum Rausch der Welt
Und macht zu Vorgebirgen der Verfrohung

Uns selber, die wir ruhn. Doch jeder Lohung,
Die mittagheiß am Schiefergrund zerschellt
Und mehrfach die Versteinerung umfällt,
Entsteigt dort ungeheuer die Verrohung

Des Geistes, den das Teuflische zernagt.
Wir sind gesegnet und in Glanz verbreitert,
Wo unser Auge sich dem Brand versagt

Und das Versengende in Licht verheitert.
Schau in dich ein und sieh: im Tiefsten tagt,
Was unsern Glauben südmeersam erweitert!

VIII.

Die Wellen kehren wie die Wolken wieder,
Und ewig holt das Herz den Gegenschlag
Aus Wünschen, die sich ähneln. Gleicher Tag
Kommt mit denselben Schauerstunden nieder,

Und das Uralte wirft uns neue Lieder
Von Heim- und Fernweh, das nicht schwinden mag,
Ans Ufer des Gehörs. Wer lauschend lag,
Erfährt das Sein als Rhythmengang der Glieder

Des Einen und des Einzigen, das bleibt:
Du nenn es Schmerz, der abendwärts vereitert,
Und nenn es Glück, das gegen Mittnacht treibt, —

Es rollt und tollt und flüchtet, jäh verbreitert,
Zu dir und mir zurück. Sein Schatten leibt
Und wird zur Welle. Horch, wie sie verseitert!

IX.

Nur mittags, wenn die Stille selber ruht
Und ihre Finger am Gestade spielen,
Läuft ungestört, auf flockenweichen Kielen,
Aus Dunst ein Dampfer aus. Dann rauscht das Blut

Uns in gereifter Abenteuerglut.
Denn vor uns fährt nach nie erreichten Zielen
Speranza, Boot der Welt, dem wir verfielen,
Und trägt als Sage unser reichstes Gut

Hinab, hinüber, wo die Heiligkeiten
Von gestern Duft und Glorie sind und Er,
Der über Wasser ging, die Himmelszeiten

Des Friedens anfing. Aber grau und leer
Verweht das Schiff in Widerruhebreiten
Vorm fernen Kap La-Paix-qui-vient-du-Caire.

X.

In alle Fremden tragen wir die Klausen
Der angewöhnten Halbheit. Emsig schneckt
Aus uns der faule Geist ins Freie, streckt
Sich jeder Herrlichkeit und ist zuhause,

Wo nur der nackte schläfrige Banause
Sich selbstgefällig als Poseur entdeckt.
Er ist des Daseins Glanz, und göttlich neckt
Er sich mit Nymphen vor dem bessern Schmause.

Den seine Phantasie geschaffen hat.
Ist dir wie mir, im Brecherton, als riefen
Die kleinen Menschen aus der Vaterstadt:

«Aquamarin sind auch die Seelen. Schliefen
Sie sonst so meer- und himmelfarbensatt?»...
Entnordet sinkt die Not in neue Tiefen.

XI.

Ermiß an ihren Schreien nicht das Sein!
Viel tiefer als die See ist deine Seele,
Ihr Wort noch weniger als Schwang der Kehle,
Und was sie hassen, wird vermehrfacht dein!

Sie stürzen sich kopfüber in den Schein
Der Größe, die sie trägt. Doch ohne Fehle
Gehn sie am Hauch vorbei, den ich verhehle,
Wenn schon dein Sinn erbebt. Du trinkst ihn ein

Und fühlst die Majestät, die, ungesehen,
Das Hinterdingliche umwellt und quer
Durch jeden Flimmer wirkt. Unsagbar wehen

Die Winde bessrer Zeiten hier. Noch mehr:
Des Herzens Herz erkennt im Atemgehen
Die Himmelsfreude, die sich sucht im Meer!

XII.

Gen Abend erst verstummt das Überlaute
Der harten Herren, die gemein und bloß
Das Helle störten. Nah am Steg verfloß
Der Trotz in grellen Wogen, und es blaute

Die Heimlichkeit erneut als Angetraute
Des Sinnens, das uns hebt. Im dunklen Schoß
Der Weiten schlägt die Nacht, versternt und groß,
Die Augen auf, — und was sie später schaute,

War eines Wunders Spiel in deinem Blick.
Dein Blick ist meerhaft, und an ihren Tiefen,
In denen ungetrübt mein seligstes Geschick,

Mein Reich, mein Rausch und meine Lieder schliefen,
Verirdischt sich, als mildeste Replik,
Der Himmel, Liebste, den wir endlos riefen.

XIII.

Port-Vendres leist sich ein und dunkel geht
Im Abgesang versterbender Motoren
Der Stahlschrei des Jahrhunderts so verloren,
Daß noch der Mensch zum innigsten Gebet

Vor allen Ufern der Verlorenheit ersteht
Und sprachlos, an den aufgewehten Toren
Des Wortes, über Klang und Sinn geboren,
Die große Finsternis der Zeit versteht.

Nun wächst die Nacht der Welt zu Kerkermauern,
Und die Gedanken blühen tags nicht mehr.
Allein die Bosheit darf im Lichte lauern,

Und alle Freudenbecher werden leer...
Nur wir sind wärmlich, und der Geist in Schauern
Fließt in und über uns. Schon sind wir schwer.

XIV.

Vom Jenseits blinkt ein Leuchtturm und sekündlich
Fällt seine Warnung in die schmale Bucht.
Ein Strahl, der ruhelos den Bruder sucht,
Irrt auf, irrt ab, und findet einmal stündlich

Die Lichtung des Gefühls, das unergründlich
Mich selbst durchjagt und in gedämpfter Wucht,
Wenn schon ein Weh dem raschen Wechsel flucht,
Die Gleichheit deines Spürens trifft und bündlich

Sich dir ergibt. Ein Feuer lodert hoch,
Wo sich die Herzensflammen grau verliefen.
Der Haß mag stürmen. Seht, wir lieben doch

Und schweben leuchtend über euren Tiefen.
Komm, Mitternacht! Du hebst uns, ohne Joch,
Im lichtern Sinn der Lieder, die noch schliefen.

XV.

Ihr singt nun plötzlich auch, ich weiß, ich weiß,
Denn eure Freude brennt vor tausend Kerzen
Und hüpft im Kreise zu verjazzten Scherzen,
Die aus dem Irrsinn blühn. Verhäßlicht heiß

Drehn hundert Leiber sich, und Sambaschweiß
Entquillt im Nu den steifsten Hampelherzen.
Die schlagen freilich, unter Russennerzen,
Im Zeitenrhythmus mit, zum höhern Preis

Des Geistes, der verludernd vor den Tagen,
Die kommen werden, wirkt. Musik vom Meer
Vertönt und schlägt euch nicht, denn seine Klagen

Gehn unter euerm Lärm dahin. Nun nötet sehr
Und rötet sich der Osten. Bange Fragen
Errauschen hier. Nur wir sind Fang und Wehr.

☆

Mein helles Buch
von Lenz und Licht

I.

Wir spielen Entdecker mit dem Frühling!

Wir?

Das ist meine Sehnsucht, die der Scheu entsagt, um Schau zu werden, und ist die Fülle der Gefühle, denen nichts an Spürlust gleichkommt.

Aber zwischen Sehnsucht und Gefühl spielt noch etwas anderes mit, das sich des Lautes enthält und keinen Namen trägt, der mir geläufig wäre. Es hat sich aufgehoben, steht und scheint zu träumen, schreitet aus und lauscht mit meinen eigenen Sinnen. Halb gehört es zum Herzen, das sich dehnen möchte bis zum Aufsprung, und halb zur Seele, die sich plötzlich feiertägiger gestimmt weiß. Doch es hat nicht Ton noch Sprache, sondern bleibt in allem unbestimmbar, geht und steht und weht erneut durch meine Offenheiten. Manchmal wirkt es wie der ausgeführte Wunsch im eigenen Willen, mich selber der Erschlossenheit zu zeihen und zugleich durch seine Stummheit doch den Aufstand und den Ausgang alles dessen zu verlangen, was in mich eingekehrt und in mir einst zur Ruhe gegangen ist.

Und vieles meldet sich, in keines Klanges Hörbarkeit, nur heimlich und empfindbar in der Lichtheit, die sich fensterhaft nach außen auftut, ich werde weit und weiter, denn in hundert Innenräumen regt es sich, bewegt es sich und legt es sich unsagbar heimlichen Gewichts auf Dinge, die in Nacht vergingen, und läßt mich durch die leichten Lasten allgemach, in einzelnen, sich mehrenden und immer neuen bürdevollen oder bündelsamen Aufhellungen, mein eigenes Sein entdecken.

Ich staune mit einem Male, halte an und lächele: Der Frühling, hinter dem ich her bin, ist in mir! Und die Sehnsucht stürzt sich vor und will ihn fassen, um ihn abzutasten, doch sie greift ins Leere und begreift nicht, was die Gefühle doch, merkwürdigerweise, längstens verstanden haben. Die Gefühle suchen außer mir, nicht, was ich

Frühling nenne, sondern dieses Frühlings geheimnisvolle Quellen in einer Welt, die noch immer starr und leblos scheint, da ihre schwarzen Äste wie im Leid vereiste Arme der Verzweiflung, von der Natur inmitten eines Todessturmes hochgehoben, nach dem Himmel aller Enttauungen greifen.

Oder zeigen sie wie Finger zu den dunstigen Wolken im verblaßten Blau empor, um den Sehenden zum Aufmerkenden und zum Bemerkenden zu machen?

Ja, da hat sich unverhofft das Tägliche gewandelt, die Schleier vor dem Angesicht der Sonne sind zarter geworden, hier und dort ist schon ein Zipfel aufgeschlagen, und mit dem Schimmer des zelesten Antlitzes verbreitet sich ein Hauch, der mir die Gegenwart des Lebens verrät. Das Wissen um den Atem, der, nicht wahrnehmbar als Zug und Widerzug, doch ahnbar in der Trächtigkeit der Luft wirbelt, macht mich warm. Denn die Winde sind nicht länger Schauerwellen des Untergangs, der die Nähe aus jeder Ferne beherrscht hatte, sondern Auswehungen eines geliebten Seins, dessen Präsenz nur an der Beglückung sämtlicher Empfindungszentren festzustellen ist.

Nur?

Wie aber kann mich die Gewißheit heimsuchen, daß die Atmosphäre kaum den Drang bezwingt, aus allen Winkeln fruchtbar einzubrechen in die Poren einer Erde, welche in empfangender Seligkeit aus allen Kanälen weint?

So atmet doppelt, zwischen meinem verhaltenen Atem, die Welt. Nicht den Ohren ist der Zwieklang hörbar, sondern faßbar wird er an den Beimischungen seines Hin- und Wiederwehens: am unendlich feinen Duft von oben, ach, vielmehr am feinen Dufte der Unendlichkeit, die das Verlangen aller Dinge nach dem Ende der entsonnten und entsinnten Zeit in einem ersten schönen Traum zu stillen unternimmt und am Neugeruch des ausströmenden Balsams weich wie mein Herz und feucht wie mein Auge wird.

Zu allen Düften und Gerüchen, die genau soviel der Ahnung wie der Wirklichkeit verschuldet sind, gesellt sich so die Würze der Tränen. Diese sind, vor meinen Blicken wie im Aug der Stunde, nur der Ausdruck eines «humor», der nicht Weh verklärt, sondern Freude verhüllt.

Denn die Freude ist da, in mir und um mich, über mir und allerorten, aber sie ist zart wie das junge Licht und scheu wie eine Geliebte, die zum ersten Mal die süße Sprache ihres Herzens vernommen hat.

Meine Geliebte? Oder deine?

Unsere!

Ahnung einer Freude, die uns überkommen muß!

Seligkeit des Frühlings, die uns drunten im Hang erwartet!

Nein, ich spiele nicht mehr. Seht, ich eile schon, immer hinter meiner Sehnsucht her!

Wenn ihr könnt, so holt mich ein!

Wenn ihr die Macht der Liebe besitzt, so holt vor mir, so holt von mir die Lust des nahenden Frühlings in euch heim!

II.

Millionen Stämme
werben für die Flucht aus einer Welt,
in der die Fakten, wie die Menschen,
krumm sind und verbogen.
Oder locken Hunderttausende,
daß ich den Lärm des Teufels in der Stille Gottes
aus dem Ohr verliere
und der Menschheit geistvergessenes Affentollen
hinter den Geraden eines Orts vergesse,
der die Töne jeder Bestienzeit
in seinem Schweigeraum erstickt?
Der Wahnsinn derer, die sich Denker nennen,
holt mich ein
und fängt mich auch in dieser Halle der Enthallung.

Hunderttausend Stämme stehen leblos:
Mensch an Mensch aus einem andern Holze,
und bedrängen mich noch stärker
als im ratternden und rasenden Daheim
der Höllenwerke,
die der Klügling sich zur Pein ersonnen hat.
Denn plötzlich
werfen sich die Glieder ihres Flehens
himmelaufwärts,
fluchen, hochgereckt, den Wolken zu
und sind bereit,
den Herrn der Ewigkeit am Hals zu würgen,
weil er sie erschaffen habe.
Mitten in der Lästerung,
da mir der Schreck das Wort der Warnung raubt
erstarren sie, auch sie,
im Banne eines Zornes,
der die Macht besitzt,
dem Munde die Bewegung und der Kehle
noch den letzten Klang zu töten,
eh er Frevel ward und Gottesmord.

So stehen sie,
gewandelte Verstofflichungen Lots,
entblößt, daß sie im Hauch des Lenzes,
der schon südelt,
als Gefrorenheiten der verlorenen Jahreszeit
die Stummheit selbst erweichen,
aber allen Schweigemartern
ausgeliefert bleiben.

Klammern sie sich an die Gründe,
um die Mutter Erde aufzureißen
und in jede Öffnung
ihre Not und ihre Qual zu gießen,
hoffend, daß die Alma Mater
aller Kinder der Erbarmung
sie erhören werde,
ach, so packen sie,
wie alle Trottel,
nur die Gegenwart am Fleische,
um im Abfluß der Vergangenheit
nicht weggeschwemmt
und nicht der Zukunft, die sie fürchten,
übermacht zu werden,
und es ist kein Herz und keine Seele da,

die sie im Heimlichsten erhörten.
Selbst die Sonne überleist sie
durch das glückliche Verströmen ihres Goldes,
welches Hohn in ihre Hoffnung strömen
und den Strahl, aus Milliarden Bächen, scheint's,
wie ein Ruf um Ast und Arm,
um Kopf und Krone lächtern läßt:
«Habt ihr es anders denn verdient,
ihr Drohlinge und Rohlinge der Schöpfung?»
Mögen sie,
die Überrecken aller Eitelkeiten,
die enthüllten Narren,
deren hohle Häupter in den Himmel
hatten wachsen sollen,
nun dem höchsten Richterspruche Antwort geben!
Ja, sie müssen,
ihrer Nichtigkeit entrückt,
das Echo ihrer Ohnmacht als den Donner
der Entlautung hören!
Seht, ich horche schon und lausche,
endlich ihr Entsetzen zu vernehmen...
Tor, der sich vermaß,
die Brüder unter sich zu wähnen und als Einziger
die Rettereinsamkeit der Demut
zu bewohnen!
Was ich höre, ist ein leichter Atemschlag
der jungen Seligkeit.
Denn eine Stimme singt.
Sie singt die Angst entzwei
und jubelt alle Lust der Liebe
in das Grausen einer Welt, die wieder Farbe hat
und Blut: das warme Blut des Glaubens
und die Wallung,
o, die Überwallung einer Sucht,
die über sich den Weckerschlag
des Allerhöchsten finden darf.
Die Stämme und die Menschen leben,
und es flötet
nur ein Vogel Überall in dem,
was irgendwo der Wärme und dem Blau am nächsten kommt.
Die Menschen recken sich,
und alle Stämme holen etwas,
das im Boden quillt,
als Nährsaft der Erwartung in sich ein und heben,

was schon fließt und flutet,
lichtfroh, hoffnungsvoll und lautbegierig
in die Wipfel, die sich regen,
in die Kronen, die schon schweben,
in die Stirne, die erglüht,
empor.
Ich lausche in der Mitte der Erwartung,
die, millionenfältig, nur Gehör,
Gespür und Wartung ist,
daß die Erhörung wie ein Wunder
in der ersten Stille hinterm Vogelsang
erblühe.
Lauschen wir gemeinsam, Brüder,
wie es rinnt und treibt
und schwillt und strömt,
und fassen wir die Wucht des Harrens
in den Kronen, in den Häuptern,
die sich bald mit Urgewalt,
als Gloria des Lebenden und Letzenden,
das jauchzen muß, um Dank zu sein,
entfesseln wird
im sanft befreiten Rausche dessen,
was die Heiterkeit, die Ruhe und den Frieden
in der Herrlichkeit des Ewig-Alten-und-doch-Ewig-Neuen
zu erobern wünscht!
Nein, nicht verwehen kann in ihm
das Vogellied der heimlichen Beglücktheit.

III.

Laut ist das Leben und wehvoll die Welt, die Dinge stehen noch im Blut, das gestern von der aufrührerischen Menschheit vergossen worden ist, und unter dem Rost der weggeworfenen Waffen blinkt schon der Stahl zu neuem Mordgeschirr.

Wir aber stehen und sagen, es sei doch Frühling um die Furcht der Überlebenden geworden, ein junger Duft von Friedlichkeit habe sich über die Drohungen der unbestimmbaren Mächte gebreitet, und mitten in den Unheimlichkeiten des halb verhaltenen Lärmes öffneten Pflanzen die letzten Augen der Unschuld.

Daß in diesen Zeiten noch die Blumen blühen dürfen, ist ein Wunder, das allein dem Heimweh meines Herzens nach der Schönheit in der Stille verständlich bleibt. Denn nur die Seele meiner tiefsten Sehnsucht weiß, daß eines Tages, wenn das Licht der Liebe über allen Fanggefäßen der Freundschaft leuchten und der farbene Orkan des Lenzes in den fernsten Ecken seine Spuren hinterlassen haben wird, mein Fuß sich zurückwenden darf nach den Gärten meines Vaterlandes, damit ich selber wieder knospe unterm Strahl des Friedens und zur Frucht des Sangs gedeihe, der als Samen in mir ruht.

Es wird nicht schwer sein, die Gefühle einzustimmen in den Rhythmus des geheimen Jubelliedes, das dann in den Gründen gehen, in den Höhen widerklingen wird als Ausbruch einer Seligkeit, die keinen Namen kennen will. Genügt es nicht, daß ich bei Paul Verlaine mich niederlasse oder einen Vers von Francis Jammes genieße? Doch, wenn auch Max Jacob oder Mallarmé, Philippe Soupault und Charles Péguy noch rascher meine Sinne dorthin lenken, wo das Außen Schweigen und das Innen Sprache des Unendlichen ist. Vielleicht vermag noch mehr ein einziger Satz von André Germain, in dem die Hoffnung aufgeht gleich der Schlüsselblume in den ersten blauen Tagen:

«Les Printemps oublieux feront un bruit d'espoir, la Paix en robe d'azur sera reine, la ville militaire redeviendra l'ailé, le vaste, l'indéfini Paris....»

Das Paris, das da gemeint ist, kann schon nicht mehr Stadt und Zentrum eines Weltreiches sein, nur Mitte eines Edens, das uns lockt als Mündung aller frohen Zukunftsräume. Verloren haben sich die dröhnenden Schritte der Gedrillten, und an ihrer Stelle knistern die tänzerischen Tritte der Freiheit, die millionenblütenhaft die Falten ihres Kleides um den bewegten Körper wirft.

Ja, die verjagten Sinnereien, die sich irgendwo in den Winkeln des Entsetzens verborgen hatten, kommen mit geröteten Antlitzen zurück, heben sich ast- und wipfelwärts

in den Bäumen ihrer Jugendzeit und schaukeln lächelnd die tröstlichen Imaginationen, während um die Lilien, um die Tulpen, um die windumkosten Sträucher all die tausend Abenteuer schleichen, die ich einst als Nebelgestalten aus mir selbst entfesselt hatte.

Und der Dichter wird das stille, große Fest der Heimkehr begehen, der dunklen Frau, die dort am Weiher seiner harrt, in die Arme fallen, ihre bebenden Lippen küssen und mit scheuen Händen ihre Haare streicheln, indes sein Mund den Namen immer flüsternd wiederholen muß:

«Ach, Phantasie, Geliebte du!»

Dann wird, wie ehemals, die Barke aus der Kette gleiten und ein beglücktes Paar hinübertragen an das andere Ufer, das ich niemals habe betreten dürfen. Drüben aber, o ich weiß es, weil die Ahnung mich nicht trügt, wird alles anders, alles tiefer, alles weiter, alles reiner, alles herrlicher sein, weil dort die Heimat der Leidlosen und das Asyl der Begnadeten ist.

Und ich weiß auch, daß ich der Furcht entfliehen werde, um im vollen Frühling, wenn die Wasserwellen unterm Blütenregen erzittern werden, hinauszuschwimmen wie der Dichter, gleich dem Dichter, mit der Liebe an der Seite, und zu landen auf dem Kontinente einer Zuversicht, die alles wandelt.

Wie wird es nachher sein? Ich denke nicht daran und warte. Aber das Heimweh wächst, und die Sehnsucht will nicht ruhig sein. Sie steht und blickt hinaus und schaut erschauernd, zwischen Wunsch und Traum, die sanften Buchten eines Refugiums, wo alles Atem der Freude, Ruch des Friedens, Sang der Stille und Musik der Liebe wäre.

Sie steht und sinnt, und um sie gehn die Kelche aller Frühlingsblüten als die werdenden Worte einer reifen Dichtung auf.

IV.

In vier Tagen, sagen sie, beginnt der Frühling, und die Daseinskälte wandelt sich nach außenhin durch die Annahme eines Scheines, der Gemütswärme in allen Menschenantlitzen vortäuscht. Darf ich gegenüber den unverbesserlichen Schwarzsehern, die noch im verjüngten Weltgesicht die Schmerzesfurchen zählen, bevor sie bereit sind, auch die weiten Freudenflächen wahrzunehmen, meinen Optimismus mit den erdverbundenen Dingen um die Wette sprießen lassen, jede Wehmut von gestern vergessen und die Hoffnung, die in Fülle schon die Hülle sprengt, in einem Liede meiner Art willkommen heißen?

Es tut wohl, in sich zurückzukehren und den Raum der innigsten Entweltlichung zum Sanktuarium einer Feier zu machen, die mir die kalte Fremdheit vor mir selber wegnimmt, um mich erneut zum Menschen zu erheben, welcher Wirklichkeit allein in seinen Wünschen ist. So bin ich nichts als ein vergeistigtes Gespür, das Empfindungsfasern in allen Fernen wie in allen Nähen wirksam werden läßt und das sekreteste Geschehen aus dem Stieg der Pflanzensäfte nicht minder als aus dem Blutschlag der Geschöpfe erhorcht. Gerufen und berufen hat mich Einer, Der befehlen darf, dem Wunder wunderlich, wenn nicht verwundert zu entsprechen und das Unsichtbare wenigstens hörbar zu machen. Horcher war ich und Gehorchender bleibe ich, — so lausche denn, wer lauschen mag:

Plötzlich gärt, was dunkel ruhte,
Welt, in deinem Muttergrund...
Und die Nacht in unserm Blute
Fällt und gibt sich rauschend kund.

Atem weht durch alle Venen,
Erde, die der Tag beminnt,
Und wir lauschen, da wir sehnen,
Wo die Helle reiner rinnt.

Deine Dinge geht ein Traum an,
Herz der Zeit, das uns entwirrt.
Und wir legen Saum an Saum an,
Wenn der Mittag weicher wird.

Einsam aus der milden Regung,
Stunde, die ein Wunder schuf,
Schöpfen wir des Leids Bewegung
In den nächsten Heimwehruf.

Du und ich, und was da wellte,
Schwingen mit im neuen Ton.
Und die Not, die uns entstellte,
Wandelt sich und leuchtet schon.

Glanz wird jedem Sein gegeben,
Das im Zauber untergeht.
Und wir tauchen und wir heben
Lächeln, das uns sonnlich steht.

Lichtes Herz auf lichten Händen,
Klang und Echo einer Lust,
Tragen wir, den Stern zu wenden,
Zweisam in den gleichen Blust.

Freuden, die sich leicht verfrühten,
Wärmen das Geblüt des Steins.
Und im Jubelkreis der Blüten
Trennt der Raum uns, Frau, in eins.

Wo wir sehn, sind wir gebunden
In der Schönheit der Natur,
Wenn wir gehn, bleibt in den Wunden
Eines Streichelns Heilerspur.

Qualen, denen wir verdanken,
Was in unsern Zügen stirbt,
Schlagen Gottes Urgedanken
Lenzlich wach, wo Liebe wirbt.

Keiner deutet das Geheimnis
Dieses Immerschimmers aus.
Nur wir wissen, wie der Keim riß
Tief in unserm Schweigehaus.

Einmal dürfen wir entflammen,
Knospe Wort am Stamme Geist,
Und den Brüdern allzusammen
Künden, was die Zeit enteist.

Du und ich, millionenfältig
Allen Kühlen ausgesetzt,
Zeugen Güte, tausendspältig,
Und das Herz bleibt unverletzt.

Herz um Herz im Sichverschenken
Strahlt dem Tag ins Einerlei.
Und die grauen Stunden senken
Ihren Jammer vor dem Mai.

Wenn auch die Menschen wie die Stunden täten und sich der Jämmerlichkeit ihrer Alltagsexistenz entledigten, so wäre der neue Völkerfrühling in einer Renaissance der Humanität gesichert. Cor nostrum triebe Blüten aus wie nie, und in der verjüngten Herzlichkeit stünde, strahlender als je zuvor, die Herrlichkeit der Liebe auf, die alles überwindet.

V.

Man sollte es nicht wagen, nein, man sollte, wenn der Tag in Sonne und die Welt in Blüten steht, nichts wissen dürfen von dem Duft des Geistes, der in Büchern wirkt, man sollte nie, bevor man sich der Lockung aller Außendinge ergibt, nach eines Dichters hinterlassenen Schriften greifen, um mit ihnen die Herrlichkeit des Lebens in der Größe des Lenzes zu genießen.

Jede persönliche Zweiteilung ist den Wundern des Druckwerkes wie den Schönheiten des Naturgeschehens abträglich, man spürt entweder den Schollenruch der Erde im feineren Hauch der Dichtung aufwehen oder fühlt in der verzückten Betrachtung aller traum- und flaumbeschneiten Zweige plötzlich die Sehnsucht nach

der melodiösen Wortwerdung des Ungreifbar-Unbegreiflichen in sich stark und übermächtig werden.

Man kann nicht, einsgeworden mit dem Knospenden als heimliche Entfaltung einer ungeahnten Seligkeit, allein sein mit dem Atem des lebendigen Bodens oder einsam bleiben, um sich gänzlich auszuliefern, in der ahnungssanften Atmosphäre einer Poesie, — man übersieht zu leicht den Tiefenglanz in der Pracht des Neuen oder überhört den Herzenston in der Schwingung eines eingegebenen Gedankens.

Nein, man sollte den fremden Sänger daheimlassen und, selber eines langen Jubels langendes Organ, mit sich die Stille einer Ebene erobern, um darin den leichteren Gang der Wolken und den weiteren Zustand der Felder zu entdecken, und mit einem Male zu erkennen, daß die Winde, welche oben die Wolken treiben, wie die Geruchswellen, denen unten die gleichen Winde Hub und Flügel sind, zu Versen und zu Liedern zusammenrinnen.

Man sollte sich den Geheimnissen der Außenwelt nicht dadurch verschließen, daß man das Innenreich eines Buches aufschlägt, man sollte wirklich, — doch wer ist der «man», der solcherart die Zeit verraunzt, statt ihre Stunden bis zur letzten Heiterkeit der Sekunde auszusaugen?

Ach, das bin ich selber, — nur ein simpler Wanderer zwischen den rosaüberschleierten Hecken, nur ein kleiner Freund des Winzigen, das jetzt in grandiosen Wandlungen die Ungewalt der Menschenmacht beschämt.

Ich halte, da ich plötzlich stehe, das Frühlingsprosagedicht von Johannes Schlaf in Händen, lasse mich nieder in der Fülle einer unbeschreibbaren Duftwoge und lese, indes die unendlich verinnerten Geräusche der schöpferisch gewordenen Breiten meines Herzens Mitsprecher sein möchten, von der fünften bis zur zwanzigsten Zeile:

«Und dann lieg ich tief im Gras, in der hellen Sonne, die Hände unterm Genick, und pfeife und simuliere in den blauen Himmel und die milchweißen Frühlingswolken

hinein. Blühender Weißdorn über mir. Der frische Wind drin und Bienen, Hummeln, Fliegen und Schmetterlinge. In die Länge und Breite dehnen sich vor mir die Wiesen hell gegen dunkelgrüne Binsenstrecken hin zum Fluß hinunter, wogen und gleißen mit smaragdenen Wellen. Und in weiten Farben breitet sich roter Sauerampfer dazwischen und lilaweißes Schaumkraut mit zierlichen Dolden, gelbe Ranunkeln und Kuhblumen, und mit feinem rauchigen Silberflimmer die tausend und tausend Lichterchen der Butterblumen.»

Da bin ich über Schlaf hinaus, das Buch schwimmt wie eine versteinte Blüte auf dem Braundunkel des Bodens, und meine Augen trinken blauen Raum, aber die Blicke in der Trunkenheit schauen schon die Hochzeitlichkeit des vollen Frühlings wie ein Gottesfest der Objekte, die, was sie nicht zu jauchzen vermögen, in der fortkreisenden Ausdrücklichkeit ihrer Duft- und Schimmerkleider auf gen Himmel rufen.

Und dann weiß ich nicht mehr, ob ich mitgesungen oder mitsingend bin, denn das Stillenrauschen um mich ist zum Rausch der Stille in mir geworden, durch welche unausgesetzt, bald weiß, bald lila, nun gelb, nun golden, aber immer leicht und leis die Hüllen eines Traumes rieseln, aus dessen Mitte — o, ich ahne es — in kurzem das Haupt einer Riesenrose aufglühen wird.

Einer Rose mit purpurnem Antlitz, dessen Lächeln ad infinitum und mit allen Mächten, die vor dieser Glorie zu lauter und lauteren Schwächen werden, ich verfallen muß.

Ach, man sollte niemals....

Nein, ich widerspreche: immer sollten wir in diesen Tagen der Erneuerung jener Liebe entgegenschreiten, die im Herzen des Frühlings lebt.

Ich bin dabei; ich wandere die Hecken und die Raine entlang und kann die Hoffnung nicht verhalten, die mich vorwärtszwingt. Ich entferne mich von denen, die mir Zeit- und Freundgenossen sein möchten, und empfinde

bereits die Nähe der Geliebten, die auch mich, wie alles Keimende, zu küssen bereit ist. Schon dehnt sich in Erwartung meine Seele, mein Herz tut sich auf, und mein Geist weitet seine kreatorische Lust.

In der Berührung, die morgen oder übermorgen, ungesehn, doch mittenwellig, geschehen wird, hat alles, was ich bin und denke, leide und ersehne wie der Kirschenbaum zu blühen und zu duften begonnen.

Dann wird, ich schwöre es, mein froher Glaube hörbar werden.

VI.

Mir darf ich ja gestehen, daß es eine Flucht vor den rasenden und ratternden Lauten der Stadt gewesen ist. Der Stadt allein? Die tobenden Schnell-Leber des zwanzigsten Jahrhunderts, die das Wagnis unternommen haben, mit Motoren- und Maschinengewalt die Zeit selber zu überspurten, damit ihre Angst vor dem Tode hinfällig werde, tragen den ewig explodierenden Ausdruck der modernen Existenz auf sämtliche Straßen hinaus und stören mir mit dreißigtausendmal zehn Pferdestärken jede Stille, um sich dann, besessener als der Schall, auf das allerletzte Schweigen zu stürzen, das uns noch in einem vergessenen Winkel zu beseligen vermöchte. Weit muß ich gehen, um der Unruhe zu entgehen, und von weither muß ich kommen, wenn es mir gelingen soll, in irgendeiner Ecke das Wunder der absoluten Entlärmung zu entdecken. Denn zuvor muß ich mich selber so entlautet haben, daß jenes innere Horchorgan wieder aufgehen kann, in dessen Lauschgewalt ich mich vergessen und verloren weiß.

Es wird ein Weilchen dauern, bevor ich, mitten in der Einsamkeit des Waldes, die reinen Äußerlichkeiten der Geräusche überhöre; zumeist sind es die unwesentlichen und die beiläufigen Töne der Abgeschiedenheit, die mir auffallen. Doch allmählich höre ich über das Hörbare

hinaus und stelle plötzlich fest, daß die Wucht dessen, was da unbeweglich ist und wartet, eine Klangpotenz besitzt, für die das leibliche Ohr nicht das rechte Organ sein kann. Und ich schließe die körperlichen Ton- und Klangfänger, reiße, mit den Augen, die inneren auf und suche zu erklären, was nicht erklärbar ist:

Gleich einer Braut, die sich der Nacktheit schämte
Und ihren schlanken Gliedern einen Schleier fand,
Erzittert die Natur, und rings das Land
Entsagt der Macht, die alles lähmte.

Ins Lichtgespinst des Lenzes eingewoben,
Wie leichte Zupfen um das Angesicht gestreut,
Ergrünen ihr die Zweige, die es freut,
Daß Schweiger soviel Schönheit loben.

Denn Alles ist dem Lauschen einverloren.
Die Stunden stehn. Die Welt horcht überrascht. Und ich
Bin still vor Staunen, daß Gott Selber Sich
Ins Warten schaut vor Hastertoren.

Im Harren blaut, was nie so trostreich blaute.
Das wächst und macht die Herrliche vollendet rein.
Und dann und wann mischt sich ein Vogel drein,
Erprobend seine Liebeslaute.

Die Farben beben nach, und alle Strahlen
Verrieseln ein Gewärme über die Gestalt,
Die lächeln muß. Denn fern im Hinterhalt
Versucht ein Kuckuck, Hohn zu mahlen.

So blüht die Braut, die lichte Schleier schmücken,
Am stillsten Scheidewege einer Welt in Qual.
Ihr wird, sie ahnt es schon, der Rausch einmal
Im Donnerton des Sommers glücken.

Und alle Pfeifer werden Jubler werden,
Indes das Jauchzen in der dunklen Fülle grünt.
Ein Urton weht im Rauschen mit und sühnt,
Was kalter Frevel war auf Erden.

Aber dieser kalte Frevel wird, ich weiß es schon, in allen möglichen Formen zunehmen, um hupend und tutend, hachelnd und höhnend, flirrend und fluchend den Raum der Stille immer stärker einzuengen. Demnächst werden die letzten Wälder bluten müssen, damit die Welt das notwendige Papier zur Anpreisung neuer Knattermaschinen gewinne. Und es wird kein Platz mehr sein für die lebendigen Anachronismen, als welche die Dichter fortbestehen möchten, da die Herrlichkeiten des Forstes endgültig vorbei sein werden.

Was sollten Dichter auch noch in einer Welt, die keine blanke Ware mehr herstellen wird, auf der sie ihre Lieder zu Werken der Unsterblichkeit zusammenstellen könnten? Papier werden sie dann für Töfftöff-Reklamen und Picknickstullen gebrauchen. Dichter? Nie gehört! Wälder? Nie gesehen! Ein freies Leben führen wir in Gottes freier Welt! Und das heißt: auf Riesenplätzen, wo die künstlichen Lauftiere zahlreicher sind, als ehemals die Bäume haben sein können.

VII.

Es ist eine heimliche Sehnsucht in mir, die, ich weiß, nicht meine Sehnsucht allein ist.

Ich glaube, ja, ich glaube sie in jeder Nachbarseele wirken zu spüren, gleicher Maßen und gleichen Gewichtes; mir ist mit einem Male, als ob sie schon in jedem Menschen dieselbe Gewalt und dieselbe Gestalt besäße und in allen Fühlenden wie in mir bereit wäre, plötzlich auszubrechen und dasselbe leuchtende Ziel zu suchen.

Alles, was sie meint, erstrebt und immer stärker will, ist Flucht: eine Flucht aus der Gestorbenheit der Zeit in die Lebendigkeit des Daseins, aus der Starrheit der Gegenwart in die Bewegtheit des Kommenden, aus der Tonlosigkeit der näheren Stunden in die Sprache ferner Räume, aus der grenzenlosen Trauereinsamkeit in die begrenzte Gemeinschaft der frohen Hoffnung!

Denn: wir stehen mitten in der Not und fühlen alle, wie die Kälte unsern Körper regiert und wie zur gleichen Zeit auch unser Geist das Gesetz der Jahreszeit erleidet. Die Natur, in der wir zumeist unsern Schmerz verbargen, indem wir in den Wäldern Zuflucht suchten und immer wieder dort das Trösterwunder in der Auswirkung jener Laute erfuhren, die Peter Hille einmal donnerdunkles Rauschen nannte, hat sich in einer erschreckenden Stummheit vor uns entblößt. Wir finden nicht mehr wieder, was wir suchten.

Wenn ich selber nun die Gefrorenheit und die Schwunglosigkeit der Umgebung abtaste, dunkelt mir von sämtlichen Horizonten, unterm toten Grau des geschlossenen Himmels, nur die schwarze Masse einer starren, farb- und lautlos gewordenen Welt entgegen.

Nun stehn die Wälder still wie meine Träume,
Die Ferne schweigt, die Nähe lächelt nie.
Erschrak mein Herz am Bebehauch der Bäume,
So traf uns deine Hand, Melancholie!
Wir sind dem Wirken deines Wehs verfallen,
Und in uns ruht der kleinste Zweig verträmt.
Die Trauer, die du bist, vergraut in Allen,
Die gestern unser Sang noch licht gewähnt.
Schon haben wir uns jeden Drangs entkleidet,
Der Rausch im Rauschen, ach, des Herzens Schwang,
Des Himmels Überschwang, der uns durchleidet,
Versank in dir, verlor sich und verklang.
Nun stummen wir, gemeinsam und verhalten,
Die letzten Dinge und Gedanken ein
Und bergen in den stillsten Stammesfalten
Das Blut der Freude. Nur der Tod ist dein.
So starb im Nebelatem deines Lebens,
Was unserm Jubelsein Vollendung schien:
Die Lust im Laut des Hin- und Niederschwebens
Und Gottes Ton in Kronenmelodien!
Wir schweigen. Und die Tage, die wir füllten,
Gehn hin wie Schemen der Verlorenheit.
Und alle Stunden, die dein Nichts enthüllten,
Erharren fern die Segnung unsrer Zeit.
Denn immer wiegt die Sehnsucht ihre Äste
In unsers Bluts geheimster Wipfelwucht.

Erlausche schon den Rausch der nächsten Feste
Und ahne, wo der Mensch die Schönheit sucht!
Bald wehn die Wälder neu durch meine Träume,
Die Ferne horcht, die Nähe lächelt mit:
Dann schwebt mein Herz im Schaukelgang der Bäume,
Und hier klingt hell wie dort das gleiche Lied!

Es wird ein Lied der Freude sein: das herrlichste der Erleichterung und des Aufatmens nach der langen Nacht der Bedrückung. Der erste Lenzgesang der Hoffnung, die nicht in Nebelmeeren unterging, sondern immer die letzte Flamme vor dem Zugriff der Verzweiflung und vor der Löschgewalt des Wahnsinns schützte und nun in aller Glorie emporhebt und aufglühen läßt zum Strahl des Glücks im Auge der Geretteten!

Auch des geretteten Geistes, wollen wir hoffen! Denn alle Winterlichkeit, die uns überfallen hat, ist nichts, wenn wir der Starrheit und der Vereisung widerstehen, die in den seelischen Regionen der Menschheit noch andere und tiefere, weil in die Ewigkeit hinüberragende Wurzelgründe ertöten möchten.

Der Glaube decke und bewahre sie!

Sie, die unsere Sehnsucht bergen und bald, wir erwarten es, aus den allerletzten unverletzten Schächten jene Triebe emporschicken werden, die mehr als unsere Lust und unsern Jubel, unsere Freude und unsern Dank bedeuten, weil sie im Geheimnis, das sie werden ließ, uns jäh und überwältigend die Gnade vermitteln, die noch in Nacht und Not die Verborgenheiten unseres wahren Lebens gesegnet und erhalten hat!

VIII.

Mich dürstet, Freunde! Reicht mir gleich den Becher,
Den ihr am Born der Zeit mit Lust gefüllt!
Schon quillt das Licht, und über blaue Dächer
Spür ich den Fluß des Glanzes unverhüllt
Ins warme Becken meines Mittags schlagen.

Ich träume außer Nacht: das Dunkel sank,
Die Trauer starb am Übermaß der Klagen,
Und meine leidverdorrte Seele trank
Die Sonne eines Frühlings ein. Sie lebte.
Was sie nun gibt, ist Lächeln. Hört ihr nicht
Den Klang des hellern Scheins, der dort verbebte,
Wo meine Lippe sog? Ihr Atem bricht
Gleich goldenen Kaskaden in die Stille,
Die Widerlächeln ihres Frohsinns ist.
Durch alle Winkel flammt ihr junger Wille
Zur tätigen Beglückung. Lauscht und wißt:
Der Haß ist hin! Die Liebe strömt in Strahlen
Aus aufgewehten Toren in die Welt.
Nun singt, Beschenkte, trinkt zu neuen Mahlen
Und küßt die Hand, die euch den Becher hält!

Das heißt?

Das heißt, daß es Frühling wird, nicht draußen allein, wo um die grauen Zweige der harrenden und hoffenden Bäume plötzlich das Licht in weißen Wellen geht, sondern in den Menschen auch, die mit einem Male eine innere Leichtheit verspüren, als hätten sie die Sonne eingetrunken und fühlten sich von ihrer Wärme jäh berauscht.

Die Existenz ist eine seltsame Offenheit geworden, von heimlichen Toren und verdeckten Poren, durch die Erschlossenheit geht ein Wehen her und hin, das nimmt kein Ende, kommt und streicht vorbei, kehrt wieder und verliert sich nicht. In und außer dir dasselbe Spiel: eine Ahnung glutet auf und fällt, berührt dich neu und läßt dich horchend stehen!

Kommt sie aus dir oder wächst sie außer dir dich an?

Nein! Grüble nicht! Die Besinnung macht dich kühl und dicht, wenn es doch so wundersam und geistbegeisternd ist, die Ballung Denken, Leid und Dichtung endlich aufzulockern und das ganze Menschsein Sehnsucht, Wunsch und Lichtung werden zu lassen. Hinzugehen und dem Wellenglanz sich hinzugeben, alle Kammern deiner Fühlung auszutrauern und mit Licht zu füllen, noch die allerletzten Stuben des Verstandes ihres Ernstes zu ent-

kleiden und hineinzulassen alle Heiterkeiten einer neuen, einer frischeren und berauschenderen Zeit! Die Wandlung, die in der Natur den Tod als Ton bezwingt, auch in deiner Seele als Wunder der Verwandlung wiederholen zu lassen und das Leid der Gegenwart als Lied des Lebens aufzuhellen, auszusingen und vergeßbar zu machen! Aus der Kälte, die vereinsamt, in die Wärme, in den Jubel der Gemeinsamung hineinzuwachsen! Den Strahl der Freude von obenher ins Aug zu fangen und alles, alles abzutauchen in das Meer des Lächelns, das du mit deinen Freunden verschwendest!

Sind wir denn nicht so geformt, daß wir nur wirken können, wie das Gesetz der Liebe es befiehlt, wenn wir täglich, ausgesetzt in die Tiefen des Frohsinns, diesen Sonnenstoff für die Seele mit dem Sauerstoff für den Körper einatmen dürfen?

Doch! Alles Lebendige ist seiner Wirkung, alles Bleibende seiner Gnade, und jedes Schöpferwerk, selbst in Qualen begonnen und in Not vollendet, unsterblich nur, wenn seine fernsten Leuchtungen es umwittern. Unser Hunger nach Licht hat keinen andern Grund: mächtig bleibt, in der Härte des Winters wie in der Eisigkeit der Verfolgung, jener Wille rege, der schaffen und gestalten, im Werk sich halten und in Taten sich erhalten möchte, die den Allerhöchsten Vorbild, Ansporn, Rufer und Berufer glauben. Die Lockung der Ferne, der wir blindlings gehorchen, wird als Eroberung des Raums und als Besitzergreifung aller Schönheiten zu eigenem Gewinn, das Samenkorn, das, hinabgeworfen in die aufgerissene Erde, zu treiben und zu blühen anfängt, gleich als Segnung unserer Wirksamkeit empfunden. Denn alles, was da wird und wächst, gedeiht nicht einfach unterm Strahlenfächer des Himmels, sondern auch unter der lichten und durchleuchtenden, erhellenden und hebenden Glanzmasse unserer frohen Hoffnung.

Sie ist es, die nun wiederkehrt. Gepriesen sei die Arbeit, die wir bald in ihrem Zeichen beginnen werden!

IX.

Es ist nicht mehr der Wald von gestern, der in Erstarrung stand und nur zu knarren wußte, wenn der Wintersturm ihn packte oder wenn er ächzend die Wucht des kalten Windes abwehrte. Nein, er wandelt sich, nicht sichtbar noch, doch fühlbar. Was zwischen den Stämmen lauert und auf den Kronen lastet wie ein erstes Licht der Hoffnung, ändert sein Gesicht. Die ganze weite Fläche, auf der sich seine Heimlichkeiten spiegeln und seine Geheimnisse sich auszudrücken scheinen, ist mit einem Male klarer geworden, die Herbheit abgefallen, und alle Züge schimmern auf im Widerglanz der neuen Himmelsstrahlung. Sein eigentliches Wesen ist getarntes Harren jetzt, geduldige Erwartung und irgendwie doch Wissen um das Wunder, das im Kommen ist. Im Ruch, den seine Untergründe veratmen, liegt eine durchsichtige Ahnung vom Lebendigen, das werden muß, ein Hauch, der seine verminderte Potenz im Zögern des Aufstiegs verrät, und eine Duftigkeit, die ihre Blume noch nicht mit dem körperlichen Sinn erfassen läßt.

So hat er einen Zustand erreicht, in dem er das Größte und das Meiste zu offenbaren hätte. Aber seine Millionenfältigkeit, im Sichtbaren wie im Unsichtbaren, kann gerade in diesen Augenblicken des reichsten Daseins nicht entdeckt werden, weil die menschliche Sprache keine direkten Worte für seine schöpferische Verhaltenheit besitzt und in den indirekten Aussagen nur über weite Umwege zu den verborgenen Quellen seiner Geruhsamkeit vorzudringen weiß. Alles was ihn anspricht, deutet ihn nicht aus. Die Vorwehen, die wir in seiner Mitte verspüren und zu spüren vermeinen, sind Wehungen, die von der Trauer noch die Erinnerung und von der Freude schon den Anreiz jener werdenden Lust enthalten, die uns bald erfüllen wird.

Das, was uns befremdet, wirkt in seinem Schweigen. Ihm fehlt die Gnade, die uns horchend und gesegnet

macht, weil sie im donnerdunklen Rauschen seiner sommerlichen Mitteilsamkeit die Lösung aller Schicksalsfragen ahnen läßt. Die Ruhe, die nun in seinen Lichtungen denkt, verwehrt uns den Eintritt in die Dämmerung geistiger und seelischer Bezirke, wo der Traum unser harrt und das Unsagbare unsere Empfindungsbehälter leicht zum Überborden bringt. Noch sind wir nicht eingeschlossen in den Bann, der seine ewige Stärke bleibt: jede Unverdecktheit will, daß wir in die Grenzenlosigkeit der überlagerten Himmelsräume flüchten und darin uns selber mit allen weicheren Gefühlen verlieren. Doch auch die junge Bläue ermangelt noch der Schwere und der Schärfe, die aus dem Unverborgenen in alle Winkel der Geborgenheit uns jagt.

Wir sind in ihm noch nicht der seltsamen Innenheit verfallen, die uns, sobald er in Vollendung schafft, ganz heimlich mit ihrem Zauber bedenkt und andenkt und allmählich absinken läßt in eine Andacht, die ihrer Wucht kein Ziel und ihrer Süße keine Mündung weiß.

Die Kräfte, die sein Wesen bilden, sind am Werke. Wir erkennen es in jener Stimmung, welche von der Ahnung mehr und von der Wissenschaft weniger als die Hälfte hat. Das regt sich und bewegt sich! Was? Ein Ton an unserm äußeren Ohr vorbei! Ein Licht, das treibt! Ein herrlicher Gedanke, noch im Wuchs! Schon mehr! Eine Gnade, die über uns zusammenströmt! Ein Wunder, das sich selbst belauert!

Die Stille tropft von nackten Zweigen,
Doch über mir erschauert schon
Im Horchraum ruhnder Wipfelgeigen
Das Sein im Licht, der Tag im Ton.
Die Welt beginnt, sich einzuwehen,
Und was da Ohr ist, steht und lauscht.
Denn unten will ein Atem gehen,
Der, Sehnsucht, deine Segel bauscht.
Entheimlicht rinnt der Geist des Lebens
Im Hauch der Gründe himmelan,

Und alle Wolken sind vergebens
Der härtern Stummheit aufgetan.
Die Bäume, die ihr Wiege waren,
Verbeben sanft das letzte Leid,
Und über meinen lichten Haaren
Spielt angelenzte Heiterkeit.
Von Stamm zu Stamm in Zauberbächen,
Wellt wurzelüber Klang wie Blut.
Die Wände unsers Schweigens brechen:
Das quillt und raunt, das kost und ruht!
Das wächst und wogt und wirft sich wieder
Ins Ahndegrün der Melodie,
Die ehmals ästeauf und -nieder
Mein Glück wie Wäldersang verschrie.
Nun wird das Wispern Donner werden
Und Blättersturm der Gnade sein.
Wir blühen an in Ostererden
Und rauschen bald in Gott uns ein.

X.

Ich habe mehrmals diesen großen Traum geträumt, mit wachen Augen und gespannten Sinnen: das Wunder aus der wuchtigsten Woche unserer Weltgeschichte in seiner hinreißenden Gewalt als eine große klärende Dichtung darzustellen und die höchsten Reize des Geheimnisses vom grünen Donnerstag als eigenes Nacherlebnis auszusagen!

Was hätte ich darin nicht alles anklingen lassen dürfen: den weicheren Glanz der neuen Jahreszeit, die Sonne eintrinkt, um sich bald im Auferstehungsjubel auszustrahlen; die anheimelnde Stimmung der Tage, da wir selber Glocke waren und die knarrenden Geräusche unserer Holzwecker mit dem vollen seelischen Ton unserer schwingenden und singenden Kinderstimmen verdeckten; das bedrückende und dennoch aufreißende Gefühlsdunkel in den durchschatteten Kirchen, die ihre unendliche Freude unter violettenen Schauern verhielten und verhüllten und diese als die Vorahnung aller Traurigkeiten nach den tiefsten Schrecken erfühlbar machten!

Das wäre vielerlei und doch nicht das gewesen, was mir vorschwebte: die Erfassung des überherrschenden Ereignisses, das in seiner Weite wuchs, je schärfer ich es betrachtete, und umso unerklärlicher erschien, je länger ich es überdachte. Ich verstand gar bald, daß, was ich wollte, ein ungeheueres Wagnis war, zu dessen Unternahme sich noch kein Gestalter erkühnt hatte.

Die einzige Klarheit dieser überfüllten Wundertage ging mir auf in den allereinfachsten Sätzen, und diese hatte der Held des Großen Abends selber ausgesprochen: «Wahrlich, wahrlich, ich sage euch....!»

Vor ihnen mußte jede Dichtung stille sein und Verrichtung werden. Dann erst konnte der geringste, ach, immer noch erschütternde Teil des Geheimnisses geahnt werden in der plötzlichen Erstarkung des Schwachen, in der heroischen Einstellung des Feigen, in der Befreiung dessen, der sich an das Elend gefesselt wußte, in der Läuterung des Niederträchtigen, in der jähen Reinheit des Makelvollen, in der überraschenden Barmherzigkeit des Verstockten, in der großen Demut aller Stolzen, die da stets des Glaubens gewesen waren, ihr Stand sei das höchste Maß der Erdendinge und ihre Stellung die oberste Stufe allen Menschenherrschertums.

Geahnt, nicht ausgesagt!

Denn der Raum des Wortes war zu eng für die Kar- und Osterströmung, die es einzufangen und zu halten hatte. Ein Tropfen fiel vielleicht hinein und füllte es, sodaß es herrlich und begnadet war. Aber Millionen waren vorbeigeflossen, und auf diese, ja, auf diese kam es an. Sie rauschten immerfort am inneren Ohr des Aufgejagten vorbei als Tönung ohnegleichen, am inneren Auge des Begeisterten als Leuchtung ohne Maßen, und es gab für ihn kein einziges Gefäß der Sprache, das ihre ewigrinnende Herrlichkeit, und keinen Ausdruck des Gefühls, der ihre unaufhörliche Segnung hereingeholt und als strahlenden Stillstand vorgestellt hätte.

Was das Geheimnis wollte, war Ergebenheit in Schweigen.

Ich verstummte.

Ich verstummte dann, als alles in mir Wille, Lust, Bewegung und Erhebung war, das Erhabenste durch Lieder voller Glorie auszusingen.

Und dann erst begriff ich meine stärkste Schwäche, sank ins Knie und mußte meinen Dank in der Enttäuschung als wunde, noch fort und fort durchwunderte Wortlosigkeit verbeten.

XI.

Ich ging.

Nichts blieb zurück, was ich verloren hätte, und nichts lag vor mir, was mich locken würde: ich ging wie einer, den die untergründige Erinnerung an das Drama aller Dramen verdumpft hatte, obschon die Welt unter Sonne stand und der Lenz aus allen Dingen quoll.

Ich ging unter blühenden Apfelbäumen dahin und folgte, schien mir, einem Schritt, den ich mit einem Male als den Widerhall der eigenen vor mir herziehenden Not erkannte.

Wir gingen über das schwellende Grün der Wiesen irgendwelcher Linderung entgegen, aber wir fanden, wenn wir eine Weile anhielten, mitten in der Zartheit der nächsten Blütenkelche nur die Labung eines wehmutsvollen Trankes: Tränen ferner Wünsche, die nun, eingegossen in die Leere des Herzens, leidsam jedes lichtere Gefühl beschwerten.

Ich ging, verträumt in Trauer wie die dunkle Führerin, durch die Weichheit des Frühlingsabends, hörte in den Vogelsängen nicht die Melodie der Lebensfreude, sondern nur den Unterton der Bebelieder, wie sie die Nachtigallen meiner Kinderzeit als meine Lust und meine Sehnsucht gegen die Drohung der Nacht hinausgeschluchzt hatten,

und entdeckte plötzlich vor mir die schwarze Pforte der Stummheit, in welcher für immer meine schönsten Hoffnungen verfallen waren.

Ich ging, und meine Not verließ mich nicht, die Wege des Bedauerns entlang und fühlte mich durchbohrt von einem unsichtbaren Auge, das noch schärfer stach und noch gewaltsamer in mich einsah als der Blick der einen langen bangen Dunkelheit um meine Glieder, durch die mein Schritt verklang und meine Erwartung irrte, um vielleicht, in einem Winkel der schmerzlichen Stille, meine große junge Liebe von damals zu entdecken, als ich mit allen Sinnen, doch vergebens, die Ankunft der Schwalben wie die Erfüllung meiner klang- und wortsüchtigen Wünsche gefordert hatte.

Damals!

Wann mochte das gewesen sein? Vor zwei Jahrzehnten oder vor zwanzig Jahrhunderten?

Ich wußte es nicht mehr, weil ich nicht zu rechnen wagte. Ich wußte nur, daß ich jäh erwacht und auf dem Gang durch die Nacht zu mir selber gekommen war.

Und auch das Ich war nichts als Leid in der Erinnerung an die hohe Zeit des Lebens, da im Licht des neuen Werdens, mitten in der Strahlung des erschlossenen Frühlings, vor meinem Blick das blaue Auge einer Blume plötzlich feucht geworden und, Blut weinend, in Rot verfallen war. Die Blütenblätter waren als Blutstropfen zur Erde gegangen, und mein erschrockenes Gesicht hatte an den Wuchsstellen die offenen Wundmale eines Körpers gesehen, der nicht pflanzlich, sondern menschlich gewesen war.

Aus dem bunten Lenzesstrauß des Schönen und Geheimnisvollen hatte ich allein die Karfreitagsblume erschaut.

Und als sie verwelkt war und in mir selber alle Heiterkeiten hatte entblättern wollen, war die tiefste Not der Anfang eines tieferen Wunders gewesen: was Wunde geschienen hatte, war Öffnung eines unerschöpflichen Bornes gewesen, aus dem der Balsam eines Duftes geflossen war,

der weniger die Unendlichkeit der Nacht als die sich weitenden Räume einer Seele, die grenzenlos hatte werden wollen, zu durchwehen und allmählich selbst die Konsistenz des Leides aufzulösen begonnen hatte, um auch dieses in Wohlgeruch und Wallung, schwebende Fröhlichkeit und atembare Glorie zu verwandeln....

Nun gehe ich wie einstens, qualdurchdrungen, einsam und von außen- wie von innenher der Stimmung dieser Karstunden einverleibt.

Doch mich schreckt nicht, was als Bangnis über allen Menschen nächtet, mein Schreiten ist bewegter Ruf, mein Rufen ein Gebet, mein Beten Schmerz, mein Schmerz in Wandlung, und mit einem Male, mitten in der Zeiterbebung, wird es lauter, wird es Laut im Sang und kann nichts anderes als die Freude eines Allelujah verkünden.

Denn meine Seele ist nun auch zur reinen Frühlingsblüte geworden, an welcher jedes Staubhaar überduftet, wie berührt vom Hauch der blauen Blume, die sich plötzlich gerötet hatte.

Und dieser Wohlgeruch der Seele ist die Antwort meines Menschseins auf die ewige Frage der belenzten Landschaft, ob die Pracht des Daseins eines Todes Ausdruck sei.

Sie verneint, und aller Duft, den sie erhalten hat, wird Jubel und Replik des Resurrexit-Sanges, der auf andern Ebenen in himmlischen Kadenzen weiterklingt:

In der Mitte dieses Tags geschah es,
daß das Gesetz des Seins und sämtliche Bestimmungen des Augenblickes
sich verhaspelten und daß,
noch eh die Stunde ausgeschlagen und in ihr der Mensch
des eigenen Wandels in der Wucht des Urschrecks
sich bewußt geworden war, die Welt
aus allen Ordnungen geworfen und für alle Ewigkeiten
auch verworfen schien.
Mit einer Stockung in den hinundhergewiegten Kronen,
in den frühjahrstrunkenen und lichtbelasteten Bäumen
fing es jählings an:

da ging nicht mehr und klang nicht mehr,
ins All gehaucht und gleich zurückgeholt,
bedächtig, raumverliebt und um sich selber kreisend,
der geheime Atem einer himmlischen Gewalt.

Es schwieg die Stimme dessen, was in stiller Freude Wachstum war
und Rausch in Werdung, ja, es setzte
im gleichen Nu das Rauschen aller Meere und das Murmeln
jeder strom- und weitensüchtigen Quelle aus.

Allein die Furchtbarkeit des Schweigens warf,
in steten Wellenringen irgendwelcher Not entfliehend,
ihre Kringeln als Vereisungsfänge in die Ferne
und umwand die Hoffnung wie die Güte,
Stimmung, Ding und tiefsten Glanz
mit kalten Armen, deren Fassung tödlich war.

Auf starren Zedern, noch umloht und aug- wie herzdurchfunkelnd,
sang der Vogel Weltichliebdich seine letzten Träume hin,
erhob das Haupt, um Gottes Größe in der Schlichtheit seines Flötens
als unfaßlichste der Herrlichkeiten anzurühren,
stärkte seinen Wunsch zur Stimmenstärkung
und verstummte.

Und im selben Augenblick
ging einer Frau, die ihres Kindes unauslotbares Lächeln,
diese zehnmalsiebzigmal durchglückte Spiegelung des Paradieses,
plötzlich ausgeweht und überödet sah,
das mutterschaftundheiligkeitumkoste Lachen aus,
der Blütenschirm des Strauchs,
der Duft und Rosafarbenschnee auf ihre Freude
hatte niederrieseln, weich und wonnesam,
als Stoff der eigenen Lust,
um ihre Glieder fließen lassen,
wurde kahler Dorn und stach,
erbarmungslos in seiner Nacktheit,
jeder Friedlichkeit ins Herz, —
da war's die Sonne, die zum Blüten kam
und rot vor Scham durch alle Wolken weinte,
bis selbst der Horizont vor ihrem Leid ergraute.

Das Geleucht des Universums sank ins Grab,
und mit ihm schwand,
in uferloser Nacht,

obgleich der Mittag in den Wanten hing,
der Daseinsmut der Menschheit.
Und die Mitternacht der Agonie hob an
und endete in einem langen Seufzer,
der durch Millionen Seelen schnitt.
Nichts war mehr als ein Fluch und dann,
mit einem Mal,
Erlösung.
Denn: das Licht, das irgendwo in Grüften
eingeschlossen und gefangen lag,
es lebte doch am dritten Tage wieder auf
und dehnte sich und wuchs und warf,
in einem jähen Strahlenaufschwung,
Felsen und granitne Steine, daß sie barsten.
Und die Heiterkeit erstand im Schimmer dieser Stunde so,
daß licht und leise, wohliger und wärmer als zuvor,
die Blüten niederschwebten in das Lächeln eines Kindsgesichtes
und das Lachen einer Mutter lauter klang,
indes im Jubelrausch der Bäume
alle Vögel,
einer Lust und einer Seligkeit,
den Überschwang des Blühenden und Tanzenden,
des Ahnenden und Wissenden
in tausendfachem Allelujalied
als lautgewordene Glorie,
Stimmen auch des Unbestimmten,
Mund der goldenen Unmündigkeit,
in laut- und lichtgesteigerten Kadenzen,
makellos und wehlos,
aber sommersehnsuchtsträchtig
gegen Himmel sangen.

XII.

Das ist der erdrückendste Traum meines Lebens gewesen.

Ich weiß, daß ich so meine Erinnerungen einbaue in eine Lüge, wenn ich versuche, das Entsetzliche der näheren Vergangenheit als einen Traum und einen Alpdruck hinzustellen. Aber ich brauche für das Furchtbare und Fürchterlichste meiner Kazettzeit einen Rahmen, der von

keiner Gewalt, nicht einmal von der höllischen der damaligen Wirklichkeit zu sprengen ist und doch die Infernalität ihrer politischen Besessenheit und die himmelschreiende Sünde ihres Systems zu erfassen vermag. Also stelle ich das alles zurück in die Atmosphäre eines Traumes und gebe den Geschehnissen, die vielleicht unwahr klingen, für mich allein den Schwung der Unwahrscheinlichkeit, indem ich sie durchwehe mit dem Atem des Unwirklichen. Jeder meiner Träume ist einmal Wirklichkeit gewesen. Und sein Duft ist zurückgeblieben in meiner Seele, und in meinem Gemüte hat er etwas ausgelöst, das, sich fortentwickelnd durch die heimlichen Etagen meines Wunsches bis zur Plattform meines Willens, einmal Tat werden könnte.

Denn mit tausend andern Menschen der Heimat habe ich die Schrecken dieses Traumes ausgeträumt, bis zum Zenith der Bitterkeit, schon über den Wolken der Verzweiflung, wo plötzlich die Dinge sich wandelten und das «Vae victis!» der Bedrücker rucklos über-, kraftlos unterging in einem hin- und emporreißenden «Laetemur!»

Das ist vor Jahren gewesen, als die Karstimmung Europas mit einem Schlag, der wohl der unbegreiflichste Einschlag der ewig himmlischen Erlösungstat gewesen ist, in der Ostersymphonie der Befreiung aufbrach. Da war denn unser Traum vom Grabe ausgeträumt.

Nein! Er hatte sich jählings umgekehrt und war zum Traum vom verklärten Leben geworden.

Denn wiederauferstanden war das Erbarmen, und unsere Hoffnung wuchs und lebte in ihm. Nun würden die Menschen wieder Brüder sein, die leichten Trauerschleier über den Gesichtern abfallen und die Lichter der Liebe in den Augen brennen. Dichter dürften neuerdings erstehen und die unsterblichen Sänge vom läuternden Quell des Daseins anstimmen, von den weichen Hügeln der Güte und den stillen Landschaften der Ergebenheit. Sie hörten wieder den Herzschlag der Sanftmut und dahinter, im Dämmer einer beginnenden Glückseligkeit, den Seelen-

klang der Himmelstreue. In allen Lerchenliedern und Nachtigallenschlägen erklänge und verklänge ihnen das letzte Echo eines Preisgesanges, den das Geschaffene wie vordem dem Schöpfer hinaufjubelte. Und auch die Philosophen wären ruhiger, weil sicherer geworden, da sie, berührt von einem Mittenstrahl des Glorientages, mit einem Male die kindliche Einsicht der Engel besäßen und so die sicheren Pfade erkennen müßten, die über den verkündeten Weg in die einzige Wahrheit und fort dann ins gesicherte Leben der Rettung führten. Alles Leid wäre von uns gehoben, außer dem beglänzten des freiwillig übernommenen Opfers, und der höchste Wunsch unseres neuerstandenen Menschentums könnte nur lauten: Ein wenig vom Licht der Winterstunde muß auch von uns hinüberstrahlen in die Zeit der Freude, da wir selber durch das Grab der Verfolgung in die Resurrectio der Humanität geführt worden sind, um endlich, vor den allerletzten Ereignissen des Seins, unser Gemeinschaftsleben zu verklären und das Wunder der Liebe zu vollenden, indem wir erkennen, wieviele fremde Schuld erkauft werden kann durch das Blut, das wir selber verloren haben.

Unser Golgotha ist Wirklichkeit gewesen, und die Befreiung aus den Todesbanden mit allen herrlichen Folgen nur ein Traum geblieben. Oder stehen wir, wohl schon hinter der Schwelle des Ostermorgens, noch vor dem Aufgang der Erlösungsröte, neben dem leeren Grabe des Leids, und harren der Minute, der göttlich durchatmeten, entscheidenden Minute, da die Sonne sich erhebt, doch vom Glanze unserer Brudertaten überstrahlt wird für immer?

Der Tod gebar die Nacht.
Und Mittag war es, als die Helle
Im Wolkenweh der Zeit,
Unausgedacht
Und donnerdunkel, jeder Schimmerzelle
Wie Leid entfloß zum Meer der Traurigkeit.

Die Trauer fand nicht Ton
Noch Welle, die den Bitternissen
Im Glanz Vermündung gab.
Doch bebte schon
Die Erde, und in qualenfinstern Rissen
Verging der Geist. Ein Urschreck war sein Grab.
Wir sahn im Grauen nichts
Und konnten keine Wimper feuchten.
Die Stille weinte Blut,
Bis roten Lichts
Der Grund erglühte. Seht, nun sind wir Leuchten
Im Sonnenwunder, das da strahlt und ruht!

XIII.

Gestern las ich, da die Worte mir aus einem Buche zufielen, von der Deutschen Else Lasker-Schüler Verse, deren Klänge sich in meinem Herzen mit der Sehnsucht nach einer befreienden und dennoch bleibenden Gestaltung des Momentgefühles trafen und sich zu erkennen gaben als die Optimalerfüllung meines Schöpferwunsches:

«Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt
Lastet grabesschwer...»

Da war das Staunen meines Geistes groß, und die Verwunderung verließ mein Herz.

Denn ich stand, mit allen Sterblichen, die noch zu leben schienen, im Riesengrab der Welt und wanderte mit Jenen rund, nur wandentlang, die Augen auf den Bodenstoff geheftet und nicht mehr fähig aufzuschauen, weil die Empfindung eingestand, daß über mir nur Decke war, auf der, millionentonnenschwer, das Nichts die Ewigkeit durchstehen wollte.

Und endlos schlugen Tropfen nieder, nicht zu hören, doch zu spüren wie die angewärmte Feuchtigkeit von Tränen.

Wer war es, der da weinte?

Denn da weinte lautlos, einem Frauenauge gleich, das Ich am Du, das Wir an ihr.

Die Existenz? Die Hoffnungslosigkeit? Die reifende Verzweiflung? Die Not der Humanität?

Und was beweinte sie?

Sich selber, die im Grabe dachte und empfand?

Den Untergang? Das Ende? Einen furchtbaren Beginn? Den Mord am Leben, das doch unverletzt schien?

Mord!

Das hallte wie ein Donnerschlag.

Es war der Donnerschlag nach einem Blitz, der reißend ins Lebendige fuhr und aufriß, was noch über mir verschlossen war.

Es riß mir das Haupt zurück, sodaß ich emporschaute und im Blickwechsel sah, wie Alle mit mir aufwärtssahen und im Nu das Sein veränderten:

Denn ein Glanz rann unbehindert in die Augen nieder, floß über, strömte aus und setzte alles unter Licht.

Das trieb und drängte aus der Quelle eines Überlichtes, welches wie ein Lächeln des Ewigen überbordete.

Mitten im Leuchten war plötzlich ein Gebrause.

Das schwoll und wuchs und brach als Jubel aus!

«Allelujah».

Ich sah zurück, und alle Gräber waren leer und alle Münder laut in Ruf und Widerruf:

«Allelujah!»

Und Milliarden Schneeglöckchen hoben zu läuten an, und das Läuten sammelte sich in mir, im All, in Dir, im Allerhöchsten.

Und wird morgen, glaube ich, als Musik der Hoffnung aus den Erden- und den Seelenporen in die Offenheit des Himmels emporquellen:

Allelujah! Allelujah! Allelujah!

XIV.

Fühlen muß es, wer's nicht sehen kann: daß die Dinge um uns fast unmerklich gelöster werden und sich der harten Herrschaft der Vergangenheit entschlagen. Die diktatorische Gebärde von gestern, noch in ihrer Unbewegtheit von einer starren und kalten, grausamen und eindeutigen Forderung, wird zur lasseren Haltung und verliert sich allmählich in einer verzichtenden Ohnmacht. Was noch Trauer sein und Unlust bleiben möchte, hält sich hier und versenkt sich, unter der Deckfarbe des Vergessens und schon mit dem Zeichen des Untergangs behaftet, in sie hinein. Etwas aber hebt sich ruck- und lautlos, wir wissen nicht, was es ist, wir spüren es mit einem Sinne, der die fünf natürlichen an Schärfe und Empfänglichkeit übertrifft, wir ahnen, daß die Vergangenheit der Nähe aufgeht und einer unbestimmbaren Durchsichtigkeit Raum gibt, die nach einer Weile alles Sichtbare in eine geheimnisvolle Lichtheit kleidet. Und dann weicht langsam auch die gläserne Geschlossenheit der Ferne. Plötzlich, noch bevor wir uns dem Wechsel hingegeben haben, ist die Schwermut der Zeit hinaus- und hinabgeflossen in die Tiefe der Verlorenheit, und eine eigenartige Leichtheit, halb Traum, halb Wirklichkeit, beherrscht die Stunde.

Das aber ist nur der Anfang und nicht das Größte. Denn das Größte geschieht am Allerkleinsten: an den haarhaften Saugfasern der Erde wie an den schwingendfreien Empfindungsfibern des Geschöpfes. Nicht zu sagen ist das Unbegreifliche und das Unergreifbare, es vollzieht sich im Rätsel dieser tiefen Nächte und erfüllt sich im Wunder schwerer Tageswehen, bis mit einem Male seine ganze Herrlichkeit verstanden wird in der Vollendung: zwischen Hecken und Häusern war der Tod, er lag und lauerte, verhielt seine Gier und rührte sich nicht. Wir aber standen und harrten aus in Bangen und in Unruhe, wir glaubten jeden Morgen, vom Peststrom der Verwesung ergriffen und dahingerissen zu werden, aber der Lauernde, der da

zwischen Häusern und Hecken unsere erste Unbedachtsamkeit oder den letzten Zuruf seines Herrn erwartete, brach nicht in unsere gefrorene Stille ein, er nährte nur, da er zögerte, die Angst der Bedrohten.

Und nun erhebt sich überall die leichteste Süße: zwischen Hängen und Höhen, zwischen Hecken und Häusern, zwischen Leidenden und Trostlosen steigt sie auf, berührt die Bangnis und schlägt sie durch den leisesten Anhauch nieder!

Wie kann der Tod dem Streicheln einer Süßigkeit erliegen?

Nicht ihm, nicht ihr erlag er, sondern der verjüngten Macht des Lebens. Die Starrheit des geschlossenen Raums, in dem wir gefangen waren, wurde heimlich aufgehoben, in den stehenden Sauerstoff, der uns erhielt, floß ein Hauch von oben her, ging uns an und ging in alles ein, da regte sich das Leblose, es bewegte sich das Undingliche um die Dinge, der Atem der aufbrechenden Erde, Schollenruch und Violenduft vermischen sich mit dem Hauche des Himmels, und das alles geht nun und verweht, kommt wieder und durchrinnt uns, erfüllt die Leere unserer Herzen mit Sehnsucht und wandelt unsere Todeserwartung um in Hoffnung, Lust und Seligkeit. Das Sein ist wieder klingend, unsere Seele wieder singend geworden. Die Seele lebt.

Nun feiert sie ver sacrum. Wie eine Gnade ist das Licht in diese und in ihre Welt, wie ein Wunder die Weichheit über alle Schutzpanzer gekommen. Alles ist Aufbruch, alles Ausbruch geworden. Keim und Knospen sind nur Bilder für das Wachstum im ergriffenen Menschen. Nun fällt die Härte außen und innen, das Langverhaltene erwacht, das Gehaltene dehnt sich, was wächst, hat Hunger nach Licht, und was da morgen bald als Tau an Halm und Gräsern leuchten wird, kann nur mehr die Folge eines nächtlichen Weinens sein, das sich im Strahl der Sonne nicht als Frucht des Leids, sondern als Wirkung

einer unendlichen Erlöstheit offenbart: als Träne der Freude im Jubel der Erlösung!

So leicht klingt der Satz: es ist Frühling! So schwer ist auszusagen, was in diesen Worten verborgen liegt! Vielleicht wird die Schwere leicht und licht in einem einzigen Ausdruck, der die Stimmungen aus Natur und Seele zwanglos zusammenschließt und die gärende, klärende, gebärende Kraft des Bodens und des Geistes einfach deutet als die Segnung einer stärker werdenden Strahlung über den Qualen in Bitterkeit und Selbstverlorenheit einer langen Nacht:

Ostern!

Die Auferstehung des Menschen aus der kühlen Tierischkeit in die neue Menschlichkeit! Das Heil der Kreatur in der Heiligung des Daseins! Das Alleluja der Beglückung nach dem Parce, Domine, in Weh und Leid!

Das kommende verheißende Saatenrauschen hinter dem Schweigen der Genußgier und des Sinnenrausches! Die befreiende Erkenntnis nach der Besinnung und dem Lauschen in die Tiefe, wo der Blutschlag der Geschichte immer noch als Gottes Atem nach dem Willen des Ewigen geht.

XV.

Die Welt in Glanz. Oben ist alles unbewegt im blassen Blau des Himmels, aber unten, vor meinem Fenster, atmen die Dinge. Sie stehen und atmen, es ist ein Bild, das ich gebrauche, um diese Mischung von Kringeln, Schaukeln, Zittern und Durchschauertsein zu erfassen, ein schlechtes Bild, ich fühle es im selben Augenblick, da ich es gebrauche, denn diese flirrende Erregung der malachitenen Zweige außen im Garten hat nur wenig gemein mit der gleichmäßig ruhigen Wiederkehr des Atemholens, vielleicht nur den Anschein der Hebung und der Senkung ohne Lärm und sonst nichts mehr. Aber das Bild bleibt, ich sehe nichts

anderes als das unentwegte, mühelose Beben und Verbeben der Bäume, die lautlos, doch des grünen Jubels übervoll, ihre junge Seligkeit in den Tag skandieren.

Noch kraucht der Nachhauch des besiegten Winters über die unverdeckten Äste, aber von sämtlichen Spitzen flimmert das Leuchtende und Überhellende ins Dunkel der Kahlheit nieder, das schönere Leben schlägt seine Smaragdaugen auf, es saugt den Glanz aus der Unendlichkeit des durchsonnten Raumes in sich ein, und plötzlich blüht ein Lächeln auf über dem Gesicht der Baumkronen. Ein Blütenlächeln, das wie ein stummer Ruf in die Welt springt und gleich in unsern Augen Antwort findet.

Denn wir erleben ja nicht nur das Werden und Vergehen um uns als eine Fremdheit ohne Herzenswiderhall, sondern leben mit den Pflanzen, die wir betreuen, da wir sie lieben, und leben durch sie in unsere geheimnisvollsten Lüste hinein und so denn auch aus den verborgensten Leiden heraus. Das stehende Licht um einen Baum in Blüten ist uns mehr als die aufgewachte Schönheit eines geistloslebenden Dinges. Das ist nun stärker als der Versuch, mit Widerworten wie «der ewige Kreislauf der Natur» und «die notwendige Erfüllung der biologischen Gesetze» jede menschliche Ergriffenheit zu überwinden. Wir sind für immer diesen Vorgängen so verhaftet, daß wir sie bereits als Teil des eigenen Wachstums fühlen. Irgendwie und irgendwo resonieren wir auf ihre stillsten Laute. Symbionten sind auch wir. Denn jeder Frühling entlarvt uns in der Sehnsucht, die er weckt, um sie sogleich mit seinen Gnaden auch zu stillen. Ein Baum steht in Blüten, und wir lächeln ihn an.

Ich freilich, der ich niemals widerstehen kann, bin allsogleich der Herrlichkeit des Neuen verfallen. Mit allen Sinnen umfange ich, von ferne nur, die Reinheit dessen, was sich uns als Bräutlichkeit der fruchtbaren Erde entgegenneigt. Alle Schönheit ist Geheimnis. Diese möchte ihre Bereitschaft als Wunder erkennen lassen. Schon tragen wir in uns keine Helle mehr, die dieser gleichen könnte,

denn an jeder Stundenwende wird ein Teilchen in uns welk unter der Berührung der Schuld. Wie aber kost, sichtbar unserm Blick, der Strahl aller Unschuld um die stumme Makellosigkeit dieses Gebildes, das sich leicht und licht dem blauen Auge des Himmels erschließt, wenn wir selber keine Ecke mehr finden können, die in ihrem Dunkel die Furcht unserer Seelenblüte vor dem Offenwerden, das eine Offenbarwerdung aller Fehler ist, verbergen dürfte! Wie klar ist drüben das Lächeln! Wie ist es hier mit Wehmut unterlegt!

Ich blicke hin und sehe mit einem Male ein Blatt sich lösen und wie ein abgebrochenes Flügelchen, das noch die stille Angewohnheit des sanften Ausschlags und des lautlosen Schwebens beibehalten möchte, zur Erde sinken. Nun ist es um meine Ruhe geschehen.

Es war nicht viel, was da geschah,
Ein Blütenblatt sank schaukelnd nieder,
Und kaum war es der Erde nah,
Da atmeten die Winde wieder.
Es war so wenig, was geschah,
Mir riß es schöne Träume nieder.
Denn als ich Fall und Schaukeln sah,
Kam schon das Leid in meine Lieder.

XVI.

Es hat sich, über Nacht, etwas Großes in mir aufgetan, ich weiß nicht, was es ist, aber ich spüre es genau, sobald ich die Blüten in der Entfaltung ihrer Reize betrachte.

Was kann es sein, das mich mit einem Male weiter und verträumter, entschwerter und auch aufgeräumter erscheinen läßt?

Die Magnolie beginnt zu schimmern, und so tut mein Herz, die Zweige fangen an zu funkeln, und also funkelt auch mein Sinn. In jedem Kelche an den Zierbäumen erwacht, so dünkt mir, ein Geheimnis, und mein Geist ist

auf der Lauer, seines Wesens Mittengründe gleich in Wort und Vers zu heben. Er steht und harrt, dieweil ich fiebere und warte und nichts anderes begreife und nicht mehr ergreife als die Sehnsucht, die vom Innern her nun Haus und Heiligtum in einem nahen Vaterlande zu erreichen wähnt.

Sind die leichtbewegten Blüten Winke schon und Lockungen von Gewalten, die sich sämtlicher Duftschalen der Natur bedienen, um mich hinzuholen, wo der Pflanzen Atemwellen unbegrenzt die Pulsation meiner Ahnung betonen und so die dunkelste Spiratio des Verborgenen in mir als blühende Inspiration meiner Phantasie herausstellen, daß sie selber leuchtend werden, weil ich dunkel bleibe?

Ich stehe lichtlos und harre, lausche und überlege und sehe plötzlich, in einer farbigen Folge ohne Linie und Gesetz, Fragen um Fragen aufgehen, die nicht mehr schwer und bänglich, sondern hell und flaumig in den Kronen meiner Hoffnung hängen. Sie drücken nicht mehr wie vorzeiten, denn sie schweben; nein, sie wollen nicht gelöst, nur ja nicht losgelöst werden, ach, sie schweben und möchten ungestört nur flammen, duften und in Schönheit endlich, wie ein froher Traum, vergehn.

In solcher Stimmung wird mein Heimweh allgemach zur Heimwehung: ich taumele wie ein himmelseliger Falter, den der Raum, die Wolken und die Sonne haben trunken werden lassen, durch die flimmernden Lichtschächte des Frühlings in die Blütenherrlichkeit des Lebens hinüber. Ich bin viel mehr gewiegt als getrieben, und die Schaukelung im sanften Hin- und Wiederschwung der Sinne teilt sich, durch die roten, angeglühten und überleuchteten Ströme des Herzens, den letzten losen Dingen in der Seele mit: der Sehnsucht und der Zuversicht, der Freude und dem Nachhall des unendlichen Lautes, der als Monotonie der Ewigkeit überhört und nicht durchlauscht wird, wie seine Quelle es verdiente.

Nun ebbt und flutet auch das Unbegreifliche in einem Tone, dessen Wucht der Leisheit und dessen Unfaßbarkeit in aller Fülle von keiner Sprache zu erfassen sind. Vielleicht erklärt er sich als meine bebende Lust am Leben, und vielleicht verklärt sich diese in einem Lächeln, das nur die Frühlingsblüte meines aufwachenden Gesichtes ist.

Aus der Leidhaftigkeit der übereisten Tage, in denen der Mensch seine Aufgaben vergessen konnte, wehe ich heim ins Schimmern jener Gärten des Geistes, die mit einem Male meine innigsten Gedanken, deren Saat ins Sein die Zeit der Not zu überdecken und zu vernichten suchte, als Blust und Wohlgeruch zur jähen Durchwunderung des eigenen Innern gegen meine Blicke stellen.

Ich habe in den Herbst des Daseins Overgeßtesnicht gesät, um im Lenz benommen vor der Pracht unzähliger Engelwurz- und Liebesstöckeldolden der Vernunft zu gesunden. Doch anders haben sich die Erwartungen erfüllt, und mein, ich weiß, von all den Wundern vor mir ist allein das märchenhafte Geschehnis, das millionenfältig mein Verlangen zu stillen unternimmt.

Da liege ich nun, unterm blauen Auge der entwölkten Geschichte, spüre den würzigen Hauch der aufgeschlossenen Greifbarkeit, höre das Weh von gestern hinter meiner Heimsucht verwehen, hebe das Haupt und kann nicht anders, als die Überfülle dieser strahlenden Stunden in der lebendigen Feuchtigkeit meiner Blicke zu fangen, zu halten und zu spiegeln.

Dann schweigt das Ich vor Andacht, und die stummen Gegenstände fangen unterm Rieselfall der Glanzesgletscher leicht zu knistern und mit Macht zu fabulieren an. Ich vernehme es und weiß es in der Seele zu verstehen. Allein das Wort versagt sich meinem Willen, diese zarten, ultrafeinen Laute in das Durchschnittsmenschliche zu übertragen. Ich verzichte gerne, pflücke eine Magnolienblüte, stecke sie zwischen die Lippen und habe nur noch einen Wunsch: in der wirkenden Schweigsamkeit für immer

Ohr, Gespür, Empfindung, Sicht, Erkenntnis und Verständnis zu sein.

Sie selber ist purpurn anzufühlen, aber um sie regt sich tausendtönig das Geleucht des Werdenden.

Welche Wonne, Kern in dieser Werdung zu sein!

Bin ich es oder darf es nur ein kleines Teilchen — doch das kleinste wäre plötzlich groß — meines Geistes sein?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß nichts mehr.

Kommt her und meßt die Stummheit meines Staunens in der Dauer meines Jubels aus!

XVII.

Ostern ist vorbei, und die Gewissen derer, die als Gläubige zum mindesten den Schein einer seelischen Auferstehung wahrten, legen sich, nach einer kurzen Belästigung, wieder zur Ruhe.

Alles, was Erforschungen anzustellen hatte, drückte sich an einer wesentlichen ahnungslos vorbei. In keinem Beichtspiegel ist die Unterlassungssünde vermerkt, an welcher diese christlichste der Welten allgemach zu Tode kommt, und nicht einmal die katholischen Intellektuellen zeigen sich der Frage zugänglich, wie oft sie gegen das Gebot der Nächstenliebe durch die Furchtbarkeit ihrer Nächstenunkenntnis verstoßen haben. Einer kardinalen Forderung ihrer Religion begegnen auch sie mit jenem prinzipiellen Schweigen des Schuldbewußtseins, das sich weigert, den miserabelsten Dingen des Alltags offen, aber reumütig ins beleidigte Auge zu schauen.

Ich fürchte, wir werden einmal viele «Semaines des Intellectuels Catholiques» und manche «Kulturwochen» an die Lösung des Problems verschwenden müssen, wie der Kontakt zwischen den Wortführern der philosophierenden, den Bannerträgern der agierenden Katholizität und den verlorenen Söhnen der Kirche wiederherzustellen

sei. Und bevor wir diese Kongresse mit ihren weitschwüngigen Erörterungen und kurzlebigen Resolutionen eröffnen, werden wir, in Paris wie in Wien, in Brüssel wie in Luxemburg, in Madrid wie in Lissabon, in Köln wie in Rom, ein lautes «nostra culpa», «nostra maxima culpa» in die Welt hinein und über die Welt hinaus zu beten haben, nicht nur in nomine Patris, sondern auch im Namen der verlassenen Menschenschichten, vor denen wir wohl die Worte unseres Glaubens gesprochen, an denen wir aber nicht die Gesetze unserer Lehre erfüllt haben.

Wie dürften wir auf die Frage einer andern Donnerstimme: «Wo sind eure Brüder?» anders als mit der hypokriten Gegenfrage antworten: «Sind wir denn ihre Hüter?»

Wir vermöchten es, so wie der Tag von uns verlebt wird, nicht zu sein. Unserm Interesse für die eigene sichere Bequemlichkeit kommt nur das Desinteressement an den nachbarlichen Schicksalen gleich. Nichts verbindet uns mit den Fremdlingen in der Nähe, wenn nicht der festgewirkte Neid; nichts fesselt uns an die Sterblichen in unserm Gesichtskreis, wenn nicht die wohlgedrehte Neugier, die sich für die kommenden Klatschstunden informieren möchte. Darüberhinaus ist selbst die christliche Welt für uns mit Indolenzplanken vernagelt. Die Lebendigkeiten hinter diesen Sperrzäunen bewegen sich als gleichgebaute Nullen, deren Zweck sein muß, jenen einen Einser, den wir vorstellen, in seinen Nennwerten zu vervielfachen.

So existieren wir, und so vegetieren die andern. Wir sind, in unserer Überzeugung, Haupt und Inhalt der Geschichte, während um und an uns nur das grobe Parasitentum gedeiht. Stolz, so lieben wir das Ich und Wir. Und die Macht, die uns die Größe auch des Nebenmanns entdecken ließe, nennt sich einfach Demut.

Diese ist es, die wir suchen müssen. Denn in ihrer Neuentdeckung könnten wir, nach den peinlichsten Inquisitionen unseres Herzens, das sich dem Gewissen überlegen zeigte, zu erschütternden Feststellungen kommen. Wer

von uns würde die fürchterliche Prüfung bestehen können, die in einer einzigen Aufgabe sich und uns erschöpfte:

«Wie habt ihr euern katholischen Kulturauftrag an den Außenstehenden erfüllt?»

Und wer ist Außenstehender, wenn nicht der Mann, der täglich in den Schoß der Erde steigt, um durch seine Hammerschläge die Stählung der stofflichen Welt zu ermöglichen, der Besessene, der irgendwo auf den Straßen des Landes die Kurbeln seines Stahlrosses bewegt, um eine Prämie zu erjagen, der Schaufelschwinger und der Asphaltheizer, die den Straßen Halt und Glätte sichern, der Bauer, der an den letzten Säumen der Verkehrsadern unser Brot aus dem braunen Boden schwitzt, der Schweißer, der in Riesenhallen den Motoren unserer Triebmaschinen eine kühle Seele gibt, der Seelensauger, der in sämtlichen Winkeln des Daseins unsern Glauben verspottet, und der Spötter, der aus jeder Kloake das Gift zur Erledigung unserer heiligen Mutter holt?

Wie bekennen wir vor ihnen unsere Wahrheit? Wie bewegen wir ihre Gemüter durch das Beispiel unserer Haltung, um sie zur Aufnahme unserer Idee zu bewegen? Wie versöhnen wir, in unserm Geiste, der sich christlich ausdehnt, die Grausamkeit ihrer fabrikenen und maschinisierenden Milieus mit der Güte unsers Herrn und der veredelnden Menschlichkeit aus dem Opfer Seines Blutes?

Ja, da stehen wir, halten an und verhalten den Atem.

Was haben wir getan?

Gott, was haben wir unterlassen!

XVIII.

Alle Treppen der Hoffnung sind erstiegen. Wir stehen oben. Die Höhe ist der Raum der Rettung. Ein Turm in der Mitte, doch darüber jenes Zeichen, das uns nicht verlassen hat, als wir unter ihm ächzten und verlassen schienen! Wir haben es getragen, nun sei es geschlagen im Veratmen!

Dann aber laßt uns eintreten ins Heilige Haus der Heimat und der Mutter aller Mütter uns zu erkennen geben als Kinder des Dankes noch in der Stummheit der Freude! Denn die Nacht der Not ist zu Ende gegangen am lichten Saum Ihres Mantels. Er sei geküßt, und sie gegrüßt! Herwallen wir aus allen Winkeln des Exils und der Verfolgung und fallen nieder mit emporgehobenen und gefalteten Händen. Der Weg ist weit, aber wir sind immer unterwegs zu Ihr gewesen. Nun sind wir da, Sancta Maria!

Wir sind nicht allein gekommen, denn neben uns schreitet noch die graue Schwester der Vergangenheit, die vorgestern Sehnsucht und gestern Not geheißen hat, aber heute den sanften Namen der Wehmut trägt. In unserm Auge siehst Du den Schimmer des Glücks, der in ihrem sich als Abglanz eines unverharschten Leides spiegelt. Dieser Glanz nährt sich selber von innenher, wächst und wölbt sich, und was nun geschehen ist, im Klang einer Träne, die alle Weiten des Schweigens durchmaß und unten am Grunde der Erinnerung vertönte, hebt mein Wort aus allen Angeln der Wahrheit und kehrt es um. Denn sieh: nun sind wir doch allein gekommen, da neben uns der Mann oder das Kind, die Mutter oder der Vater fehlt. In einer abseitigen Falte Deiner Liebe haben sie ausruhen wollen für immer. Nun mußt Du die Enden Deines Kleides weiter werfen in die Welt, damit sich unter ihnen fern ein Grab und ferner noch ein bißchen Asche unter Erde geschützt fühle vor den allesschändenden Stürmen der Zeit außer Dir.

Vielleicht wehen diese Stürme noch einmal die Worte her, die als letzte in der Verbannung, kurz bevor die geliebten Augen sich nach der andern Seite, in Deine Innenheit erschlossen, verhaucht und verbetet worden sind:

Et liewt, wa mir och stierwen,
Nach Hémecht an der Nuecht.
Ons Mamm huet dausend Ierwen
Mat Glâw an Trei beduecht.

All Ketten, de' ons hâlen,
Verspère net all Lîcht.
Ons Hänn si nach ze fâlen
Mat Wonnen a Gewîcht.
Den Otem bleiwt net stoen,
Wann d'Zong an Eise leit.
Ons Se'l duerf ömmer soen,
Wat Letzeburg bedeit.
O helleg Fra a Flâmen,
Un Dir get alles Glo'ss.
Du weis, wo'hier mer stâmen,
A fe'ers onse Fo'ss.
Scho wöllt sech onsen Uedem
Der Hémecht iwergin.
Dei Lîcht get hémlech Buedem,
A frei sin, de' drop stin!

So hast Du sie in die höhere Freiheit erretten lassen, ich weiß. Wir wissen es alle, aber wir verstehen noch nicht ganz die verborgene Schönheit Deiner Tat. Wir haben ja nicht mehr die Seelen von damals. Nur fühlen wir, daß diese Seelen plötzlich irgendwo um Deinen Thron verflackern und uns zu grüßen scheinen. In Trauer und Bedauern grüßen wir sie wieder, und dann findet sich alles in der Ruhe Deines Mutterlächelns und versteht sich endlich. Unsere Seelen von heute grüßen jene von gestern und sind schon erfüllt von der Sehnsucht, diesen zu gleichen, aber in der Erbarmung Deines Sohnes die Güte, die allesversöhnende und allbefriedigende Güte hinzugewonnen zu haben. Mit Deiner Hilfe, ja, mit Deiner Hilfe allein! Noch immer bist Du, wie am Anfang so am Ende, unsere Hoffnung.

Ave, spes nostra!

XIX.

Sie sagen, es sei eine furchtbare Zeit und jede Möglichkeit zur Wiederkehr halkyonischer Tage für immer dahin.

Sie sagen, die Menschheit habe keinen Sinn für den inneren Frieden in der äußeren Friedlichkeit, und alles

Bewegende stärke den Rausch des Lauten, um die Laute der Vernunft zu übertönen.

Sie sagen, die Welt verlangsame ihren Jahrmillionenlauf und wolle demnächst gänzlich stille stehn.

Sie sagen, selbst der Mensch vernichte schon die Wunder seiner Hände durch die Wunder seiner Hände und erträume nur noch den Eklat, durch den das Universum werde, was es einst gewesen sei: ach, eine Riesenzahl von Staubatomen!

Sie sagen, auch der Geist denke, mächtiger denn je, daran, sich aufzugeben und dem Feinde alles zu überlassen.

Sie sagen, eine Seele ließe sich durch nichts entdecken, und so habe denn die Wissenschaft auf ihre Bejahung in saecula saeculorum verzichtet.

Sie sagen, Liebe sei ein Wort, der Haß dagegen eine Wirklichkeit.

Sie sagen, die Schönheit sei mit der Arche Noahs untergegangen.

Sie sagen, Zuversicht sei eine Märchengestalt.

Sie sagen, o, sie sagen und wissen nichts. Immer reden sie, immer schnarren sie, immer schreien sie. Denn sie möchten das Schweigen töten für alle Zeiten, weil sie der unerbittlichen Schärfe der Stille verfallen müßten.

Nur im Schweigen ist alles anders. Allein in der Stille wird, was sie nicht begreifen können. Ich möchte Ruhe haben und horchen, wie das Geheimnisvolle mitten im Gerausch des Weltlichen wirkt.

Da rauscht es nicht mehr, da hört das Plätschern auf, und plötzlich stehen die Dinge um und um verzaubert. Ich bin hineingestellt in ihren Kern und fühle, daß ich, festgewachsen, doch zu fließen scheine, daß ich, Dunkel aus Bestimmung, seltsam hell und heller werde, und mit einem Mal erkenne ich mich wieder als den Spiegel dessen, das zum Leuchten kommt und sich in einer glänzenden, in einer mitglänzenden Fläche strahlend und vor Lust erschauernd schauen möchte.

Der Spiegel ist nicht starr, er lebt und bebt wie sie und braucht ein Weilchen, ehe er die eigene Bestimmung im Schicksal dessen entdeckt, was rings sich regt und läutert. Er sieht es in den geringsten Dingen, die sich übersteigen: einer Blüte, einer Fliege, einer Schwalbe, einer Wolke. Und er sieht es so:

Reine kleine Blüte,
Stoff aus Duft und Licht,
Sanft im Mai verfrühte
Wirkung einer Mythe, —
Mein Gesicht
Will deinem gleichen!
Kleine leichte Fliege,
Schwebend überm Weiß,
Sieh mich im Geliege
Allen Wehens Wiege
Sein und leis
Der Lust erweichen!
Leichte dunkle Schwalbe,
Pfeil durch jeden Tanz,
Tief im Trieb der Albe
Fiel, was hielt: das Halbe, —
Und schon ganz
Errauscht das Leben!
Dunkelgraue Wolke,
Die der Tag verlor,
Bebt nicht vor dem Volke
Glanz auf jedem Kolke,
Mied dein Flor
Den Sang der Reben?
Graue letzte Wehmut
Irgendwo im Raum,
Alles glüht zu Gehmut,
Und die stillste Demut
Wird zum Baum
Des Glücks in Blüte!
Letzte blaue Blickung
Über meinem Haupt,
Deines Sternes Nickung
Rieselt Gottes Schickung, —
Und es glaubt
Mein Herz an Güte!

XX.

Im «Kleinen Lexikon der Zeit» habe ich mir die Verse einfallen lassen:

Ruhe, o unendliches Gewicht,
lichter Druck durchblauter Atmosphären,
Himmelslast auf meinem Angesicht, —
Himmelslust im Spiegel meiner Zähren!

Es gibt Gefühle, die nur einmal festzuhalten sind. Zwar mögen sie zurückkehren, und zwischen ihrem Sein und ihrem Wiedersein liegen Jahre der äußeren Wanderung und der inneren Wandlung, allein ihre Jungfräulichkeit wird dahin sein und ihre Schönheit nicht mehr die süße Gewalt des Ursprungs anzuwenden wissen. In der Berührung mit dem heißen Atem, den die menschliche Gier zum Leben ausstößt, können sie verwelken: Blüten, die sich schwärzen, wenn der Hauch des Frostes sie umwellt! Ich habe sie gekannt und anerkannt als Wehungen des Herzens, dem ich hörig bin, und ihrem Rinnen auf den Seelengründen einen Born erstellt, der sie zu meinem Eigen gemacht hat. Steigen sie erneut nach oben, um bald als Strahl und bald als Feuchtigkeit in einem Empfinden mitzuspielen, so haben sie die angenehme Kühle des Vertrauten: Stöße, welche nicht mehr treffen, Züge, denen kein Fremdsein innewohnt, Lichtheit eines Augenblicks, der in das Dunkel jeder Zeit die Lichtung schlägt, durch die ich meinen Weg zum Ziel verfolge! Ich spüre mich in sie versponnen: wo sie fließen, bin ich die Bewegung, wo sie rauschen, schon die Macht, aus ihnen die Melodie meiner Anima zu erlauschen und zu sagen: Ja, noch singt es weiter, wie gestern und vorgestern, aber seine Weise hält sich an die alten Töne, die mir nichts mehr geben können. Denn sie klingen nicht mehr fort wie damals, als sie Räume der Befremdung und Spatien der Fremdheit mir erschlossen!

Dieses aber überrascht mich immerdar und macht mich jedesmal bereit, an siebzehn oder dreißig Schilderungen den bunten Wechsel seiner Stimmungen herauszustellen:

Der Tag ist grau, weil das Schauorgan des Geistes alle Dinge vermenschlicht und sämtliche Menschen versteinert sieht; die Kammern des Daseins stehen im Geruche einer Muffigkeit, die das verschlossene Geschöpf verschuldet hat; die Stunden sind mit Wolken der Verzweiflung belastet; in einer wachsenden Enge droht die Begeisterung ihre Lebenslust und der Arbeitsmut seinen Glauben an die Andern zu verlieren, und plötzlich sinkt etwas Gewaltiges auf mich nieder, das mich, schwer und schwerer werdend, in die Kniee zwingt; ausgelöscht sind alle Weltgeräusche; ein Tor, das nicht zu sehen, nur zu ahnen ist, scheint aufzugehen und hinter einem seltsamen Schleier die herrlichsten Stillen zu verheißen; tausend Hoffnungen will die Bläue dieses Velums trösten; mir ist, als stürze der Himmel selber auf mich ein, und Keiner schreie auf, und auch mir verhalte eine Seligkeit den Ruf des Schrecks; die Reinheit des Unabmeß- und des Unauslotbaren vermählt sich mit dem Lächeln, das sich, unter meinen Augen, auf meinen Wangen formt; ein Urweh, irgendwo in mir geboren und verloren, bricht auf, ich weiß nicht wie, und verströmt den Wohlgeruch einer Freude, die, aus Scham vor ihrer Offenheit, einen nassen Flor vor die Blicke webt, in denen Lust und Leid ineinesschwimmen!

Erneut ist das Geheimnis in meine Existenz gekommen. Da glänzt — wie glänzt es eigentlich und aus welchen Quellen? Nein, mich lockt es nicht, das Zwielichtige zu klären, ich schaue und erschauere nur — eine Verwunderung mich an, ich widerleuchte ohne Mühe, doch beseligt, und in einem einzigen Entlastungswunder, das nicht ausgeht, fallen alle Bürden von mir ab: ich werde leicht und schlicht, wie nie zuvor, die Stunde ist mein Heim aus Glück und Gloria, die harten Stimmen der Allzumenschlichkeit sind abgedämpft, als wollten sie aus mir für mich zu beten anfangen, nichts Inhumanes faßt nach mir, aus ist die

Trockenheit des Hasses, denn die Träne quillt, und eh sie ausgründet ist, bin ich zu Fall gekommen, um vor dem Herrn, Der mich umfriedet hat, als angeschlagenes Tonmittel der Beruhigung ein Streichelecho in der Ewigkeit zu wecken.

Da liege ich in einer Weichheit sondergleichen der Erwartung und harre des Widerhalls, der kommen wird, weil er kommen muß. Packt nicht die sanfte Spannung ohne Maßen meine Umwelt mit? Sogar der Donnersang der Irdischkeit hat, hinter seiner explosivsten Wucht, die Horchung in sein Feld bestellt und möchte jetzt — für welche Weile? — die Lärmwunden überdecken, die er ins Fleisch der Zeit gerissen hat. Heimlich klingt das All, beinahe so, als prüfe es die Hurtig- in der Fertigkeit der Wellen, die von drübenher die Last der Antwort bringen werden. Ein Atem geht, so ausgeglichen wie der eigene. Wo? Und wem gehört er?

Ich halte meinen an. Der andere bleibt und will vernommen sein. Vermag ich ihn zu deuten? Ich weiß es nicht und will es nicht erfahren. Denn ich warte auf die Heimkehr meines ausgesandten Seelenrufes. O, ich habe Zeit, seitdem die Zeit mich, einen zeitlos gewordenen Sekundenzähler, hat.

XXI.

In einer Zeit, die viel vergißt und nun auch die Hoffnung aus dem Auge der Welt brechen möchte, um den Lehrsatz einer neuen Sekte in der bündigen Fassung des «Agir sans espoir» zur Grundlage ihrer Existenz zu machen, erinnern wir uns stets und leicht des hohen Lichtes, das wir als «nostra spes» gefeiert haben. In ihr wird die Formulierung der Verzweifelnden als tödlicher Hörfehler erkannt. Denn mit den Buchstaben der Liebe, die den Glanz unirdischen Überlächeltseins verstrahlen, ist in das Menschenleben hineingeschrieben worden: «Agir dans l'espoir!»

Und einmal im Jahre, wenn die Frühlingsstürme den Himmel der Gegenwart geklärt und die dunklen Flecken von der Schrift gefegt haben, daß im tiefen Blau des Glaubens alle Lettern wieder sichtbar werden, sichtbar ganz in unserer kleinen, unserer auserwählten und beglückten Heimat, die wir sogleich als Mitte der Welt in der Gnadenhand des Herrn empfinden, steht in der Ruhe der Begeisterung eine Frage auf, die endlich wissen möchte, wie weit der Strahl dieser Tage und die letzte Welle seiner Wunder in die fremden Nationen hinübergegriffen hat. Ich denke über die Lothringer hinaus, die in alter Treue ihren Heimgang vollziehen, ich vergesse die Bitburger und die Eupener, die unsern Dom und seinen Schatz nicht vergessen können, ja, ich übersehe die alten Luxemburger in allen Ecken der Kontinente, die im Mai vom Heimweh und von der Sehnsucht nach einer Pilgerfahrt der Seele durch die Stille der Hoffnung hinüber in die lichte Tröstung ergriffen werden. Ich habe die fernsten Fremden im Sinn und möchte vernehmen, an welchen Horchwänden der Menschheit der Hall und Nachhall unseres gläubigen Aufstandes verklingt. Wer weiß es?

Da fällt mir unerwartet eine Antwort zu. Von tausend möglichen eine einzige, die mich innerlich durchfreut, weil sie nicht nur das Echo auf unsere Mutter-Wallfahrt, sondern auch die Resonanz auf eine andere Nationalfeier enthält. Eine alte Zeitschrift verkündet mir, daß in einem Seitental der Valle Maggia, im Tessiner Valle di Peccia, eine isolierte Wegkapelle das merkwürdigste Altarbild dieser Gegend besitzt. Im Hintergrunde des schlichten Gemäldes erhebt sich eine Kirche, auf die sich in geschwungener Linie, S-förmig ausgezogen, eine seltsame Prozession zubewegt. Über dem Menschenzuge schwebt ein Muttergottesbild: Unsere Liebe Frau von Luxemburg! An der Scheide zwischen Schweiz und Italien, in den Bergen, deren Menschen kaum den Namen unseres Landes kennen, unsere Schutzpatronin das Ziel von welchen

Betern? Freilich, die Darstellung der Wallfahrer ist eigenartig: ihre Köpfe sind vorgeworfen, die Füße dagegen zurückgestreckt, die Körper spiegeln Ruck und Sprung in einer Prozession? Da sind mit einem Male Echternach und Willibrord beschworen. Ja, drunten im Tessin hat einer, der ein Maler gewesen ist, von den größten Manifestationen unseres religiösen Lebens gewußt und, ergriffen von den glaubens- und hoffnungsvollen Stimmungen eines kleinen Volkes, den eigenen Gefühlen Ausdruck verliehen in einem von der Ehrfurcht eher als von der Muse geweihten Bilde. Wie konnte das geschehen? Wie kam das alles zustande? Das sind Fragen, die vielleicht den Historiker zur Beantwortung verlocken. Ich nehme die Tatsache hin als Beweis für die unauffällige Weitenwirkung aller hohen und großen, lauteren und wahrhaftigen Haltungen eines Volkes, das im Geiste geschlossen ist.

Alle Fragen sind verloren im Gefühl der Freude wie in der Stimmung des Dankes über dem frohen Atem der Hoffnung, die sich der Erfüllung nahe weiß. Das spricht sich heimlich in mir aus:

Wehmut umweht noch das Licht deiner Tage.
Über den Bergen der Not verwölkt sich die Welt,
Und schwer ist der Atem der Runde.
Alles verstummt. Auch der Ruf deiner Klage
Findet nicht Ohr und nicht Echo. Lautlos entfällt
Er deiner durchbitterten Kunde.
Aber das Heimweh verweht das Gesage
Eurer verschreckten Seelen: Gott ist enthellt
Und löscht schon die Hoffnung der Stunde?
Nein! Unter märzenem Himmel verzage
Keiner von uns. Denn der Mai ist immer bestellt
Zum Wunder des Wortes im Munde
Einer, die spricht: «Deiner Trauer entsage!
Sieh überm Leid ihren Glanz als Lächeln gewellt
Und Qual auch der Glorie zugrunde!»

XXII.

Die Welt versinkt, und nur die Kronen dort
Der letzten Bäume sind ins Licht gehoben,
Das wolkenhaft des Himmels Bord
In Helle senkt.
Wenn bald, noch höher droben,
Des Tages Segel schlaff am Weltbaum hängt,
Will ich den Kiel des Wolkenschiffes neigen,
Unhaltbar von der großen Nacht bedrängt,
Hinab ins Glück der Sterne, fern ins Schweigen.

Nun möchte ich tausend Formeln suchen, um die eine einzige und immer einzigartige Stimmung des Abends einzufangen und in ihrer ganzen Wirkungstiefe mit allen Wundersamkeiten auszudeuten. Denn wieder ist mir manchmal, als berührten sich im halben Dunkel und in der vollen Stille Zeit und Ewigkeit in einer scheuen und zarten Umarmung. Wir fühlen die unsagbare Schönheit des Augenblicks und stehen ergriffen, wie immer, wenn wir zu Zeugen einer Liebe werden, die sich in einer geheiligten Schlichtheit äußert.

Die Stille, in der das Heimliche sich vollzieht, gibt allem Lebendigen den Drang, des Tages Fremdheit und Lautfülle abzulegen und sich einzuhüllen in den Mantel des Anheimelnden und Vertrauten. Nein, sie ist nicht tot, diese seltsame Stille, sondern die geheimnisvolle Dämpfung jeder Aufdringlichkeit: des grellen Lichtes und der nackten Qual, des hellen Schreies und der offenen Not, des erbarmungslosen Lärmes und der sinnlosen, sinnlichen Lebensgier. Sie wirkt und wandelt um; der Schmerz wird beruhigtes Leid, unser Rufen und Jammern feierliches Gebet und die Lebensgier zur gesegneten Sehnsucht. Und dann, in der kleinen besinnlichen Weile zwischen Tag und Nacht, fassen wir die Bedeutung unserer Pilgerschaft in diesen wie in allen Tagen:

Wir kommen all die weite Straße her
Und gehn als dunkle Beter in die Fernen.
Wir sind der Menschheit aufgewühltes Meer

Und sind die ewige Sehnsucht nach den Sternen.
Urväter Blut ist auch in uns erwacht
Und treibt uns ruhlos noch im letzten Sohne.
Wir sind das Dunkel vor der großen Nacht
Und sind der Schöpfung fluchbedeckte Krone.
Nun wandern wir die weite Straße her
Und gehn als dunkle Schreier in die Fernen.
Wir sind der Menschheit hingejagtes Meer
Und sind die Sehnsucht nach den höchsten Sternen.
Stumm steht um uns die tiefste Ewigkeit
Und peitscht uns mit der harten Wucht der Stunde.
Wir wandern weinend durch die wunde Zeit,
Und taub bleibt auch die lichteste Sekunde.
Doch abends hält ein Mann, ein Weib, ein Kind
Und schreitet still nach einem neuen Ziele.
Und weiß, daß wir die Auserwählten sind
Und unsere Fahrten gottumkreiste Spiele.

Ja, das wird im Abend klar. Es ist merkwürdig, daß wir im Fall der äußersten Helle plötzlich den Wuchs der inneren Klarheit spüren, noch merkwürdiger, daß wir in der stillsten Stille jene Stimme vernehmen, die am wirklichsten unsere eigene ist: die weichste und leiseste, die unser Herz und unsere Seele sich aussprechen läßt im Schweigen der Zeit. Da stehen wir im Raume, der sich abgeschlossen hat und an allen Horizonten seine entlichteten Mauern errichtet. Im All sind wir geborgen und dennoch mit uns in Wehen und Rauschen allein. Die Stille ist zum Vorhof der Ewigkeit geworden. Mitten in der Welt sind wir der Weltlichkeit entwachsen. Auf jeder Wolke gleiten wir durch die allerletzten Lichtfluten ins Unendliche hinüber. Wir sehen Erde und Himmel sich vereinen und hören, tief unter jedem körperlichen Gehör und weit hinter jedem irdischen Klang, etwas Unbekanntes und Großes niedersteigen auf den Treppen der Nacht. Das berührt im Vorbeigehen, welches wie die Ahnung eines Dahinwehens ist, so leis und lichtleicht unser Innerstes, daß unsere Seele erschauert und all unser Denken sich dem Fühlen ergibt, das schon hingesunken und Andacht,

nichts als Andacht, Ahnung, Beseligung, Glückseligkeit ohne Grund und ohne rechten Ausdruck geworden ist.

Wir sind gelandet im stärksten Schweigen, das die Sprache des Ewigen ist.

XXIII.

Zwei Menschen wandern drüben im Licht. Ein Mann und eine Frau gehen Arm in Arm.

Ich bin mit und neben ihnen, und sie ahnen es nicht. Daß ich das Echo ihrer Schritte und der Widerklang ihrer Worte bin, können sie nicht wissen. Daß ich, in aller Ferne, ihnen nahe sein und als Verstehender zwischen ihnen schreiten dürfte, würde ihnen und allen als ein Wunder erscheinen, denn sie haben sich so eng umschlungen, daß kein Raum zwischen ihren Schultern frei bleibt für meine Zudringlichkeit.

Nein, ich möchte nicht zudringlich sein. Alles, was mich bewegt und die beiden mit dem frohen Lächeln eines Mitbeglückten schauen läßt, ist Erinnerung und rückwärtsgewandte Sehnsucht. Nun sage ich, was die beiden sich zuzuflüstern hätten, wenn es ihrer Scheu und ihrer Verhaltenheit nicht an Mut gebräche, die Sprache ihrer Herzen auch in den Worten ihrer Heimat zu reden. Ich weiß, wie das spricht. Ich will hier, Wort für Wort, ihr stummes Zwiegespräch übersetzen:

Wie einen Zauberflor will ich meine Liebe um dich breiten. Die Welt sieht uns nicht, doch wir sehen sie. Keine Kälte dringt zu uns herein, aber unsere Wärme fließt nach außen. Und manchmal horcht einer auf, wenn heimlich dein Lachen geht, und sagt: Da klingt irgendwo eine stille Freude. So höre ich in meinen Träumen das Glück lachen auf einer fernen, fernen Insel.

Und manchmal trägst du, wenn du also sprichst, einen Schimmer in deinen Augen, der ist nicht von dieser Welt.

Ich möchte immer so gehen und deine Haare wie Fluten fühlen an meinen Wangen.

Wie eine reine Glocke möchte ich deinen Namen fortläuten hören in meiner Seele.

Und wenn dann nachts dein Klingen geht,
Und wenn dein Lächeln leiser weht
In die versonnten Räume,
Und wenn die Wärme deiner Hand
Herrinnt in mein verwirrtes Land,
Dann wandern meine Träume.

Und dann dehnen sich die Herzen. Etwas ist fließend geworden, das rinnt und strömt hinab und füllt die Gründe auf, und plötzlich quillt es über im Jubel eines Liedes:

Kein Gefühl erschrickt die Tage.
Eines nur bewegt den Raum:
Rinnt der Liebe schönste Sage,
Blüht die Stunde wie der Baum.
Im beschwingten Gang der Zeiten,
Muß ich plötzlich lächelnd stehn:
Auf der Hand bewegter Weiten
Ist dein Bild im Licht zu sehn.
Und es reißt mich hin ins Leben,
Drang und Sang ziehn fernenwärts,
Und die Kräfte, die mich heben,
Strömen dir mich leicht ins Herz.

Kann der Zweiklang der Aussprache sich anders als im Einklang desselben mächtigen Gefühles, in der Zustimmung desselben Sanges lösen? Nein! So klingt es also doppelstimmig:

O Stunde, Stille, Glanz und Glut!
O Lust des leichten Schwebens!
Wie fällst du klingend in mein Blut,
Tiefmittag meines Lebens!
Wuchs ich zu leis in Tag und Raum?
Komm, schaukle meine Lieder!
Und hole sanft den reifsten Traum
Dem dunklen Kinde nieder!

Dem Kinde, das am Stamme ruht,
Gib meine ganze Kühle,
Den tiefsten Schlag von meinem Blut,
Daß es mich ganz erfühle!
Und bring mir seinen Klang zurück
Ins Leuchten meines Schwebens!
O Stunde, Stille, Glanz und Glück!
Bin ich schon Baum des Lebens?

So wandern die Menschen zu zweit im Licht. Ich bin mit allen hellen Wünschen mit und neben ihnen und möchte sie immer so schreiten sehen: durch den Frühling, durch das Land und durch das Leben fort ins Glück.

XXIV.

Am Giebel gegenüber lockt ein Glanz
Vorsommerlicher Freuden, die noch reifen,
Und auf dem Firste hockt, im Strahlentanz
Des Mittags, meine Not mit siebzehn Schweifen,
Die fliederzarte Cirren wohl ins Blau,
Doch rosarote Tupfen der Vernarrung
Auf meine Wangen malen. Könnte Grau
Nicht besser meines Denkergrams Beharrung
An allen Dingen spiegeln und den Schein
Der Lust in jedem Augenblitz verhängen?
Muß selbst der Baum im höchsten Wipfelsein
Mit fremden Lauten nun mein Wort bedrängen:
«Du bist ein Tor, der Gaukelbilder jagt
Und Fallen stellt den fallenden Sekunden.
Der Mensch ist von der Hölle angenagt
Und will, in Teufelslisten geistentbunden,
Den Tag, das Licht und über deinem Schrei
Die Glut der Seligkeiten ausgenießen.
So laß ihn brennen, bis er Asche sei,
Und laß den Untergang dich halb verdrießen!
Du bist und bleibst! Die schönere Welt ist dein,
Wenn deine Sinne ihren Raum umfangen.
Gib deine Sehnsucht, gib dein Lied darein
Und laß dein Herz nach allen Höhen langen!
Sieh, wie die Gipfel, dir und mir zum Spiel,
Geheimnisse der Tiefenschau umschleiern

Und wie, wenn deine letzte Hemmung fiel,
Die Täler schwellend dein Verträumtsein feiern!
Ja, sinne, lächle und vergiß den Geist,
Der stets bejaht, was einwärts zu Gedanken
Des jüngsten Heils gerinnt! Denn nur wer reist,
Erfährt, wo auch die stummsten Sorgen sanken,
Den Untersinn der leichten Heiterkeit
Im Atem der Natur: da weht in warmen Wellen
Als gottentströmende Gewalt die Zeit
Vorbei, um Ton und Erde zu verhellen
Und allerorten, selbst im steilsten Hang,
Das Lächeln Seines Mitseins zu erhalten.
Hier fließt es über und verschäumt Gesang
Und drüben will es größer dich entfalten.«
Ich springe gern in diese Lockung ein
Und mag am Kalamus nicht länger kauen.
Der Stiel ist bitter und der Stil nicht rein
Bei solcher Tat, die — darf ich im Vertrauen
Das Schlimmste sagen? — rasch die Untat zeugt:
Ich stoße zu mit frevler Hand und morde
Die müde Muse, die, vergrämt, gebeugt,
Asthmatisch und fast blind, am Außenborde
Der Kunst verfällt, im blauen Tintenstrom
Des Pelikans...
Nur keine Weiberreue,
Mein Herz! Der Tag steht herrlich, und der Dom
Der Stunde faßt azuren deine scheue
Und dunkle Stille ein und hebt sie licht
Ins Donnern dieser Sonne, die in Wogen
Den Jubel führt und jede Moselsicht
Mit Jauchzen segnet...
Sind wir ausgezogen,
Die Fülle aller Farben zu ersehn
Und trunken in die Schönheit abzugleiten,
So kann in einem Winkel nicht geschehn,
Was Zauber wird im Überrausch der Weiten.
Die Sauer packt, doch hält nicht unsern Drang,
Die Our betört — und öffnet ihre Tore
Zur Fahrt ins Wunder. Hinter Clerf gelang
Der Aufschwung auch der Seele, und im Chore
Der gipfelnden Tenöre hebt sie laut
Und feierlich des Landes Herrlichkeiten
Zu loben und, schon selig überbaut,
Zu preisen an den Funkenfall der Breiten,

Die eine Symphonie des Glücks im Dank
Der Halden endlos stumm gen Süden singen.
Ich liege auf dem Hochfels, wo ich sank
Und schweigen mußte, weich im Mittenschwingen
Des grünen Sturmlieds und erlausche kaum
Des klarsten Klanges himmlische Verkündung.
Die Strahlen fliehen, das Gefühl wird Traum,
Der Atem fällt mir, und die Welt ist Mündung
Des Niezusagenden, das leuchtend lockt...
Ein Giebel glänzt vor meinen müden Sinnen,
Es pfeift ein Spott, der auf dem Firste hockt:
«Schon tränt sein Auge, und er ist von hinnen!»

XXV.

Bist du auch lange schwankend gewesen und klein nun
mitten im wogenden Meer der Weiten,
lächelndes, zierliches Land,
sieh doch: du bist!
Endlos werden wir laut vor allen Größen dich nennen,
wir, deine jüngsten und feurigsten Kinder,
die in der Not dein Schönstes erkannt:
dein friedliches Herz!
Immer sind wir bebend Kern deines Schwankens;
all deine Not und all dein Leid
verebbt wie dein heimliches Zittern
tief in uns!
Weshalb fallen wir stets aus allen Welten dir zu,
kleines, schwankendes Land?
Weshalb sinke ich bebend nur tiefer
in deine goldene Kleinheit,
Mutter Heimat?
Ach, du ahnst nicht die Größe des Augenblicks
und ahnst nicht die Tiefe meines Schwurs,
herrliche kleine,
meine Welt!

XXVI.

Die Blinde stößt einen Fahrstuhl, den der Lahme selber lenkt, über den Außenweg eines freien Platzes, an dessen Rand sich ein Wäldchen erhebt. Der Lahme biegt plötz-

lich nach links ab und hält auf eine Ruhebank unter den Bäumen zu. Die Blinde stockt im Schreiten, hebt die Hand, als wolle sie am Wehn der Winde die Richtungsänderung erspüren, und sagt in halb verborgener Erschrockenheit:

Die Blinde:

Wir fallen der Geraden aus der Hand
Und stürzen aus dem Hellen ins Gedämpfte!

Der Lahme:

Wir nähern uns bedächtig nur dem Rand
Des Wegs, der sich ein Schattendach erkämpfte
Und blickheiß nach dem groben Bänkchen schielt,
Auf dem dein Müdsein sich zum Frohsinn wendet.

Die Blinde:

Ich bin die tausend Schritte hergespielt
Und habe manche Lust ins Gehn verschwendet.
Noch lastet irgendwo das Raumgewicht,
Das sich aus Tritt und Schritt die Füße heben.
Nur müde macht das Warten auf das Licht.

Der Lahme:

Und müder noch das Harren auf das Leben!
Da liegt ein Tantalus dem Sein am Saum
Und sieht das Licht in tausend Wellen wandern
Vom Morgenquell zum Abendmeer. Der Raum
Bricht auf. In glitzernden Mäandern
Fließt ungefühlt das Funkelnde zutal.
Die Strahlen locken mich in Glanz und Gluten,
Mit Liedern zu entsteigen meiner Qual.
Ich schwanke hoch und greife nach den Fluten,
Die Sonne jauchzt, mein Herz ist Widerhall,
Der Tag erbebt, ich bebe mit und wanke
Durch aller Seligkeiten Stieg und Fall
Entklärt ins Leid, an dem ich tiefer kranke.
Und vor mir, über mir und in mir schreit
Befreit die Welt in lachender Bewegung
Und tanzt gelöst wie fessellos die Zeit
Herein in meine nächtigste Erregung.
Da kette ich sie an die Not und will,
Daß sie erstarre und mein Stummsein höre,

Bis sie entsetzt ins Schweigen fällt und still
Veratmet, daß sie nicht mein Denken störe.
Auch Licht ist laut. Hörst du, wie es verklingt!
Und fühlst du, wie im Kommenden die Gleichheit
Des Seins entstofflicht sich ins Lauschen schwingt!
O Bruder Schatten, Mächtiger in Weisheit,
Des Lichtes Ausgestoßenheit wie ich,
Sinnlos, verwandt in Starrheit und in Schweigen,
So fliehn wir Laut und Strahl. Komm, fülle mich!

Die Blinde:

Ich spüre kühl nun von besonnten Zweigen
Den Schatten abendsüchtig uns begehn.
So darfst du denn beglückt den Atem heben
Und unbeschienen in das Leuchten sehn.
Ich aber will mein Hoffen notwärts geben
Und leis verflammen in vermehrter Nacht.
Du weißt nicht, wie das Tote in mir wuchtet,
Wenn rings die Sonne strahlend überdacht,
Was nur als Duft und Ton an mir verbuchtet.
Denn sieh: der Stoff ist mir Erinnerung
Geworden. Außer meiner Seele blühen
Nun keine Dinge mehr. Die Nächtigung
Begeht aus mir das All und reißt das Glühen
Der Städte wie der Dörfer Dämmer in sich ein
Und löscht die Grenzen aus. Ich fühle Wellen
Nun, wo das Starre stand. Das ganze Sein
Ist Klang und Ruch. Aus hunderttausend Zellen
Ist meines Daseins Innerung gebaut,
Und nirgends schaut ein Fenster in die Zeiten.
Du selber bist nur Ruf und ferner Laut
In meiner Welt der Wesenlosigkeiten.
Ich spüre deine Nähe wie des Windes Gang
Als Angewehtsein leis an meinen Händen
Und höre deine Not, die still entlang
Die Augen glitt, als Schrei im Herzen enden.
Ich wurde wach, als ich die Augen schloß,
Und ich erkannte, was des Daseins Tage
Mit Sinn und Seligkeit durchwirkt. Es floß
Seit Urbeginn bei eines Großen Schlage
Das Licht unendlich in die Nacht der Welt.
Die Welt bin ich, die Welt bist du, und alles,
Was niegetränkt sein Durstweh lichtwärts hält,
Ist aufgerissen und,umrauschten Falles,

Berauscht dem Ewigen ins Haff gespült.
Da liege ich und lausche, wie die Wogen
Von mir zu Ihm vergehn und ungekühlt
Im Strahlenden verrinnen. Blau ein Bogen
Schlägt nah die Brücke zu dem Fernsten hin,
Lichtstufen locken, daß wir sie beschreiten.
Siehst du den Glanz, dem ich verloren bin?
Spürst du mein Ich ins Wesentliche gleiten?
Es ruft das Licht im All, hörst du sein Wort:
Nacht, weiche, Qual, verstreiche, Lächeln, steige!
Erfließet, Strahlen, ins Erschlossene fort!
Was Nacht und Dunkel war, vergeh und schweige!
Ich löse Blindheit und erlöse euch!

Der Lahme:

Ach, Kind, wie dich das dunkle Leid erregte
Und neu die Sehnsucht nach dem hellen Reich
Der Sichtigen befreite! O, es legte
Dein Innenauge Wunder dir zu Mund,
Die alle Wirklichkeiten stumm verneinen.
Denn sieh: der Tag ist angenächtet, wund
Und flügelschwer vor Qual. An allen Steinen
Der Stunden staut sich die verlittene Zeit,
Die zweimal schmerzt im Widerstrahl des Lichtes.
Sind wir nicht eng in die Vergänglichkeit
Gemauert, ungewiß des Seinsgewichtes,
Das riesensonnenhaft uns überschwebt?
Ich schaue seine Wucht und bin durchschauert.
Es fällt und schlägt. So haben wir gelebt,
Und horch! es ist nur unser Fluch, der dauert!

Die Blinde:

Dein Tag ist nicht der meine, denn ich bin
Aus aller hellen Dinge Kreis gehoben
Und taste außer Tag zum Letzten hin.
So darf ich mich dem Dinglichen entloben,
Denn Nacht und Nichtform wurden in mir eins.
Du stirbst ganz leise, flüchtend vor dem Klingen,
Aus dir und allem in den Rausch des Scheins
Und siehst nicht mehr. Mir aber wachsen Schwingen,
Die hoch hinauf mich tragen über Nacht
Ins Wunderbare, wo ich sehend werde.
Du hast im Stillsein nur den Lärm bedacht,
Im Lärme ich die Wucht der Übererde.

So weiß ich auch, daß nur der Taube flucht,
Und daß im Ewigen das Leid zu Licht wird.
Schon halte ich, erschauernd, in der Bucht
Der Einschau, wo Sein Auge mir Gesicht wird.

XXVII.

Ich wollte wieder einsam sein und stieg den hohen Heimatberg hinan. Oben lockte der Wald. Über dem gelichteten Eingang drückten sich die Buchenkronen zusammen und wölbten einen langen Gang, an dessen Ende die Bank im Dunkel winkte. Sie empfing mich wie vor Jahrzehnten, erkannte mich und sprach also.

Ja, komm zu mir zurück, dann wirst du wieder frei sein. Hinter uns und über uns steht der Wald, so sind wir geschützt. Um uns ist die Stille unterm Rauschen der Bäume, das formt uns innerlich um, so daß wir stumm und lauschend, fühlend und hörend werden. Hier gewinnen wir Distanz zum Menschen und zur Natur. Wir begreifen beide und wissen um ihre Beziehungen und ihre Bezogenheiten. Ist der Mensch wirklich der stärkste von beiden? Der Mensch, du lieber Himmel! Er hat ja nichts mehr als seine Einbildung und sein bißchen Verstand. Er hat das kosmische Gefühl verloren und empfindet keine Sehnsucht mehr nach dem heimlichen Hauche, der durch die Schöpfung weht. Hier kannst du diese Sehnsucht wieder empfangen, denn hier ist sie unsterblich, nicht als Seufzer nach allen Erfüllungen, sondern, unterm Streicheln ihrer Schwester, der dunklen Ahnung, ein einziges Erschauern und Durchschauertsein. Hier mußt du wieder das Ewige spüren. Draußen tragt ihr Gott nur auf den Lippen, dicht neben oder gleich über dem Fluche, hier wirkt er immer in euch fort. Weil euere Urväter noch im Unwissen das Geheimnisvolle spürten, bauten sie unter Eichen ihre Altäre. Ihr aber seid Wissende geworden. Schwand mit dem Wissen dann die Ehrfurcht vor dem Leisesten, das

euch Gottes Atem im Rauschen der Wälder hören ließ? Vernimmst du nicht sein Schreiten durch die geduckte Wipfelwucht der Bäume?

Ich horchte auf und empfand wieder, wie als Kind, die profane Heiligkeit des Waldes. Ich ging und vernahm, wie in mir ein neues Lied sich anspann: Ich baue meine Kirchen nur in Wälder.

Ich ging und trug das Kind von damals in meiner Seele mit fort. Es lebte groß in mir, und sein Denken war mein Denken und sein Glaube war wieder mein Glaube geworden. Ich sah die Welt von heute mit den Augen von vorgestern.

So blieb ich mit einem Male betroffen stehen und blickte zur Höhe empor, auf die der Abend niederschwebte. Der Kopf des Berges leuchtete tägig weiter. Ich schaute und mir war, als läute eine Glocke irgendwo tief in der Erde. Ich verstand weder mein Gesicht noch mein Gefühl, bis das Kind in mir zu schreien begann:

Die Zwerge! Das ist die Nacht ihres Sterbens!

Die Glocke läutete, und das Kind schrie, und der Berg leuchtete. Die Glocke läutete ruhlos. Es mußte eine uralte Glocke sein, denn sie hatte einen wundersamen Ton. Wenn sie läute, müßten die Zwerge auf dem Heimatberge untergehen! So wollte es die Sage. Keiner hatte bis jetzt den Ton vernommen, keiner von allen, die unter der Erde ruhten. Nun vernahm ich den hallenden Klang. Nein, es war kein Klang, es war tiefer als der Klang, beinahe wie ein dumpf hinausgezogener Schrei. Ich hörte ihn nicht, aber ich empfand den Nachhall in meinem Kinderherzen. Ich ging wie ein Trunkener dahin. Der Berg wurde hell, und ich schaute die Zwerge. Vorne schritt Schaddai, der König, und hinter ihm der lange Zug seiner Untertanen. Legten sie sich hin oder fielen sie um? Ich weiß es nicht, denn das Leuchten erlosch mit einem Schlag. Und es war der hallende, verhallende Schlag der geheimnisvollen Erdglocke, deren Klang die Welt, mich selber und das Kind in mir erschütterte.

Etwas stürzte ein, der Berg oder mein Glaube? Etwas stieg wie ein Nachglanz der Helle gegen Himmel. Waren es die Seelen der toten Zwerge oder war es die Schönheit meiner Märchenseligkeit?

Die Leute unten im Dorf traten aus den Häusern und redeten von einem Rutsch im Steinbruch. Dann kehrten sie in ihre Betten zurück und schliefen ruhig wieder ein. Sie hatten ja schon längst den Glauben an das Märchen verloren und seine wirksame Kraft in uns verkannt.

Doch jedes Bild von gestern und jedes aufgefangene Wort lebt in uns weiter. In unsern jungen Tagen haben wir die Essenz der Märchen in uns eingetrunken. Wir haben sie atemähnlich aufgenommen und sie zum fluiden Teile unserer Seele gemacht. Sie nährte von unten her die Gestalten unserer Phantasie, die unser Leben tragen und halten. Sie machte, daß wir zu dem wurden, was wir sind.

Und man vergißt sie, als wären sie nie gewesen. Und sie waren doch und waren stille Ursachen eines lauten Glückes oder einer heimlichen Qual. Wir nahmen sie an und auf und dachten nicht länger an sie und fühlten sie nur in den verschwiegensten Augenblicken. Sie aber waren groß und mächtig in uns, wirkten in der Vergessenheit schöpferisch fort und ließen uns nicht ahnen, daß wir anders wurden unterm Drucke ihrer heimlichen und geheimnisvollen Tätigkeit.

Wir müssen wieder hinaufsteigen in die Lichtheit des Kinderlandes, um an den wirklichen Schmerzen, die ihr Untergang hervorruft, zu erkennen, daß sie Leben von unserm Leben waren und daß wir zum Teile starben, als wir sie im ersten Erwachsenenaffekt erschlugen.

XXVIII.

Könnte nicht das, was ich Schweigen nenne, wenn die Lärmerei des Lebens aussetzt und mein Ohr den höheren und ferneren Geräuschen ergeben ist, ein Reden weit

hinter meinem Horchvermögen sein? Ich weiß der Vorstellung, daß alles tot und leer sein soll, sobald die menschlichen Klang- und Tonäußerungen aufhören, kein Bild zu finden, das mir die Stille als ein Absolutum zu deuten vermöchte. Nein, ich wäre nicht des Unternehmens fähig, in der vollkommenen Entlautung der Zeit meine bessere Erholung zu suchen, um dann endlich der eingeborenen Beunruhigung zu entgehen. Denn ich habe immer die Empfindung, als sei das Silentium, als Folge eines Aktes, der die Menschen sich entfernen hieß — Menschsein wird ja mehr und mehr identisch mit dem Begriff des Phonophilisterseins — nur ein Rauschen über den Geräuschen des Alltags und im Rauschen selber die undeutliche Vernehmbarkeit einer Sprache, die uns Alles mitzuteilen hätte. Und es mache unsern Fluch als hörende und hörige Geschöpfe des Himmels aus, daß wir nicht mehr das Ohr für die tiefsten und die wichtigsten Kommunikationen jener Überzeiten hätten, die in unsere Tage und Nächte miteinwirken müßten. Doch wüßten wir noch um einen geheimnisvollen Auftrag, der uns das Lauschen auf die Stimme des Herrn zur Pflicht gemacht hätte, allein wir seien so sehr der weltlichen Kakophonie verfallen, daß wir uns betäubt und taub fühlten, sobald die lautliche Toberei zuende ginge.

Und dennoch will mir manchmal, in der ungestörten Einsamkeit, die Erinnerung an das Urgetön des Kosmos zurückkehren und mir einreden — wahrhaftig ein-reden — da klinge unaufhörlich, Wort an Wort, die Außertonsprache Dessen, Der sich uns als Verbum Dei einmal genähert hat, um unsern Sinn für die hinterweltlichen Klänge zu schärfen. Und ich spüre mich selber gehalten und gehoben, ja, ich schwinge und ich töne so, als sei ich Ausdruck eines Mundes, der mich immerfort in Form und Formung hielte. Ich bin eine greifbare Expression und weiß nicht, was ich bedeute, und ahne kaum, in welchem Kontext ich Halt und Inhalt gewonnen habe:

Die Sprache aller Sprachen,
die ich weder greifen
noch begreifen kann,
wird von dem Herrn geredet,
den ich kenne
und bekenne
als das Wunder
Dessen,
Den wir Vater,
Sohn
und Heiligen Geist
in Einem nennen.
Denn er spricht das Sein
in Glanz und Herrlichkeit
hinein,
und Alles steht und wirkt
und tönt und leuchtet,
weil der Dinge
Klang und Schönheit,
Form und Fassung
Er bestimmt
durch Seine unerhörten,
wenn auch stets vernommenen Worte.

Seiner überlauten Rede aber
bin ich selber einverleibt
als kleiner Nebensatz,
für den er eine Klammer
aufgemacht
und etwas Atem
hingegeben und zugleich verhalten hat.
Wann darf ich wohl erfahren,
wie er mich dem Leben einsagt,
und entdecken,
wo er die besondere Kurzweil-Klammer
schließen wird?

Ich horche fort
und lausche, alles überlauschend,
Ihm, der spricht
und mich nach Seinem Willen
weitersatzen läßt,
und ahne nicht,
wo Er der Welt
mich so verschweigen wird,
daß ich, nicht fähig,

mich an einen seiner Klänge anzuklammern,
rasch verstummen muß
in alle Ewigkeit.

Das sind nur Stimmungsmomente (Ach, wie die Sprache sich und uns zugleich verraten kann! Stimmungsmomente! Das sind Zustände, über denen eine Stimme als Agens des Unaussagbaren wirkt!), welche in einem Nu vorüber sind, da sie zurückweichen vor dem fürchterlichen Spektakulum, welches die maulende Menschheit darbietet, sobald sie ihre angeborenen mit ihren selbstgeschaffenen Rasselmaschinen wieder in Bewegung setzt. Ja, was bin ich schon neben oder über den Andern? Nur ein Wort, geworfen in die Zeit! Und doch vielleicht die Mitte eines Satzes, den die Ewigkeit hinüber in die Unsterblichkeit zu sprechen beliebt.

☆

Mein frohes Buch

von Frau und Sohn

I.

Manchmal wünscht man, alles möchte sein wie früher. Ach, wer kennt nicht diese Süße der Sehnsucht nach dem Gewesenen? Man stünde wieder unten, irgendwo, vielleicht vor dem großen Wagnis des Lebens und müßte sich ein zweites Mal entscheiden.

Ich dürfte wieder wählen, denn ich wäre frei und jung und allen Herrlichkeiten vorgestellt, in meinem Innern wirkte die Begeisterung, keine Höhe könnte mich schrecken und keine Tiefe mich scheu machen, jeder Stern dürfte mein Ziel und jeder Ruhm mein Lohn sein! Was würde ich tun? Welche Wege einschlagen, um mich nach dem Gesetze meines stärksten Triebes zu erfüllen? Die erstgewählten? Oder andere?

Ich vermag es nicht zu sagen, denn ich weiß nur, daß meinen Träumen eine Wirklichkeit gefolgt ist, die jede Erwartung verneint hat. Hatte ich nicht einmal geglaubt, gehoben und hinausgeworfen zu sein, um über die Wolken des Leids emporzusteigen in die Bläue der Beglückung? Nun muß ich mir, Schritt für Schritt und mühsam, das kleine Ecklein Raum erkämpfen, in dem ich sicher bin vor den Überfällen der feindlichen Welt. Wo blieb die Liebe, die ich aussäte? Wo meine jubelnde Lust, die ich vergab? Und welche Kälte ließ den Widerhall des warmen Sangs erstarren, den meine Seele einmal in die Menschheit geworfen hat?

Ich will nicht untersuchen, was ich nicht offener aussagen darf. Wenn ich heute rede, dann nur in mich hinein: heimlich still und jedem Verzicht ergeben.

Die Harten halten uns in ihren Federn.
Sie schreiben: Geh! — dann mußt du schweigend gehn.
Ich grüßte tief, — vielleicht zu steif und ledern —
Und konnte so nicht ihre Augen sehn.
Vielleicht verbargen sie ein sanftes Leuchten,
Allein sie reiften in mir wehe Saat.
Denn daß sie manchmal alle fremden feuchten,
Betrübt die Augen nicht. Ihr Blick heischt Tat.

Verwirrt von dieser Hast der jungen Dinge,
Die also kalt mit meinem Ich geschahn,
Bestieg ich rasch, daß eines mir gelinge:
Recht sanft zu sein, die ungeschreckte Bahn.
Und wuchs so dröhnend in den Lauf der Länder
Und warf die Flucht der Berge in die Welt.
Und fühle hinter mir den größern Sender,
Der mich wie spielend in den Fingern hält.
Sein Finger rührt nun die verstummten Saiten.
Ich ahne Worte, die er hören will,
Und schreite mitten durch die Endlichkeiten,
Belauert und umstrickt, doch leis und still.
Schon lauscht das Herz nicht mehr dem Sang der Sterne,
Und bald versandet mein geliebter Strom.
Ich spüre manchmal noch die Hand der Ferne,
Die nächtens hergreift in den toten Dom,
Dann sink ich betend in die Kraft der Sphären
Und lausche trauernd meinem Sang im All.
Dann kommt der Tag auf unsichtbaren Fähren
Und weckt in mir des Schweigens Widerhall.

Stumm sein, wenn man jauchzen möchte! Reden müssen, wenn man horchen will! Schlagen, wo man zu streicheln begehrt! Hasten, wenn die Ruhe lockt! Alles geht an Allem vorbei, und nichts kann in mir zusammenkommen, wie es damals meine Sehnsucht gewesen ist. Was habe ich gewünscht und offen, als meine Aufgabe, dem Freunde zugeschrieben!

Das rätselvolle Ich als Fremdes sehen.
Der Seele Allerheimlichstes verstehen,
Und blanker Spiegel sein der ganzen Welt!
Nur Kampf und Sieg! Die übersonnten Sänge
Der Ewigkeit entziehn, die mich bedränge,
Daß schwer im Fall der leichte Stolz zerschellt!
Bin ich von Gott gestimmt als reine Saite,
Soll er allein, in Enge oder Weite,
Mich leise spielen, wie es ihm gefällt.
Nur daß ich fühle und durchschauert werde,
Wenn seine Wucht in zartester Gebärde
Schon ahndevoll mich Glücklichen berührt!
Dann seien Welt und All und Ruhm verloren!
Ich bin in jedem Klang ihm neugeboren
Und auch im Wege, der ins Schönste führt.

Ich horche auf. Bin ich das? Da ist eine Stimme und in ihr ein Klang, der mich packt. Ich lausche ihm nach und bin in ihn verloren. Und wenn in dieser Verlorenheit mich einer früge, wie ich diesmal zu wählen begehrte, dann könnte ich nur die eine kleine Antwort geben:

Wie zuvor!

II.

Eine Frage, die wert ist, daß wir sie bedenken und daß wir bis zum allertiefsten Ergebnis sie ausdenken:

Ist der Mensch denn wirklich so beschaffen, wie er sich im Auge der Öffentlichkeit gibt, oder lügt er der Welt ins Gesicht und wird nur er, sobald er mit sich selber daheim ist? In welcher Haltung erscheint er in der wahrsten Menschlichkeit? Hat sein Ausdruck nicht den forcierten Zug der Pose, solange er im Blickfelde der Mitmenschen agiert, und weicht diese Gewaltsamkeit nicht in seiner stillsten Einsamkeit, um einer Laßheit in der Gelassenheit Platz zu machen?

Ein Bettlerpaar hat mir den Anstoß zu dieser Überlegung gegeben. Ein Bettlerpaar, eine junge Frau und ein kleines Kind, ging demütig und wehmutsvoll von Haus zu Haus und erbat und erbetete sich die kleinen Gaben der Barmherzigkeit, die unsere Zeitgenossen schon nicht mehr, wie die vergessenen Generationen, mit dem Lächeln der Milde und dem tröstenden Gestus des Mitleides zu überreichen wissen. Eigenartig berührte mich die Kümmernis der Frau, noch tiefer die tränende Verständnislosigkeit des Jungen, der hinter der Mutter herzog wie ein geschlagenes und gehetztes Wesen.

Der Zufall ließ mich die beiden etwas später zwischen den Dörfern wiederfinden, wo sie, da sie unbeobachtet waren, vollständig gewandelt schienen: versunken schritt die Frau dahin und trug um ihre Augen einen Zug, den die Freude gegraben haben konnte. Nur war diese Freude

so eigener Natur, daß sie jeder oberflächlichen Deutung unzugänglich blieb. Der Knabe schlenderte hinter der Mutter einher, warf Steine gegen Himmel, legte das Ohr an die Telegraphenstangen und schlug mit einem Stock geheimnisvolle Melodien aus dem erschütterten und summenden Maste.

Mein Versuch, das Erlebnis des Tages festzuhalten, gelang nicht ganz in dieser gebundenen Form:

Sie breitet groß das Wittum auf die Stirne,
Indes sie Not durch schlaffe Züge werkt.
So überschleiert sie die tiefere Dirne
Und mimt ihr Leid, gesondert und verstärkt.
Und läßt die Demut leis ihr Haupt beschweren,
Wenn sie in Fluren «Vaterunser» spricht.
Und ihre Augen gießen das Entbehren
Als stumme Trauer über das Gesicht.
Der Knabe weint ins müde Händefalten
Und fängt den Wunsch der Mutter sinnlos ein.
Dann wandern sie aus Dörfern und gestalten
Das Fremde leicht zurück ins Immersein:
Sie geht und denkt geheim an tiefe Nächte,
Wie jene schwer, da sie empfing den Sohn.
Er lauscht dem Drahtsang unerkannter Mächte
Und klopft sein Sehnen auf ins Telefon.

Das ist die allerschlichteste Deutung einer doppelten Begegnung, aber sie befriedigt mich keineswegs. Es fehlt ihr das Besondere, das gerade, was mich am stärksten frappiert hat: die menschliche Offenheit des Ausdrucks und der Haltung außerhalb dem Sichtkreise der Gemeinschaft nach der scheinbar bewegten Geschlossenheit im Wandern durch das Dorf.

Was ist der Frau nun wichtiger gewesen: das Leid vor den Menschen oder die Lust für sich allein? Wann hat sie ganz sie selber sein wollen und in welchem Augenblick gab sie sich am innigsten, am ergreifendsten und am stärksten als Mensch?

Mir fällt es schwer, entscheiden zu wollen, und ihr selber wäre es wahrscheinlich peinlich, sich bedenkenlos

zu äußern. Vielleicht kommt mein großer Freund G. K. Chesterton in seiner gewohnten Leichtigkeit und Sicherheit der Lösung nahe, wenn er in seiner «Orthodoxie» verrät:

«Der Mensch ist viel mehr er selbst, der Mensch ist menschenähnlicher, wenn die Freude sein Fundament ist und der Kummer die Oberfläche.»

Eine Weile überlege ich diesen Ausspruch eines Weisen, denke nicht länger über meine eigene Frage nach, gebe mich durchaus zufrieden mit dem Bescheid des Engländers und bitte meine andern Freunde, die kleineren wie die größeren, mir gleich zu tun. Und das heißt: hinzugehen und die Freude, aber die wahre, nicht die verkehrte der Bettlerin, zum expansiven Elemente des Lebens zu machen!

III.

Ich habe mich gestern wieder zu einem Stück Vergangenheit gemacht, indem ich mit allen Sinnen der Erinnerung heimkehrte in die Gefangenschaft mit all ihren geweihten Stimmungen der Verlassenheit, in der sich der Ausschluß aus der Gemeinschaft als eine unbegreifliche Einbezeihung in die Gnadensphäre der Alleinheit offenbart hatte. Als Gefesselter habe ich dem Gewesenen wieder ins Auge geblickt und darin einen Aufblitz der Zukunft gesehen. Man muß ja zurückblicken, um im Spiegel der Geschichte, der individuellen wie der universellen, das Kommende zu erkennen. Nur festliegen soll man, entgegenwärtigt sein nach dem harten Aufschlag auf der untersten Etage des Verzichtes und in der Stummheit der eigenen Not das Überrauschen der ewigen Stille vernehmen. So wie damals, als die Türen der Heimat und die Tore der Welt hinter mir ins Schloß gefallen waren. Wie habe ich das Entsetzen des Schweigens in mich hinabgeschrieen und die Angst der Verlorenheit und des Vergessenseins in Worte gehämmert!

Ewig hinfließender Strom der Zeit, ließest du fern nicht eine Welle zurück,
da ungeschaukelt und niemehrgetrieben mein Sein an diesem Ufer verharrt?
Immer geht doch dein Gang an meiner Höhlung wuchtig vorbei,
immer strebst du in Wirbeln durchs Tor des Jetzt ins Morgen empor.
Und ich? War ich zu leicht dir, bin ich dir heute zu schwer?
Ach, ich bin nur zum größten aller Widersprüche geworden:
denn seiend und immer noch Gegenwart, bin ich seit Tagen Nachhauch der Vergangenheit,
der sich heimlich und still zu Atemorkanen der Zukunft schwellt.

Die Erkenntnis, daß dieser Hinaus- und Hinabwurf zu den entzeiteten Dingen, zu den verbrauchten und abgetanen Werten auch seinen Sinn und seinen Gewinn haben könnte, machte mich allmählich ruhig und gelassen, der Phantasie und dem Quellgesang der Empfindungen ergeben, die innerste Sprache der Seele in unsere verständlicheren Worte zu übersetzen. Etwa so:

Und plötzlich bin ich nur ein blanker Marbelstein in Gottes Hand.
Gott sitzt verträumt am Saum des Seins und lächelt abendlich ins Land.
Ein weißer Weg krümmt sich verzückt und scheu an Seinem Fuß vorbei,
Und fern, wo Wälder paradiesisch rauschen, geht das Spielgeschrei
Verliebter Pelikane. Engel säen singend die besternte Zeit,
Und heimlich gehn die Fenster, wehn die Türen in der Ewigkeit.
Der Träumer lauscht und hört es nicht. Er übersinnt die Taten seiner Welt
Und schlägt die Lider augenüber. Leis und mondbeschienen fällt
Der Marbel nieder, hüpft den weißen Weg entlang und ruht im Kreis,
Den Engel spielend mittags in den Sand gezogen...

Ein wunderbares Spiel, dessen Peripetien ich berauscht und entzückt, im beseligenden Schweigen der Unendlichkeit, in der Unberührtheit des Eingekapselten, der alles

schaut und alles erkennt durch die Gläsernheit des Leids, die ihn umgibt, solange verfolge, bis ich jäh, während der Marbelstein seine Wurfbahn verfolgt, im Wirbel der eigenen Seele, in der Drehgewalt des eigenen Geistes die Strecke meiner Bestimmung und ihr letztes Ziel beinahe vorausberechnen kann. Soweit hat die Not mich von mir selber mich entfernen lassen, daß ich die Richtung des eigenen, von der Schleuderkraft des göttlichen Spielers bestimmten Lebens zu verfolgen glaube, über den sichtbaren Strich der Gegenwart hinaus, bis in jene Gräue hinein, wo die klaren Einzelheiten sich vor meinem menschlichen Auge verwischen.

Dann kehre ich zu mir und in die Gemeinschaft zurück. Vieles habe ich schon vergessen. Aber eines weiß ich für immer: ich habe Sein genannt, was nicht Stillstand, sondern Bewegung ist. Bewegung unter Seiner Hand! Wer wagt es, noch zu sagen: Ich bin! wenn er nur ein Mensch ist? Mensch sein? Vielleicht erfasse ich den tiefsten Sinn und die letzte Wahrheit des Lebens, wenn ich erkläre: Mensch werden in der Spielsphäre des Ewigen! Also daß «Mensch sein» nichts anderes bedeuten könnte als: Christ werden! Jeden Tag aufs neue und immer mehr: Christ werden! So wäre ich endlich in den Bahnen des Unendlichen gerettet.

IV.

Nun ist der Lärm zum beherrschenden Faktor unseres Lebens geworden. Die Stille starb, als die Motoren dem Jahrhundert ihren Ton liehen, das Lied verging, als die Musik ins Atonale einbrach, um es zu beherrschen, und die Idee mußte untergehen, als die Menschen sich zu Schreiern zu entwickeln begannen. Der finale Sinn der Existenz, in dessen Gesetz wir zu atmen und zu wirken haben, konnte nicht anders als vergessen werden, sobald der Lebendige den Forderungen der primären Sinne ge-

horchte und nun ruhelos versucht, die fortschreitende Abstumpfung und die wachsende Fühllosigkeit durch eine dauernde Steigerung des Akzentes zu überwinden.

Diese endlose Betonung und Überbetonung des Sensitiven und, tiefer noch, des Sensuellen, in der die Meditation und die Kontemplation als Wirkung der Ruhe und Stille gehaßt, verlassen und geflohen wird, führt in allen Domänen unsers Daseins durch die Rücksichtslosigkeit über die Gewalt in die Brutalität, nicht im Einzelnen allein, sondern auch in der Gemeinschaft, deren Glieder sich in ihrer Unrast plötzlich gebunden und gestützt, erregt und fortgerissen fühlen durch die Gleichheit einer Leidenschaft, die das Tobende und Zersprengende, das Überbordende und Vernichtende als ihr beglückendes, weil an- und aufreizendes Element erkannt hat.

Die chaotische Existenz, die wir heute im absoluten wie im übertragenen Sinne führen, setzte ein, als die berufenen Hüter und Wahrer der Stille, die begnadeten Verwalter und Gestalter der geschlossenen beruhigenden Form ihr Amt verrieten, die neuen Sprengmittel ihrer Zeit an die Grenz- und Ringmauern der Kunst legten und diese dann, in Trotz und Luziferempörung, zur Explosion brachten. Da wurde die Verhaltenheit ungehalten und das Gesetzte entsetzlich: die Malerei difform, die Dichtung allseitig offen und zerfließend, die Tonkunst quälerisch und quälend, die Philosophie sinnlos oder unsinnig, und die Politik hetzend, haßvoll und mörderisch. Wir haben es eben — noch ist unser Atem fliegend, unser Geist erschrocken und unsere Seele dumpf und verbittert — erleben können und zum Teil noch, uns wirklich nicht zur Lust, überleben dürfen. Das Experiment dieses kosmischen Aufruhrs, das in Hiroshima und in Bikini nur eine, nicht die letzte, Etappe sah, hat uns nicht stutzig gemacht und also unsern rasenden, donnernden Fortschritt für eine Weile abbremsen lassen, damit wir im Verschnaufen zur Einsicht kämen, die Motoren abstellten, seitwärts träten und unser Ohr, das äußere wie das innere, wieder langsam

an die tiefere Gewalt der Ruhe gewöhnten und verlören. Vielleicht erkennten wir, jetzt, wo zwischen Frühling und Sommer die Dinge besinnlicher und sanfter werden, die höhere Macht des Schweigens als die eigenartige Sprache des Stärkeren, Übermächtigen und Überwältigenden, ja, in ihr die geheimnisvollen Mitteilungen des Überweltlichen, der hörbar und verständlich wird im dunklen Echo der jähen, gewollten, durchhorchten, uns erschütternden wie uns erfüllenden Stille.

So gewänne unser Lied wieder Harmonie, unser Leben wieder Sinn für die Liebe und Liebe zum Sinn, erhoben und geheiligt wäre neuerdings der Gedanke, nicht der Schrei, der niemals Ausdruck der Macht und Stärke, sondern immer Versuch ist, sich über die eigene Schwäche hinwegzutäuschen, und im Worte, im ruhig hingesprochenen, gänzlich ausgewogenen und mit dem vollen Klang des innersten Sinns bedachten Worte spiegelte sich wie einstens die Schönheit und die Größe Dessen, Der aus ihm Atem, Fleisch und Heil geworden ist.

Das ist nun ein Traum, den ich träume und niemals austräumen werde: der Trotz der Kreatur wider den Kreator ist vorbei! Nur heute noch machte die Revolution der Erschaffenen sich bemerkbar.

Nur heute noch! Dann wird es stille sein.
Die Tage werden drüben sanft verschäumen.
Nur ferne leuchtet noch ein Wetterschein
Von ihrem Aufruhr hinter wirren Träumen.
Den letzten Schrei mit letzter Atemmacht
Wirft einer noch in bebende Sekunden,
Zerrissen und verquält. Dann wird es Nacht,
Und Wunder wachsen auf in ihren Stunden.
Bald tragen Blumen Perlen in den Tag,
Die Winde, ja, die Winde atmen wieder,
Und was im Raume schon vergessen lag,
Steht wieder auf und singt dir seine Lieder.
Und plötzlich weißt du dich nicht mehr allein
Und denkst nicht mehr an all die nackten Qualen.
Du schreitest lächelnd in das Schweigen ein,
Und jedes Ding gibt dir von Seinem Strahlen.

V.

Eines der Bücher, die, im Feuer meines stärksten Leides mehr hinausgeschrien als ausgeschrieben, nun für immer verloren sind, sollte nach meiner Heimkehr in die Freiheit unter dem Titel «Wir drei» die literarische Welt durchschreiten. Alle verhaltenen Sehnsüchte und jede geläuterte Innigkeit sollten darin ihren kondensiertesten Niederschlag, alle Herrlichkeiten des reinen Herzens und jede Wucht des zwiefach gewordenen und also gesegneten Heimwehs ihren feierlichsten Ausdruck finden. Diese Geistesfrüchte der Heimlichkeit, mit dem unsichtbaren Signum der Gefahr behaftet, sind dem Vernichtungsfeuer anheimgefallen: so ist denn etwas Wesentliches von mir als Asche zurückgeblieben, und in meiner Freude über die eigene Rettung hat ein wenig Trauer über den Verlust der geliebten Sänge mitgewirkt.

Heute weiß nur noch die Erinnerung von der Höhe, die ich erstiegen, und von der Größe, die ich erreicht hatte. Es ist gewiß viel Übertreibung dabei und wenig Sicherheit, ein bißchen Ahnung und noch mehr Verklärung, aber ich liebe die Stimmungen, die mich zeitweilig von der Stärke eines verlorenen Werkes überzeugen, und rede mir manchmal ein, was es an Gefühlen und Erkenntnissen, an Gesichten und Ideen enthalten hätte. Die Formen wechseln von Fall zu Fall, aber die Wärme ist unwandelbar die gleiche. So möchte ich heute, wenn auch nicht in der unsagbar lebendigeren und leuchtenderen Fassung der Gebundenheit, einige Empfindungen in ihren Umrissen wieder erleben.

So herrlich und erhaben ist doch ein Menschenleben, das kleinste vor allem, das der Natur und der Natürlichkeit am nächsten ist, daß jede Stunde, in der wir unser Ich heraustreiben aus dem elfenbeinernen Turm des fimmelig-schimmeligen Individualismus, damit es schauend, lauschend und ergeben sich dem Du entgegenneige, eine Stunde der Erfüllung ist, der Ernte und der Gnade.

Ja, der Gnade! Wir fühlen es, wenn wir unsere Blicke nun in die unerforschten, unerforschlichen Augen unseres Kindes treiben: alles Glück, vielleicht das einzig wunschlose, liegt hier begraben. Komm, wir wollen es gemeinsam heben, denn es ruht ja geborgen in der Truhe, die wir gemeinsam gezimmert haben: in unserer Liebe, die wir nicht vergehen lassen wollen. Bin ich die Erde, bist du das Firmament, in dem unser Kind als Sonne strahlt. Nein, wir wollen einfach und bescheiden bleiben, selbst im Vergleiche: bin ich das Haus, bist du darin das Fenster, das hinüber lugt in die Morgenschönheit unseres Kindes.

Vielleicht wundert das sich in den geheimen Kammern seiner Seele über die Sonderbarkeiten der Natur, in die wir dann und wann es hineinführen, — vielleicht! — es kann ja kein Mensch die Rätselhaftigkeit eines Kindergesichtes durchdringen, das plötzlich von einem unbegreiflichen Ernste, der aber noch nicht von der Wehhaftigkeit und vom Wissen des Erwachsenen durchtrauert, sondern von einer inneren Sonne durchstrahlt ist, für immer überlagert zu sein scheint. Jedenfalls ist feststellbar, daß der Kleine, wenn er unter Bäumen hingleitet, jedes aufgeregte Schaffen und Schnullern vergißt und mit einer seltsamen Eindringlichkeit das leise Wehen und Schwingen, das heimliche Rauschen und Sichschaukeln der Bäume verfolgt. Jeder bewegte Ast ist ihm sichtbar ein Wunder, jeder Laut eine volle Unbegreiflichkeit. Aber nein, das sagt nur der erwachsene Beobachter aus, der die Geschehnisse deutet, wie er sie versteht. Kann er denn wissen und ahnen, welche Kräfte sich schöpferisch hinter dem Staunen des Kleinen regen? Ach nein, das ist alles zu tief und zu schön für ihn, so erhaben auch und unbeschreiblich wie das Lachen des Kindes, das sich reichlich und beseligend verschenkt. Man nimmt es hin, überlegt nicht und ist beglückt. Beglückt, ja, denn das reinste Glück gibt nur das Kind, das in uns Fibern in Schwingung versetzt, aus der das Jauchzen einer vollkommenen Freude steigt. Nur der kann das wissen und

verstehen, der es erlebt hat und rein gestimmt ist, um es auszugenießen. Es gibt eine Sehnsucht, die jede andere überwiegt: die Sehnsucht, o, eine ruhelose Erwartung, in der wir lächeln müssen — und dieweil unsere Herzen hüpfen fühlen — nach dem Angesicht des Kindes. In ihm, in ihm allein ist alles vergessen. Alles vergessen und alles entdeckt: denn die Welt, die große wunderbare Welt, die noch Liebe ist, nur Liebe, Güte und Barmherzigkeit, leuchtet in ihm allein.

Ich fühle es und sage es, spüre den Ring an meiner Hand, drehe ihn und spreche, mitten im Todessturme, meine erhaltende Lebensformel:

Dreimal dreh dich, kleiner Ring,
Ründe rote Wünsche ein!
Wo die Fläche Flammen fing,
Gebe ich mich ganz hinein.
Liebe sei im ersten Kreis
Von der Liebe überbrannt!
Fühle, Frau: gedankenleis
Fällt mein Herz in deine Hand.
Zweimal schlage um das Kind
Makellos dich golden aus!
Meine schönsten Träume sind,
Kleiner, nur in dir zuhaus.
Dreimal gleite, Wünschelding,
Lauernd um die Macht des Seins?
Nein, erfüll dich! Halte, Ring,
Voll den Kreis und drei in eins!

VI.

Die Not der Jahreszeit ist überstanden, denn vor meinem Fenster, im schwankenden Gezweig einer Tanne, versucht ein Vogel sein neues erstes Freudenlied.

Ich schließe die Augen, um zugleich nach außen und nach innen zu lauschen, und höre so die kurzen flötenden Laute zu einer seltsamen Erinnerung werden. Wie kommt mein Fenster plötzlich zu den Gitterstäben, wie steigt

in die heitere Stille meiner Stube langsam die Angst von gestern? Schon bin ich nicht mehr frei, doch als Gefangener der Vergangenheit den fesselnden Tönen aller Außendinge hingegeben. Ein Vogel singt, und etwas in mir spricht ihn an:

Leuchtend ist dein Lied hoch über mir, du kleiner Vogel,
und die Sonne seines Klanges füllt mit Gold mein dunkles Zimmer.
So schenkst du mir den Tag und meiner Seele alle Seligkeiten wieder.
Gibt es ein Gitter noch zwischen dir und mir,
da deines Herzens Jubel meiner Seele Lächeln weckt?
O ich verstehe dich wohl. «Komm mit! Komm mit» sagst du
und hebst wohl die Flügel schon, hinaufzusteigen in den Raum.
Da, hörst du dieses starke Schwingenrauschen dir zur Seite?
Das bin ich, denn ganz in Sehnsucht bin ich aufgegangen.
Komm, Bruder! Unser ist das Äthermeer und unser auch
die letzte Ferne, in der schon Gottes Gärten locken.
Sag, wollen wir dahin? Beschwingter denn und hole mich ein!
Ach, nimmer holst du meine Sehnsucht ein,
und ferneab, wie tief, verklingt mir leuchtend dein Lied.

Da bin und schwebe ich, gehalten und doch nicht ruhig, bewegt wie ein Ding, das ohne eigenen Willen eingeordnet ist in ein ehernes Gesetz, aber dennoch beseelt wie ein Wesen, das in seiner Gehaltenheit den innersten Sinn des Seins erhorcht und erleidet. Eine Masse Gefühl, die plötzlich in einem Bilde den Urgrund dieser gefesselten Existenz erspürt:

Unter der schwankenden Glocke Welt,
Mitten im Leid ohne Licht,
Lausche ich, Fesselung Zeit, enthellt
Ins All eurer Ferne.
Lautlos verklöppelt mein Herz die Hast.
Klang da nicht, Frau dein Gesicht?
Lautloser sinkt nun die Schlägerlast
Vom Rande zum Kerne.
Alles Geliebte steht auf im Ton,
Aber die Sehnsucht klingt nicht.
Dunkel vor Brand zwischen Frau und Sohn
Beschweigt sie die Sterne.

Ja, über mir gehen schon, im verfließenden Licht des Tages, die ersten Sterne auf. Etwas Unfaßbares versinkt um mich, außer der Sonne, das reißt mich los und zieht mich nieder. Dem bewegten Baum der wachsenden Nacht falle ich zu, dem schwankenden Gezweig des Dunkels, in dem noch immer der Vogel singt, dessen leichter Dreiklang der Sehnsucht auch in mir den geheimsten Empfindungen Kraft zur Deutung verleiht. Der Vogel singt das Lied meines Heimwehs nach der Frau in der Ferne:

Du bist der sinkende Tag meiner Seele.
Fern im Westen meiner Not blüht noch der goldene Schein
Deines Lächelns als Abendglanz der Erinnerung,
Der leis die Schatten des Leids und der Vereinsamung
Nun immer länger, immer dunkler in meine Welten zieht.
Bist du, Sonne, nicht endlos mein schönster Traum gewesen
Und ewig mein Traum, den ich noch gestern von dir geträumt?
Als ich heute erwachte, war um mich tiefe Nacht,
Und durchschauertes Dunkel war ich selber,
Und in mir waren alle Kammern des Lichtes leer.
Du, Tag meines Lebens, warst als Sehnsucht vernächtet,
Und der größte Stern in dir war meine leuchtende Seele.

Noch immer singt der Vogel, vor dem Frühling schon, das leise, schöne Lied der unsterblichen Hoffnung auf das kommende, werdende Glück.

VII.

Nun hat der Frühling heimlich mich gegrüßt
Und ist auf Strahlenschwingen fortgeglitten.
Vom Knospenwunder bin ich mitberührt,
Denn wie den Baum hat mich sein Hauch geküßt.
Es blüht in mir. Die Zeit hat ausgelitten,
Die leicht mein Herz auf Rosenwolken führt.
Ich ahne Duft. Ich möchte Lust vergießen,
Denn alles lächelt unter meinen Händen.
Die Seele nur will nicht ihr Leid beenden
Und Trauer noch im Strahlenden entfalten.
Sie zittert mich in sanfter Wehmut an,

Das Laute wird der Wehmut untertan,
Und Dunkel geht von meinen Augen aus.
Vom Blust kann ich die kühle Nacht nicht halten,
Denn nur aus mir will dieser Abend fließen
Ins Land, ins Licht, ins jähe Stillestehn.
Der Abend ist verleist in mir zuhaus.
Still! Hörst du meine Seele ihn durchwehn?

Wer ist der Mensch, dem diese Anrede gilt?

Irgendeiner.

Ein Mann, eine Frau, ein Kind! Ich denke an Alle und sehe Keinen. Selten sind vielleicht die Fühlsamen, die zu lauschen verstehen auf die feinsten Regungen einer fremden Seele. Vielleicht auch sind Hunderte bereit, an meinen Empfindungen die eigenen nachzuprüfen, um plötzlich betroffen festzustellen, daß diese jenen ähneln, nicht nur in Form und Farbe, sondern auch in Stärke und Inhalt. Wer weiß?

Wenn ich in diesem Augenblick der Versunkenheit, da in mir alles Sehnsucht und Verlangen ist, noch einen Wunsch zu äußern vermöchte, dann wäre es dieser:

Irgendwo, wie Kierkegaard, einen einzigen Leser zu wissen, der in der Fläche meiner ausgedrückten Gefühle sich mit einem Male gespiegelt glauben, überrascht sein und in der Überraschung sich erkennen könnte. Sich erkennen: nicht als lebendiges Reagens die Äußerungen des engen personalen Lebens, sondern als ein Wunderwerk des Schöpfers alle unsichtbaren und alle ungreifbaren Strömungen des Weltgeistes erfassen, um sie nicht nur festzuhalten, sondern auch zu begreifen!

Das ist meine Sehnsucht, die mehr Leid als Lust vermittelt; ich möchte sie als Sehnsucht in Gleichgesinnten wiederfinden. Wenn nicht anders, dann in einem Einzigen, an dem meine Einflüsterungen durch das Mittel meiner Sprache zum befreienden Zwiegespräche werden dürften. So könnten wir uns gegenseitig klären in der Erklärung und am Ende verstehen, weshalb die Mitte der Freude auch meistens Zentrum der Wehmut ist: Frohsinn über-

kommt uns mit dem Hauch der Schönheit in der Nähe, und das Leid fließt darein als Atem des Verrates, den die Menschheit dauernd an den Herrlichkeiten der Schöpfung begeht!

Freilich steht nicht immer am Anfang der Jubel und am Ende das Weinen. Manchmal fällt in unsere Träne auch der Glanz des Lächelns. Die stille Not der Einsamkeit wandelt sich um in den heimlichen Trost der Freundschaft. Jeder findet einmal den einzigen Leser, der in ihm zu lesen versteht. Auf jeden Ruf, sogar den leisesten der Seele, antwortet eine warme Stimme. Auch der verlassenste Mensch stößt auf einen gleich verlassenen, der seiner gedenkt. In diesem Gedenken wird jede Härte aufgehoben: der Leidende lebt auf im Andern, lebt fort in der Liebe und lebt nur noch durch sie.

Meine Frühlingsstimmung kann umschlagen und zur Qual des Menschen werden, der hinter den Blüten schon das Blut sieht, das morgen fließen wird. Die Hoffnung in meiner Kleinwelt fühlt sich jäh bedrückt von der zwischenvölkischen Verzweiflung. Ich kann nicht singen, wo Millionen seufzen. Ich darf allein nicht klagen, wenn Alle lachen. Oder bin ich nicht allein?

Die Zeit verpulst, und gläsern steht
In meiner Welt die Uhr des Seins.
Ich werde still hinabgeweht
Ins Urnachtschweigen des Gesteins.
Am Hügel jener Stunde fiel
Das letzte Wort. Ein Wort von dir
Und weich und leis wie Harfenspiel.
Es glühte und erlosch in mir.
Da tickte auch das Leben aus.
Ich, Schwengel, taumelte zutal
Und hing der Stille tief ins Haus.
Die Stille war gestaute Qual,
In die kein Wehen Kreise zog.
Das All blieb Ohr und horchte tief,
Ob nicht aus Nacht ein Notschrei flog,
Der nichts als meinen Namen rief.

Die Stille wurde schwer wie Stein. —
Doch heimlich atmete die Nacht.
Ich, Pendel, tickte leise ein, —
Denn fern hast du an mich gedacht.

Wer ist dieses Du?

Irgendeiner.

Vielleicht ein Kind! Vielleicht eine Frau!

Vielleicht ein Kind und eine Frau!

Ein Mensch, der mit mir fühlt und in mir lebt! Ein Wesen, das mich hält, da ich es halte! Der Fanggrund meines Wortes, das Echo meines Rufes, der Fruchtboden meiner Säertaten!

An ihm erkenne ich, daß ich keine Verlorenheit bin, sondern, in meiner Ganzheit wie in meinen Teilen, irgendwo geborgen bleibe.

VIII.

Wie wohl es tut, von Zeit zu Zeit die Blicke einzuziehen und in einer kurzen Abkehr von der Welt die Heimkehr zum Allernächsten und die Einkehr in das Kleinste zu feiern, weiß Der nur, dem gegeben ward, die Flucht vor dem Lärm des Lebens in der Grundesstille einer treuen Seele zu beenden. Was darf alsdann die Kälte jener Weite bedeuten, in welcher aufzugehen immerfort der Traum des geistigen Abenteuerers bleiben und der zu enteilen doch auch die Sehnsucht im Wagnis des Eroberers spiritueller Räume ausmachen wird? Und welcher andern Lockung sollte noch der Müde erliegen können, sobald ihn die Unsagbarkeit der Ruhe umspielt, die aus einem Herzen allein, aus der Sturmlosigkeit einer Glanz und Licht gewordenen Liebe herauf und hervor zu wirken vermag?

Er wird sich an der Unbewegtheit der Dinge, die aus der Unscheinbarkeit ihres Seins mit einem Male einen tieferen Schein beziehen, so erholen, daß er die Übel der

Gegenwart vergessen und die Schönheiten des Winkels in der Winzigkeit des Zaubers, den eine Hand erzeugt oder der aus einem Auge blickelt, neu entdecken muß. Was ist denn eine Hand im Universum, das grauenhafte Ereignisse und grandiose Taten im Übermaße zu mischen versteht? Ach, es sagt es Keiner aus, und wer die Deutung versuchen wollte, müßte immer nur, als Stammler, am Annähernden selig werden, um vor dem Wesentlichen zu verstummen:

Wonach ich lange, weißt du nicht,
Geliebte Frau, aus der ich wese?
Ich hebe doch mein Angesicht,
Auf daß mein Schmerz am Quell genese
Vor deine Hände.
Durch alle Finger spielt ein Ton
Bezaubernde Musik des Streichelns,
Und meine Lippen beben schon
Im Abgesang des Widerschmeichelns
Auf deine Hände.
Erlausche aus der Lust, die steigt
Mit meiner bittenden Gebärde,
Was sich zu dir hinüberneigt:
Ich lege, was ich bin und werde,
In deine Hände.
Die Fühlung wandelt mich und will
Aus mir dein Wärmewunder loben:
Ich halte, wo ich Leid war, still
Und spüre mich in Glück gehoben
Durch deine Hände.

Und was vermag ein Auge zu spiegeln? Wer darf das Ausloten einer Seehaftigkeit in der natürlichen Sehgewalt unternehmen? Wem wird der Satz in die Tiefe dessen, was nur Fläche ist und dennoch Unergründlichkeit vorstellt, so gelingen, daß er, in jeder Wendung, das bessere und schönere Geheimnis des Blickes in einen Klang heraus zu lösen und in einer sprachlichen Melodie zur Freude des Schauenden und der Erschauten zu erlösen vermöchte? Versuchen darf es, wer sich gerufen und berufen spürt.

Allein auch ihm wird die Menschlichkeit des Wortes vor der Präsenz des Göttlichen in einem Liebesblick erwachen:

Wird an deinem nicht mein Auge trunken
Und mein Traum Gesicht?
Heimlich bin ich in dich eingesunken,
Ach, du ahnst es nicht.
Immer ist mein Ich in dich verloren,
Wenn du mich erschaust.
Immer bin ich Besserem erkoren,
Wo du blicksam blaust.
Denn an deine lehnt sich meine Seele
Feuersamer an,
Und die Lieder, die ich nie verhehle,
Sind in Lust vertan.
Dunkle Quellen rauschen meinem Wirken
In dem Doppelhorn
Deiner Liebe, die aus Urbezirken
Füllt den Schauerborn
Zweier Tiefen, die den Tag entleeren,
Wenn er glücklos ist.
Laß mich, Liebste, meinen Geist entschweren,
Wo du Freude bist?

Was läßt sich nicht alles übersehen vor einer Hand, die streichelt! Und wieviel verloren geglaubte Herrlichkeit kann wiedergefunden werden in einem Auge, welches lächelt, wenn alle Dinge noch den Schimmer der Vertrântheit tragen!

IX.

Nun wird, mit dem werdenden Frühling, wieder offenbar der heimliche Atem der Welt.

Morgens, wenn die Sonne hinter dem Giebel des Nachbarhauses ihre Aureole ausbreitet und emporhebt, daß langsam die Schatten aus den kahlen Baumästen zurückweichen, weht es wie ein unhörbarer, doch in Silberfäden sichtbar gewordener Hauch um die kaum bewegten

Zweige. Seltsam fein und zart, beinahe wesenlos gegenüber den Altweibersommerspinngeweben, wie duftige Striche in die Eintönigkeit der erwachenden Natur gezogen, flimmern sie, verschwimmen sie, beben auf und werden wieder vom Dunkel eines Augenblicks verschlungen. Ein kleines Spiel für die Augen, ein großes für die Seele! Denn die äußerliche Regung in ihrem ewigen Wechsel von Glanz und Widerlicht spiegelt nur ein innerliches Geschehen. Die Heimlichkeit eines Mikrovorganges hat ihre unfaßlichen Wunder. In einem Reflex der Zeit erkennt sich plötzlich der Mensch und weiß, weil er's spürt in allen Aufwallungen des Blutes, daß er nicht einsam und verloren ist, sondern eins mit den Wesen, in die er sich einmal verloren hatte. Einmal für immer. Das fühlt er im tiefsten Sang der jähen Beglückung wie in der durchfreuten Stille, die jenem folgt:

Sie fragen alle, was mir fehle.
Ich sage leis: «Die Sonne nur!»
Durchbebt vom Glück, das ich verhehle.
Da lachen sie in den Azur —
Und ahnen nichts von deiner Seele.

Ja, da horcht eine Seele, die das immerwache Echo auf den Ruf der eigenen ist. Wenn diese bebt, zittert jene mit, wenn diese klingt, ist die andere nur ein Lächeln. Lächelt nicht alles jetzt, da es lenzt in der Welt, auch in der kleinen menschlichen, und hauchsame Bindungs- und Verbindungswege vom Ich zum Du gesponnen werden?

Tausend Fäden spinne ich zu dir,
Selig silbernd wehen sie zurück.
Tiefe Winde gehen da und hier,
Immer webt die Liebe fort in mir,
Einmal fängt ein Faden dich, das Glück!

Und die Sonne steigt, und andere verborgene Herrlichkeiten des Unendlich-Kleinen werden sichtbar. Ein Tropfen schwankt wie eine Lichtperle am äußersten Ende

eines Zweiges. Nein, es ist kein Tropfen, sondern mehr: Leben, Lust und Liebe, das ist kein Zweig, sondern die Welt. Am Rande der Welt schaukelt sich das All einer Sehnsucht, eine Sehnsucht über dem Abgrunde des Alls:

Ein Tropfen bebt am Saum des Seins,
Und wenn der Nachfluß eines Scheins
In seine satte Rundung fällt,
Dann stürzt mir die verklärte Welt.
O Tropfen Du!
Was unten liegt, ist Dunkelheit,
Vielleicht All-Lust, vielleicht All-Leid!
Doch oben gilt nur: Sei und bebe!
Ich wähle leicht. Ausfließend gebe
Ich mich hinzu.
Wir stürzen blind, äonenlang.
Zum Siege oder Untergang?
Es dröhnt an meiner Hand dein Herz.
Ich halte dich alldunkelwärts
In Ewigkeit!
Wir fallen tief in warmes Land
Auf Gottes hingehaltener Hand.
Dein Haupt ist fest an meins gelehnt,
Und was sich randlos um uns dehnt,
Ist Seligkeit!

Denn wir sind umwallt von der Wärme Dessen, Der alles hält und alles segnet, was sich erhält in Seinem Worte. Und alles Geschenkte kommt von Ihm, und jeder Dank singt Ihn an:

Musik in mir! Sie will nach oben
Und tönend Licht im Lichte sein.
Das Wort hat sie der Nacht enthoben,
Nun hauche dich, o Seele, drein!
So atme still ich zeitennieder,
Und was ihr hört, ist kein Genie.
Ich sickerte durch tausend Lieder,
Gottheimlichste Weltmelodie!
Das Stückwerk, leis dir zugesungen,
Wird morgen irgendwo verwehn.
Ich war Musik der Innerungen,
Bestimmt, im Dunkel zu vergehn.

Doch eine bleibt von meinen Taten:
Mein Sohn, mein Blut und mein Gesicht!
Allwort zu himmlischen Kantaten,
O mein unsterbliches Gedicht!

Denn alles ist Frühling noch, und vieles wird der Sommer reifen, was der Herbst einmal erfüllen muß.

X.

Die Tage der Kälte sind vorbei und hin die Stunden seelischen Erschauerns. Auch das Herz will Wärme haben, wenn die Erde unterm Fluß des neuen Lichtes auftaut. Komm, wir lassen, was wir hassen: diese Enge, jene Not und überall die Reglosigkeit des Raumes, den wir mit dem Atem unsers geistesmörderischen Egoismus angefüllt haben, und wandern in die Freiheit, die sich Blumen unter Bäumen und Bläue überm Bodentraume hält!

Wohl bleibt, für eine Weile noch, der Nachhauch des Verschlossenen um unser Sein. Wir gehen wie Alle, die sich in der allzustarken Nähe fremd geworden sind, und schweigen fort, was sich in unserm Innern angeschwiegen hat. Noch nennen wir Stille, was schon Voratem des Todes gewesen ist, und tragen ahnungslos die Löschgewalt der Indifferenz mit hinüber in die Offenheit der Welt.

Ja, da hat sich jäh die Ferne wie die Weite und das Kleinste in der Größe erschlossen. Aufgegangen sind tausend ungekannte Tore, die uns locken, die wir horchend nun durchschreiten, die uns aus der Starrheit des Gewesenen in den Wandel des Werdenden zu leiten scheinen und selbst im Stetsbesessenen uns zu anheimelnden Wundern führen.

Unser Lauschen weicht dem Staunen, das an den Trieben des Stehenden und Verwurzelten wächst und plötzlich zu begreifen anfängt, daß die geringsten Keime, die ihre Fesseln sprengen, nur Bilder eines Vorgangs sind,

der die heimlichen und verhärteten Abkapselungen in uns abwirft und die Breiten des Herzens den Ausdehnungen der Natur fast ähnlich macht.

Da stehen wir, sehen uns an und erkennen uns wieder. Unsere Furcht ist Selbstbetrug und unser Leid die Folge einer Verblendung gewesen. In Wirklichkeit sind wir Kinder des Lichtes, Vater Lenz und Mutter Sonne grüßen uns, und aller Freude Sprache knospt, wie nie zuvor, in unsern Schauern auf.

Du bist da, und jeder Schimmer will in dir vermünden.

Ich bin wach, und kann nur dieses künden:

Eh ich deinen Atem finde,
Gehn die Winde
Kühner und beschwingter vor.
Über deine grauen Haare
Weht der klare
Frühling, den mein Lied verlor.
Immer bin ich ihm ergeben,
Licht zu heben,
Was ihn dämmersam durchschwingt.
Wort wird Hand, sein Tun zu streicheln
Und sein Schmeicheln
Zu verzaubern, bis es klingt.
Harrt er nun, dich zu umfächeln
Mit dem Lächeln
Seines jungen Seins im Raum?
Meine Sehnsucht, deinem Denken
Lust zu schenken,
Schaukelt sanft als Blust am Baum.
Und der Glanz des Wunderbaren
Schwebt auf wahren
Strahlenschwingen augenwärts.
Dein Gesicht in seinem Leuchten
Will sich feuchten, —
Und dann jubelt doch dein Herz.
Was sich regt, ist grüner Zeitton
Und bereit schon,
Melodie des Glücks zu sein.
Biegt der Tag dich? Wiegt die Stunde
Tiefster Kunde
Urbeseligung dir ein?

Leis und leiser wird dein Schreiten,
Und im zweiten
Sonnenkuß, der uns verband,
Reigen ungesehn die Dinge,
Und ich singe,
Da wir ruhen Hand in Hand.
Und die Welten kreisen weiter
Mittagsheiter
Um die Liebe, die erneut
Die Erinnerung der Mitte
Einer Bitte
Himmlischster Beschwörung beut.
Gnade trägt uns, und wir gleiten
Allerweiten
In die blaue Bucht wie einst.
Fern sind wir dem letzten Harme.
Ich umarme
Deine Seele, — und du weinst.
Duft wird alles, was wir fassen.
Und gelassen
Ziehn die Wolken ihre Bahn.
Schönheit gibt sich, ungemessen,
Und vergessen
Heben wir zu beten an.
Oder loben rings die Blüten
Aller Güten
Ewig gleiche Wiederkehr?
Ach, wir steigen, wo wir sinken
Und ertrinken,
Gott, in Deinem Farbenmeer!

XI.

Da gibt es überzeugte Narren, die behaupten, ein Gott bestünde nicht. Vielleicht besteht er nicht dort, wo sie das sagen, ja, ich bin sicher, daß er da nicht wesen kann, wo sie sich aussprechen. Aber ich blicke in meinen Garten hinaus und weiß, daß er die Feierlichkeit seiner unsagbaren Schönheiten durchwandelt und lächelt wie einer, der sich am Gelingen seiner stillsten Werke freut.

Ich sehe hinauf ins Wehen der Bäume und lausche empor ins Rauschen der Vorsommerwinde. Und da ist mit einem Male die Vielzahl des Bewegten zur Einzahl des Durchschauerten geworden, vor meinen Augen schaukelt sich der Baum des Lebens und läßt die letzten Nachwirkungen jener unwiederholbaren Stunde der Geschichte verbeben, da sich die Sendung des Geistes im Feuer eines Wunders erfüllt.

Ich möchte in dieser Stunde jeden Horchsinn schärfen für das heimliche Wehen in der Zeit und das seltsame Brausen über unsern Taten, das wie ein endlos erneuertes Echo alle Tage durchtönt. Nur heute ist es von einer ungleich höheren Gewalt, da es die Macht und die Stärke besitzt, auch den frommsten Kirchenschlaf zu stören und jeden Berührten zum Zeugen für das Wesen des Christentums zu bestellen.

Denn es ist Pfingsten, und der Sturm fällt Jeden an. Sogar der Philister im Reiche der Kirche fühlt sich getroffen.

Denn das, was Charles Péguy im «Nouveau théologien» einmal den «laudettisme» genannt hat, nach dem auserkorenen Vertreter der abgekühlten Gewissen und des formalen Christentums Fernand Laudet, was Georges Bernanos unentwegt als die bien pensants anprangert, lebt noch immer fort in unsern Reihen und stellt sich weiterhin vor als das necplusultra des Katholizismus, obschon es nur die bunteste Verkörperung des Schein- und Taufscheinchristentums im abgelegten Sonntagsfrack des Liberalismus ist. In behäbiger Gelassenheit nimmt es das bequeme Dasein hin, da es sich irgendwo auf den Wolken zwischen Welt und Überwelt ein Weekbeginningshäuschen eingerichtet hat, um dem Himmel näher zu sein und dennoch nicht die Erde aus dem Auge zu verlieren, aus Furcht, es könne ihm eine Lust oder ein Geschäft entgehen.

Nun bebt dieses Haus der Bequemlichkeit, und alle Grundfesten sind erschüttert unterm Anprall des festlichen Rauschens.

In Allen ist das große Entbehren Gottes Hunger und Sehnsucht geworden. Und in Allen wiederholt sich die Frage: «Was sollen wir tun?»

Feuerige Zungen sagen die Antwort aus:

«Auf alles Grübeln, dieses kindlich sinn- und regellose Schaufeln im Erdreich der Offenbarung, verzichten, um sich einzugraben in die Tiefe des Glaubens! Die Bindung zwischen Zeit und Ewigkeit wieder zur lebendigen Brücke machen! Jeder in sich! Und jeder für sich dann Zeugnis geben von der erlebten Wahrheit, in der Sprache, die ihm am leichtesten von der Zunge geht, jeder einzelne in der ihm eigenen! Denn millionensprachig äußert sich an diesem Morgen das große Wunder, und nur der, der alle Sprachen der Menschheit beherrscht, wird erkennen und verstehen, wie sich in den unterschiedlichsten Klängen immer nur der eine unwandelbare Sinn des innersten Erlebens wie des äußersten Lebens ausdeutet:

Credo! Ich glaube!»

Und an diesem Tage wird das Credo zum Ago und das Bekenntnis zur Aktion. Denn Wunder ist der Anfang und Wunder das Ende. Und wir sind hineinverloren in seine brausende, schwingende Mitte.

XII.

Ich weiß nicht, wo
die Stunde erbebt, da
ihre Weiten durchweht sind
vom Atem
eines Erhörten! Vielleicht ist
deines verleiserten Herzens
ferne Sehnsucht erwacht
und hat an mir
ein Leid erschüttert,
dessen verdämmernde Wesung,

dessen gedämpfte Verbösung
heimlich und milder
vergeht.
Erschrickt der Tag
vor solchem Geheimnis?
Komm, wir wollen zusammen
entstillt sein,
denn unser Schweigen ist tödlich,
ach, und die Stummheit vernichtet
alles Tröstlichen Frucht.
Mein Schritt tönt auf
in deines Trittes
zarteren Schollengesprächen,
aber mein Mund bleibt, versiegelt,
bitter und bögig
wie einst.
Warum hältst du
so weit von der Seele,
die, vereinsamt und traurig,
in Liebe
dir das Gelände des Friedens
unter den Himmeln des Frohsinns
zu erschließen sich müht?
Fühl meine Hand
an deiner Kühle,
Schreiterin, kleine und reine,
leitende, gleitende Frau, du:
Fühl und umfaß, was
dich wärmt!
Schon wellt ein Blut
in junger Errötung,
klingend, schwingend und schäumend,
als Strömung
endloser Seligkeitsfrachten,
lichtvoller, notloser Lieder
dirzu, herzhin und dann
im Überdrang
der Leiderlösung
über lebendige Flächen
abwärts ins Erdreich und aufwärts,
höher und lauter,
ins Licht.
Und leuchtend steht
die Welt in der Weckung

dieses quellenden Wunders.
Hast du vor
mir des verheißenden Blutschlags
heiße Gewalten empfunden,
die den Dingen noch mehr
als dir und mir
den Puls bewegten?
Liebste, die Hände erglühen,
Auge und Antlitz erblühen
dir an den Blüten
des Seins.
Und mein Gesicht
in deiner Verklärung
lächelt mit und verlächelt,
was Qual schien.
Alles Berührte will schimmern,
wo uns der Hauch deiner Seele
plötzlich glutend umfing.
Ich bin ein Glanz
in deiner Strahlung,
ach, und erleuchtet versteh ich,
sichtigern Sinnes erseh ich
höherer Neigung
Gewicht.
Wir sind wie eins
verwoben in der Zeit, die
neuen Lenzes Begnadung
erfahrend,
ahnungsdurchschauert und trunken,
himmlischer Säfte im Kleinsten
voll und der höchsten Durchgeistung
aufgetan, unsern Wunsch
erhörbar macht
und alles Fühlen,
schönheitumwirkt und verhalten,
göttlichem Willen gefügig,
auch mit Erfüllung
beschwert.
Sieh das Sein
sich rein und geläutert
nun dem Zauber des Werdens
ergeben!
Über uns blaut schon die weite,
um uns erdämmert das breite

Sonneneiland der Lust,
und jeder Baum
wird sanft und Sänfte.
Schaukelt nicht grünend die Krone,
Wiege dereinst unserm Sohne,
leicht unsern Atem
als Glück?

XIII.

Wir schreiten gelassen durch die Stille, die das Tal zwischen den nächtigen Wäldern erfüllt. Es ist eine sonderbare Stille, voller Zauber und überfließend vor Friedlichkeit, aber doch umlauert von einer Dunkelheit, die anders als die wachsende und bergende Abendlichkeit sich auswirkt. Wir möchten diese Lauerung übersehen und geben uns mit allen Sinnen der Schönheit hin, die am Wege wartet, bald als Klang uns lockt und bald als Farbe, nun im Rauschen spricht und jetzt im letzten, schon verträumten Vogelsang. Wir gehen, von alldem in der Seele angesprochen, eine Weile schweigend.

Mit einem Mal verlieren alle Wege
Die Zirkelkühle und das strenge Maß.
Die sanftern Pfade werden seltsam rege
Und locken leis und ohne Unterlaß,
Als wollten sie die Last der Schwermut halten,
Die märzhaft uns aus dunklen Tagen quoll.
Sie rufen still die heimlichsten Gewalten
Und gießen uns des tiefern Zaubers voll.
So sind wir gleich den Wegen hingegeben,
Die jäh das abgedämpfte Herzeleid
Nun wellenlosen Zuges aufwärtsheben
Und heitern Sinnes alle Bitterkeit
Hinüberschleudern in den Schoß der Straße.
Die Straße horchte scheu am Waldesrand,
Beseligt von des Friedens Übermaße.
Sie springt erschrocken auf, hält wie gebannt
Und schleppt ergeben, in geschweiftem Bogen,
Der Herzen Leuchtung in die Welt hinein.
Die Bäume aber möchten mit in dunklen Wogen,
Und plötzlich wird der Welten Seele dein.

Und im Nu ist die Ruhe fort und die Stille besiegt. Das Unsagbare, das um die abendlichen Dinge lauert, fällt im selben Augenblick uns an und gibt sich in der hellsten Angst als eine gewaltige Drohung zu erkennen. Und die ist mir nicht und dir nicht unbekannt. Wir haben sie schon gefühlt, du weißt es, wie ich es weiß. Die Erinnerung an dasselbe Erlebnis durchschlägt uns im gleichen Atemzug, wir blicken uns erschrocken an, wir drücken uns fester die Hände und sind in einer Trauer ohne Namen daheim. Ich sage: daheim, weil sie uns aufnimmt wie ein Haus, für uns bestimmt, das wir vor Jahren schon bewohnt haben und nun erneut beziehen müssen. Vielleicht für einige Stunden, vielleicht für zehn Minuten nur, aber in dieser kurzen Zeitspanne ist alles Leid der Zeit zu ahnen.

Es ist, als atmeten manchmal die Dinge der Welt und die Stunden des Seins in unwahrnehmbaren Zügen die Beklommenheiten und Schrecknisse kommender Katastrophen aus, und die feinsten Seelen der Menschheit müßten das Unsagbare verspüren und aufzeichnen in den Worten, die sie sagen, und aufzeigen in der Haltung, die sie nicht mehr überwinden können. Dann fühlen sie, wie ihre Herzen mit einem Male eine unermeßliche Tiefe haben und diese Unermeßlichkeit doch randvoll angefüllt ist mit einer Trauer, die das Maß und das Gewicht des Kosmos zu haben scheint. Augenblickslang und in regloser, aber immer rascherer Folge wächst diese Trauer an zur unbändigen seelischen Angst, deren letzte Ausläufer selbst den Körper erschüttern. Der in allen inneren und äußeren Gründen aufgewühlte Mensch fühlt, wie allmählich der Kampf gegen die unerklärlichen Furchtzustände lauer wird, und wie er schließlich hülflos, als wiederholte sich in ihm die Ölbergangst und die Kreuzverlassenheit des Herrn auf andere Weise, einsinkt in die große Ratlosigkeit, an der sogar der stärkste Gottesglaube verzweifelt. Die Furchtqualen des Alls fließen jäh, so scheint es, in der Gefühlswelt eines Einzelnen zusammen, der für die Ge-

samtheit vor der Ungeheuerlichkeit des nahenden Geschehens erschrickt. Die Welt als Ganzes ahnt mit einem Male die lauernden Gefahren, und aus dem Ganzen ist ein Individuum losgelöst, das, in der tragischsten Anwendung der parsprototo, als Voropferlamm der schuldigen Gesamtheit durch die grausamsten Stadien der Lebensangst und Seelennot gejagt wird.

Vielleicht einen halben Tag lang, vielleicht eine Viertelstunde nur. Dann haben die Wälder wieder ihren dunklen Ton, der Abendhimmel sät seine Friedlichkeit über die Welt und sieht mit abertausend strahlenden Augen darein, und wir allein veratmen unsern Schreck in den heißesten Wunsch unseres Daseins: das alles möge eine Täuschung der erregten Nerven und also ohne Sinn und ohne Folge für unsere Zeit gewesen sein!

XIV.

Ein ernster Mensch, aus der vergehenden Minderheit der Willensstarken, die in die Größe streben, erlebt die erste Enttäuschung seiner reinen Zuneigung. Er schreibt mir gleich sein Leid und stellt es vor als größte Tragik der Geschichte. Ich mag nicht lächeln über diese hundertfache Vergröberung einer Stimmung in der millionenfachen Vergrößerung eines Gefühls, dem Adel, Reinheit, Lust und Wunder innewohnen. Ich weiß noch, wie das ist, und belege ihm mit einem Bericht aus meinem eigenen Erleben die verständliche Tendenz des Ein- und Fühlsamen, den Tropfen Wehmut im Auge als das Meer der Qualen nah am Abgrunde des Todes zu schauen. Ich selber habe einmal geschrieben:

Ein junger Dichter liebte. Offen und ehrlich. Und mit der ganzen Hingabe einer Seele, die auf geheimste Schwingungen der verwandten Seele lauscht und reagiert. Er liebte ohne Glut, aber mit Wärme, ausdauernd, ohne Äußerung. Denn er liebte ernst und taktvoll.

Der Fehler seiner Liebe und der Impuls zu ihrer dramatischen Gestaltung war seine Jugend. Die Frau fand den Vierundzwanzigjährigen zu jung und seine Zuneigung sündhaft im Auge der Welt. Denn wenn sie zu ihm sprach, war ihm stets, als spräche nicht ihr Herz und nicht ihre Seele, sondern aus ihrem Munde käme das Urteil der Welt, die richtet. Manchmal nur, wenn die reine Stille und das große Alleinsein über ihnen zusammenschlugen und sie leise abschnitten vom Publikum und dessen falscher Anteilnahme am Schicksal Fremder, wirkte sie den Glanz der sanften Hingabe in ihre Augen. Denn ihre Liebe, zwar süß und schauervoll, dachte nicht in Tönen.

Oft in diesen Minuten sah er, wie ihre Seele eine Furcht ahnte, die irgendwo sie umfloß und in sie einmündete. Die Furcht vor der Welt und ihren Gedanken, vor der Welt, die sich höchstes Richteramt zuerkennt in allen Dingen des Herzens und in jedem Menschen den gezeichneten Schuldigen sieht. Und weil die Frau ihn fragte: Was wird die Welt sagen, da wir noch so jung sind? opferte er der Welt. Denn er wußte, daß man das Beste und das Schönste der Seele hingeben muß, um sich die Fama günstig zu stimmen.

Als ihm die Frau sogar das Letzte nahm, das Verbundensein durch das tote Wort, dann auch durch das lebendige, als sie im gleichen Atem ihm verbot, sie aufzusuchen und ihm doch ihre Liebe zusicherte, brachte er ohne Widerrede auch dieses Opfer. Aber seine Seele tönte nicht mehr voll, weil vom Rande aus ein kleiner Riß zu Boden ging.

Diese lahme Beschwingtheit tat ihm weh. Aber er lächelte dennoch den Tag und die Menschen an. Nur als Dunkel und Stille über ihn wuchsen zwischen den Stunden gedämpften Wachens und des halben Schlafs, als die Glocken der Seele endlos gingen, wurde auch ihm die Liebe gleichbedeutend mit Leid, und im Traume sah er sein Schicksal sich zum Bilde formen. Er ward zum Strom des Wehs, über dem die Frau, die er liebte, als

Lächeln stand, während über ihr ein Schatten sich drohend niedersenkte.

Sein ganzes Sehnen war nunmehr dieses: ohne Anklage und Gefühlsäußerung, in einem Satze, die Frau den Zustand seines Herzens ahnen zu lassen und so, gleichsam mit einer stummen Wortbewegung nur, sie in die leiseste Unruhe heimlichster Ungewißheit zu tragen.

Hundert schwere Versuche mißlangen, weil das Herz ihm immer glühend in die Worte sprang. Aber er meißelte rastlos weiter, bis er jede Wärme aus den Worten herausgehämmert hatte und diese Prägung seine Zustimmung fand:

Über den Tiefen des Wehs schwebte die Liebe als Lächeln. Liebe ist stärker als Leid. Mächtiger als Liebe die Furcht. In den Gärten unserer Seelen sind heimliche Winkel, in denen die Liebe selige Stunden verträumt. Aber die Furcht schwebt lautlos und schwer über den Gründen, daß die Blumen ihre Köpfe neigen und weinen. Und wenn dann die Liebe lächelnd durch die Blumen schreitet und eine findet, über deren Blätter eine Träne rollt, muß sie in Weh vergehen. Mächtiger als Liebe ist Furcht.

Anderntags verwarf er auch diese Formel. Denn der Worte waren zu viele, und sie sagten aus, wo sie andeuten sollten. Sein Herz mußte er versteckt hinhalten, sodaß die Frau, die schlimmste Frage ahnend, selber weinend und von innenher gezwungen Antwort geben mußte. Er wollte ihr nicht einmal zuraunen und dennoch zu verstehen geben: Sieh, das hast du gemacht! Und doch: nicht ihr und nicht der Welt es so verraten, nur einem lautlosen Bruder und Genossen, dem ewigen Begleiter seines Lebens: seiner Zeit und seiner Stunde! Der Stunde, die alles in sich trägt und alles wechselt und alles stumm beiseite legt! Ihr sagte er:

Stunde, ein Bangen weint lautlos schwer in den Falten des Tags.
Über die Gärten der Erde strömen die Winde. Verwehn.

Neigt sich die Liebe nun lächelnd tief nach den Blumen des Hags,
Findet sie Tränen im Kelche. Muß sie nicht leise vergehn?

Mußte sie wirklich vergehn? Ach, der Ausklang ist weder Vergang noch Untergang der Zuneigung gewesen, sondern ihr schönster Anfang hinter der leichten, lichten Leidwolke, die vorüberglitt und zum festen Hintergrund wurde, von dem nun die Liebe absticht, — herrlicher und wundervoller als je zuvor.

XV.

Es mag eine Stimmungsnachwirkung aus den verfallenen Jahren der Welteroberung im Allerkleinsten sein und der Erforschung jener winzigen Geheimnisse, die mit dreimal Nichts und einmal Lächeln jeden Kindertag durchwunderten, daß ich heute noch, mir selber unbewußt, haltlos hinabstürzen kann ins Ticken einer Uhr und die Tat des Dings bestaune, das immer wieder, ohne Ruhe, atemlos und doch bewegt, nichtig und gewichtig, kühl und unberührt, das Ungreifbare faßt und das Unsichtbare mißt.

Und sogleich stehe ich, genau wie dreißig Jahre zuvor, am dunklen Eingang eines ungelösten Rätsels: Was ist die Zeit? Fluß oder Stillstand? Geradheit oder Kreis? Stummheit oder Ton? Vergänglichkeit oder Wiederkehr? Tiefe oder Weite? Und ich bilde mir ein, wie damals schon, auf alle Fragen käme Antwort aus dem ruhigen Gleichklang der Uhr. Ich horche auf und lausche hinab in die Leidenschaftslosigkeit einer Sprache, die in jeder Stunde ihre Deutung wechselt, weil der Horcher sich wandelt in ihr, und am Ende nur die Auslegung des Anfangs bestätigt.

Der seltsamen Anziehungsgewalt des Zeitenzählers verfallend, nährte ich stets den geheimen Wunsch in mir, den ersten Fragen um das Rätsel des Daseins nicht mehr

von der denkerischen, sondern von der technischen Seite her beizukommen, selber Gedanken- oder Stimmungsuhren zu konstruieren und an jeder neuen dann den Fortschritt meiner Erkenntnis durch Inschriften eigener Prägung festzuhalten

So baute ich und baue ich noch heute. In die erste Schöpfung, die mir gelang, schrieb ich also ein:

O Wunderkind der stummen Zeit,
Du leihst der tiefsten Stummheit Ton
Und saugst aus der Unendlichkeit
Sekunde Not und Stunde Leid!
O Herz! O Ich! Da stehn wir schon!
Und über uns die Ewigkeit!

Nein, das war es nicht, was mich befriedigen konnte. Ich feilte und formte, dachte fort und spürte weiter, machte die Eintönigkeit wie die Tonlosigkeit meines Lebens klingend, gab der Ahnung Wort und der Rührung Rhythmus, befreite mich ins leuchtende Gehäuse meiner Werke von jedem inneren Druck und ließ in manchem Stundenschlag den Hörenden offenbaren:

Schicksal, tausendfältig ist dein Kleid.
Streust du rechter Hand das laute Glück,
Fällt dir aus der Linken stumm das Leid.
Lächelnd kehrst du schon den Weg zurück?
Ach, wie weht mich dieses Lächeln an!
Wo ich bin, bist du in meiner Bahn,
Rechter Hand das Glück und linker Hand das Leid.

Ich darf nicht behaupten, mit diesen kleinen Spielereien meinen Wunsch erfüllt zu haben. Nein, ich werde weiterspielen müssen, immer noch und immer neu, genau wie das Federherz hinter der weißen Zeigerebene. Denn das Schaukelrad, ich weiß es nun, ist nur die Spiegelung meiner eigenen Unruhe, schon die Äußerung meiner Seele, die unbefriedigt um die gleiche Mitte schwingt, mit Ernst und Feierlichkeit, Würde und Besessenheit Sekunden zählt, als fühle sie den Pulsschlag der ganzen fassungslosen

Zeit, nicht stehen darf und nicht verstehen kann, aber nur die eine einzige Begierde kennt: die Zeit in allen Ergriffenheiten der Begnadung zu greifen als Stillstand zwischen Not und Seligkeit und zu begreifen als die Wesung überhaupt.

So werde ich denn vielleicht, — wer weiß an welchem Tage? — auf die Goldseite meiner letzten Gnadenuhr die Worte eingravieren müssen:

Ich war ein Tor und zählte doch,
was stundenlangsam weiterkroch
ins weite Meer der Ewigkeit.
Ins Ticken bannte ich die Zeit
und lächelte durch alles Leid,
wenn hinter mir die Not verrann.
Ich lächelte und fühlte dann,
wo ich ins Allertiefste sann,
die letzte Wahrheit meines Seins.
Die Zeit ist tief, noch tiefer eins:
auch Klang ist nur ein Wert des Scheins,
wer Klarheit will, sieh durch die Zeit!

Das könnte eine Lösung meines Rätsels und zugleich meine eigene Erlösung sein: nicht länger mehr die Zeit betrachten, sondern sie durchschauen und dann vielleicht, in einem jähen Schreck und einer seligen Erschauerung, ins lächelnde, mir zulächelnde Antlitz Dessen blicken, Der die aufgeregte Weltenuhr in Seinen Händen hält und schon den Finger erhoben hat, um durch einen leichten Druck den Rädergang für immer zu stören!

XVI.

Unter allen Sommerabenden fängt und hält uns manchmal einer, der nicht die trauervollen und die furchtdurchwobenen Stunden der gewöhnlichen Tage kennt.

Dieser eine fällt uns an mit einer ganz besonderen Stille, die wie die Lauschung des gesamten Daseins auf die

Wunderwerdung des Friedens oder die unverhoffte Ankunft des Glückes ist. Das währt vielleicht minutenlang, und nicht Jeder spürt in der jähen Verhaltenheit des eigenen Herzschlages, wie der Atemlärm des Lebens verbraust.

Doch mancher Angesprochene fühlt sich eingemauert mit einem Male in die unbegreiflichste Ruhe. Er horcht und überhört die Unrast der Welt. Er blickt um sich und übersieht die Geschäftigkeit der Ruhlosen. Er vernimmt die Regung seiner Seele und schaut den Aufglanz ihrer unerwarteten Heiterkeit.

Etwas hat ihn berührt, so leicht und geheimnisvoll wie einst ein Finger jenen Blinden, der im Hin- und Anhauch eines einzigen Befehlswortes wahrhaft sehend wurde. Auch nun und wieder öffnen sich dem Geheiß eines heimlichen «Epheta!» die inneren Sinne. Und sie erschließen sich auf jene Größe zu, die hinter allen irdischen Gewalten wirkt.

Und so dem Unbegreiflichen gegenübergestellt, mit jedem Teilchen geistigen Gespürs in der plötzlichen Präsenz des Überweltlichen, wird, für Augenblicke nur, die an Fülle und Erkenntnis doch gewöhnlich Jahrzehnte überbieten, das menschliche Ichbewußtsein in Vergessenheit ohne Maßen umgewandelt, die aller Lüste Klarheit, aller Süchte Wahrheit empfinden und noch in der nachfolgenden Erinnerung, wenn die Dinge wieder das tägliche Antlitz tragen und die Stunden wunderlos verfließen wie zuvor, einen seelischen, beseligenden Reiz verschweben läßt, der zu allen Taten der Schönheit treibt.

Nun sind die Quellen meiner Wehmut auch versiegt.
Die Welt verhält die Bitternis im Schrei und schweigt.
Das Wehn des Waldes im versonnten Winde steht und lauscht,
Und was als Leid im Licht und was als Lärm im Abendfall
Noch meines Atems letztes Echo schien, verrauscht und ruht.
Ich bin im Traum der Stille abgestillt und weiß
Den feinsten Schaum der Zeit an meiner Sehnsucht ausgelöscht.
Erloschen ist die Sehnsucht selber, und der Ton
Des Lebens stirbt erfreut im Frieden meines Herzens.

Alles ruht berauscht in mir allein, und aller Dinge
Dunkelstes Gewicht versinkt im Lächeln meines Angesichts,
Das keiner sieht. Ich selber sehe nicht, was mich umschönt,
Und höre nicht, was über mir im Samt des Himmels
Tief im Mitterschlag der erznen Nacht als Glück vertönt.
Denn Ohr und Auge sind der Ahnung untertan
Und öffnen sich den fernsten Wundern, wo sie will.
Erhorchung bin ich des erhöhten Seins und Einschau
In das Reich der Rätsel hinter den verstillten Sternen.
Und erkennen darf ich, daß das Schweigen ohne Maßen
In der urdurchfreuten Ruhe dieses Abends Übersprache
Meiner Seele ist, die, ihres Wesens tiefste Wallung,
Ihres Ausdrucks fallende und steigende Fontäne
Licht im Strahlenbecken des Unendlichen betrachtend,
Plötzlich himmelfrohe Hymnen singt zu Ihm,
Den Ton und Worte, Klang und Atem lästerlich entewigten.

XVII.

Wenn die Freude ins Leben ruft, antwortet fern an der Echowand der Erinnerung die stillere Stimme des Leids. Wenn die Not hinab in die Tiefe der Seele schreit, dann hallt, bekannten Klangs, aus jedem Winkel der Vergessenheit eine Lust zurück. Immer fliegt die Ahnung dem Schmerzenden voraus, immer holt sich die Sehnsucht das Fröhliche wieder. Zwischen Gezogenheit und Gehaltenheit geht und vergeht der Mensch. Steht er im Lichte des Daseins, so spürt er Furcht vor dem Schatten, ist er die Mitte des Schattens, dann lockt ihn der Strahl am Rande. Unruhe ist seine Bestimmung. Sie hält ihn und sie läßt ihn nicht.

Sie hielt auch uns in jener abgefallenen Zeit, da wir hinter deutschen Gittern an den Qualen der Verlassenheit zehrten, und ließ uns nicht, bis wir die Freiheit als ein reines, glückdurchglühtes Menschengesicht mit amerikanischen Zügen und eine lachende Lebendigkeit voller Liberty-Rufen begrüßten. Im Schmerze wirkte das Gesetz der Gegensätzlichkeit sich aus: ich sah die Schönheit und

die Güte und hörte die Liebe und die Seligkeit. Mitten in der Nacht war ein Glanz, und ganz in der Tonlosigkeit ein Gesang:

Nachts spüre ich ein Wehen gehn
Vom Lid bis an den Seelensaum.
Mir bleibt das Herz auf einmal stehn,
Und auch das Dunkel lauscht im Traum.
Es muß ein Liebes mich umstehn, —
Das Herz tickt leise wieder ein.
Dann hör ich deinen Atem gehn,
Und alles will Erinnerung sein.
Dein Atem wellt so leicht und heiß
Und klingt, wie niemals er getan. —
Da heb ich mich, verweint, ich weiß,
Und küsse deine Seele an.

Wer war es, dem die Worte galten? Mir oder dem Nächsten? Von wannen kam der Trost und wohin floß meine Trauer? Ich wußte es nicht, aber ich fühlte mich gehoben und beschenkt. Da ging die Ferne auf wie ein Tor, und alles Hinterbliebene kam auf mich zu. Ich war nicht Ausgestoßener und In-die-Einsamkeit-Hinabgestorbener mehr, sondern Eingeholter, Umspielter und Umhegter. Da ich zögerte, in die Ferne einzugehen, ging mich die Ferne als Nähe an. Da ich die Vergangenheit nicht überwinden konnte, bezwang mich diese selbst und stellte sich mir als Gegenwart, die nach der Zukunft schlug. Alles Vertraute war wieder da und lebte sich in mich ein. Da war der Hauch der Heimat, der Duft des Alltags, die Heiterkeit eines Kindergesichts und der werbende Ton einer längst nicht mehr vernommenen Jungenstimme. Etwas sprach, vielleicht außer mir:

Seit Tagen ist es so seltsam, mein Sohn,
Mit allem, was du mir bist,
O lieber und langer und lachender Ton,
Den ein Vater nie mehr vergißt!
Ich schlage ihn an und horche ihn aus
Und schwinge mit ihm ins Beseligte fort,

Denn er reißt mich ins Glück und er bringt mich nach Haus,
Und wenn er nur will, so bleibe ich dort.
Es gibt ja kein Wunder, das er nicht kann,—
Wie sollte ich widerstehn?
Und schlüge er einmal den Himmel an,
Ich müßte mit ihm auch ins Himmlische gehn.
Gott sagte wohl lächelnd: «Wo wollt ihr denn hin?»
Du lachtest dich aus, und Er wüßte schon
Und es käme ein Wunder in Seinem Sinn.
Er nickte und spräche: «Geh friedvoll, mein Sohn!»
Und stünde und lauschte zum Lacher hinab.
Er hauchte der herrlichsten Seele sich ein
Und sagte: «Dem, der die lachende Weite dir gab,
Sollst du begnadete Schwester nun sein!»

Es kann nichts härter sein im Schweigen als die Stummheit der Fremde. Hier floh sie vor der Musik eines Wunsches im Raum eines Traumes. Raum und Traum und Wunsch und Melodie zu gleicher Zeit war ich, und der deutsche Sturm um meine Gitterfenster, um meine wohlgeborgene Klause war die windige Kraft und wehende Gewalt, die aus der Fülle meines Leids nun die Wucht eines Jubels erlöste. Alle Innigkeit war in mir aufgewacht, alles Glück schon Klang geworden. Alle Verschlossenheiten gingen auf, alle Offenheiten zu, ich lag und lauschte, wie das Wunder langsam verging und gedämpft und heimlich, leis und leiser um die Ecke einer Berliner Polizeiverordnung verklang.

Das Leid war wieder da, als die Lust am höchsten stand.

Nun aber, da die Heiterkeit als Gabe der Freiheit mir zugefallen ist, erhebt sich irgendwo ein Weh, und die Stelle des Lächelns in meiner Erinnerung verrät noch den Niederschlag einer Trauer, die nicht zu Ende ist.

XVIII.

In den fünfzehnhundert Tagen der Bedrückung haben wir viel Leid durchwandert, und Vielen haben wir gedankt für das Wunder der Rettung, das aus Todesfahrern plötzlich Kreuzritter des neuen Lebens gemacht hat. Aber

noch immer trage ich in mir das Gefühl, daß unser Dank an jenen Menschen vorbeizielt, die zum größten Teile durch die schlichtesten und also unauffälligsten Taten des Opferns bis zur unbegreiflichsten Selbstaufopferung unsern halb vollzogenen Heimgang zu den Müttern in eine still verlächelte, stiller glückdurchweinte Heimkehr umgewandelt haben. Es wird keiner von uns jemals die Unsagbarkeit einer permanenten Handlung begreifen, die uns mit den allerfeinsten Fäden, die kaum der Hoffnung, weniger noch der Sehnsucht verbunden waren, obschon in beide eingewoben, im Willen hielten und dadurch am Leben erhielten. Nie wird das die menschliche Vernunft verstehen, aber das Herz, das kleine unscheinbare, oftmals verflackernde, jäh wieder aufbrennende und jetzt in alter Stetigkeit leuchtende Herz der Beruhigten fühlt die gewaltige Größe solcher seelischen Aktionen. Denn dieses Herz hat in der Einsamkeit vor dem Portal des Todes vieler Lebenswunder unendlich feinen Hauch verspürt, weil alles Sterbende sichtiger und fühliger wird an der großen Scheide und mit einem Male im fallenden Abend die niemals entdeckte Schönheit des Tages in einem Nachglanz geklärt sieht. Vielleicht wird ein Gelehrter sagen, das sei Reflex und Täuschung, Sinnestrug und Imagination gewesen. Doch wir nur können wissen, wie die Wirklichkeit, die wir Dasein nennen, zur ununterbrochenen Folge von Bildern werden kann, sobald der Strom der Zeit an unsern äußeren und inneren Blicken vorbeigelenkt wird. Dann ist Leben nur die umgekehrte Spiegelung der Ferne: Fata Morgana, aber immer noch das Abbild einer Realität!

Aus der Ferne, durch den Brand der Not, hat das Herz verstehen gelernt. Sein Stehen ist nicht Ruhe, sein Schweigen nicht Stummheit gewesen. Auch in seiner Trauer war Glück, auch in seinem Stammeln Gesang.

Liebe braucht nicht Nähe, Kind!
Bote ist ihr jeder Wind,
Herzher, herzhin ausgesandt.

Du bist, wo ich selber bin,
Ich, das Wort, und du, der Sinn,
Leiser oder laut genannt.
Immer bin ich Klang zu Klang:
Jubel du, ich Überschwang,
Fern auch dir und deinem Haus.
Aller Fernen Raum und Zeit,
Aller Welten Not und Leid
Löscht dein Lächeln leicht mir aus.
Halte leuchtend das Gesicht!
Mich durchhellt dein Augenlicht,
Wenn der Abend Trauer trägt.
Liebe braucht nicht Nähe, Kind!
Fühl, wie wir uns nahe sind,
Da mein Herz in deinem schlägt!

Nun hat sich alles geändert. Die Sichtigkeit ist uns, seitdem wir wieder eingeordnet sind in die allgemeine Blindheit der Welt, verloren gegangen. Ungehört verrauscht der sanfte Atem des Wunderbaren in der Enge der Zeit. In der äußerlichen Annäherung hat sich eine innere Entfernung vollzogen, die von der Scheu besiedelt wird. Die Tür zur Seele ist zugeschlagen, und verschlossener als zuvor verwandern wir die Stunden des Tages.

Wohl, es ist schwer, das Furchtbare vergessen zu lassen, das immer nur den Hintergrund des Schöneren gebildet hat. Die Herrlichkeiten des Leisen und Heimlichen, die Glorie der Verborgenheiten darstellen, ist heute nichts anderes, als die zugeschlagenen Pforten zum Entsetzlichen wieder aufzureißen, um den flüchtigen Glanz des Hinzugegebenen kurz vor dem Feuer der Grausamkeiten erkennen zu lassen. Alles in uns sträubt sich gegen dieses Wagnis. Wir wissen, daß die Profanen uns nicht glauben werden. Erfassen kann es nur der Geläuterte.

XIX.

Ich bin kein Statistiker. Vielleicht habe ich Unrecht, das Übel der Zeit nicht im Quadrat, die Drohung der Gegenwart nicht im Kubikzentimeter darzustellen, um

die Ziffern ihre verständlichere Sprache reden zu lassen: der Mensch, der die Sprenggewalt des Uraniums in PS erfaßt hat, ist den Zahlen zugänglicher geworden als dem ausgelaugten Verbum. In der schlichten Aussage: Särge wachsen über unsere Wiegen empor, merkt er bestenfalls, daß in der Wahl der Schlummerkästen die dunkel-großen allen kleinen und farbigen vorgezogen werden. Mehr nicht. Denn ihn fesselt das Ergebnis der atomalen Forschung stärker, sobald sie nachweisen kann, daß die Ladung eines Elektrons $1.60 \cdot 10^{-19}$ ist. Und erschrecken wird er eher vor den Möglichkeiten der Kernphysik, das All ins Nichts zu sprengen, als vor den Wahrscheinlichkeiten seiner Lebensfurcht, die, totaler als irgendein Alpha- oder Beta-Zerfall, den Untergang der Menschheit durch die rapide Dekomposition der Familie vollendet.

Ja, ich habe Unrecht. Wir müßten Alle, vom ersten Minister bis zum letzten Schreiberling, die Demographie der Heimat betreiben als unsere vordringlichste Bürgeraufgabe, nach den strengsten Regeln der Arithmetik, mit allen Größen, die unsere Feigheit markierten, und allen Zahlen, in denen sich das zivile Manko genau so erschütternd spiegelte wie das moralische. Denn wir Alle sind irgendwo im Zahnbetrieb der Ziffern eingefangen, und immer offenbart das grauenhafte Defizit am Ende unserer Substraktionsspiele auch unsere Mitschuld. Tabellen klagen uns an. Wir haben dem Mörder Tod die Tore aufgerissen und dem Leben, das gebären könnte, die luxemburgischen Heimatrechte aberkannt. Im kleinen wie im großen bleiben wir uns konsequent. Denn Richten und Lichten ist unser Beruf geworden. Wir kämpfen besessen den «struggle for death». Ackerboden wird mehr und mehr zum Gräberland. Und am besten florieren die Geschäfte unterm Firmenspruch: Es lebe das Sterben!

Die Sargfabriken!

Diese Erkenntnis will in einem kleinen Dorfe unseres Landes mich erschlagen. Dort blinken die Kirchhofsschaufeln, während das Taufbecken den Staub der Jahre

ansetzt. Aus vielen Häusern stiert das öde Grauen. Stumm und unverwandt. Alte Menschen schleppen eine säkulare Müdigkeit vorbei. Das Antlitz der Gemeinde ist senil. Verdrossenheit spricht in ihrer Stimme mit. An allen Giebeln trauert ein welker Schein. Die männliche und die weibliche Rüstigkeit buckelt ihre Resignation aus der Einsamkeit des Morgens in die Verlassenheit des Abends hinüber. Junggesellen fluchen den Mädchen, die das Bauerntum verschmähen. Ledige Frauen beschuldigen die Partner, ihre Sinne an städtische Eleganz oder prallere Portefeuilles verloren zu haben. Und in manchen paarbesiedelten Wohnungen warten die Wiegen, harren die Wände, lauschen die Ohren der Zeit auf jenes reine Lachen, das den Tag mit Glanz und die Nacht mit Glück erfüllt. Sie warten vergebens.

Denn der Engel, der da ungesehen vorbeischwebt, zeichnet wohl das Haus. Aber nicht mit dem segnenden Signum zur Einkehr einer neuen Seele, sondern mit dem Mal des Schwertes, das unhörbar zuschlägt und eine stillere Auskehr vorbereitet.

Ich möchte denselben Weg gehen und überall das Kreuz schlagen, das die Heilung bedeutet. Särge gingen unter in der Fülle des Stoffes, der die Schaukelstühle sanft und wohnlich machte. Ins frohe Singen vieler Mütter würfe ich meinen eigenen Sang. Den widmete ich allen Frauen im geliebten Lande, die in der Nacht ihrer tiefsten Wehen die streichelnde Macht eines Wortes, die Heimlichkeit und einschmeichelnde Kraft einer glückverheißenden Deutung ersehnten:

Weine nicht, —
Die Nacht wird enden.
Dein Gesicht
An meinen Händen
Ahnt das Licht.
Atme ein
Den Duft der Helle,
Atme Sein!

Ich bin ja Welle
Glanz und dein.
Lächle nur
Durch alles Feuchte!
Deine Spur
Wird zum Geleuchte
Der Natur
Du, Gesang!
Ich bin im Schreiten
Widerklang
Und deiner Saiten
Überschwang.
Mich durchtönt
In deinen Schauern
Gott, versöhnt.
Er hebt dein Trauern,
O, verschönt.
Hauch und Ton
Aus Seinem Willen
Atmet schon,
Als Glück im Stillen,
Unser Sohn.

XX.

Dann und wann im Verblühen des Tages stoße ich die Fenster zum Lärmhof des Daseins zu und zünde die Lichter der Erinnerung an. Die brennen dann wie Kerzen im Raum der tausend Verlorenheiten, den wir Gedächtnis nennen, und legen hinter die Objekte der Besinnung ihre leichten weiten Schatten der Stimmung oder des Gefühls. Alles ist ruhig, still und lautlos, fern an der Bewußtseinsschwelle scheuert der Gegenwartsstrom vorbei, näherzu haben alle Dinge ihre träumenden Gesichter, und irgendwo verläppert mit betontem Klang ein heimliches Bedauern.

Wo ich stehe, ist Niemandsland zwischen gestern und morgen, eine Weile spüre ich mich als Werdender, eine andere bin ich Gewesener, der aus dem Täglichen herausgehoben ist, um sich abenteuerlich in sich selber zu er-

gehen, nicht nach den Launen seiner aufgestachelten Phantasie, sondern nach den seltsamen Befehlen eines fremden Willens. Dieser Wille hat jede Gewalt, auch die über meine Freiheit, — er legt mich in Eisen und hält mich gefangen. Der Traum von heute und die Wirklichkeit von gestern fließen in eins, und in einem verdeckten Gesang deutet sich die gefesselte Seele aus:

Alles mußte ich entborden,
Als ins Tor der Riegel sprang.
Und der Stoff war Ton geworden,
Und das Leben nur ein Klang.
Aller Dinge Sogestaltung
Fiel im Schlag aus Sinn und Sicht.
Und der Stunden Fortentfaltung
Blieb ein Traum: halb Nacht, halb Licht!
Was da dachte, drang nach innen,
Und was fühlte, quälte sich.
Tatkraft wurde Leerbesinnen,
Und am Weltsaum horchte ich.
Immer gingen doch die Winde,
Und die Winde waren mehr:
Ferne, Wolken, Blatt und Linde,
Himmelsatem gottesschwer!
Hört ihr, wie die Segen rauschen?
Ja, mein Ohr, nun sei Gesicht!
Dinglichkeit gebiert dein Lauschen,
Wenn aus Tönen Leben bricht.
Aus dem Klang der Glocken schlag ich
Kirche, Chor und Priester aus,
Und ein Pfiff der Züge trag mich
Donnernd jedem Raum ins Haus!
In den Wellen eines Lachens
Bau, ich dich, o Kosmos Glück!
Und im Hinruf des Erwachens
Bring ich euch den Tag zurück.
Auch zu diesen Stufenlauten
Finde ich den Rufer schon.
Worte, die der Lust enttauten,
Jubeln: Sei gegrüßt, mein Sohn!
Ich am Weltsaum, du inmitten
Aller Irdischkeit gestellt!
Bindung hat dein Schrei erschritten.

Komm, wir heben diese Welt!
Du im Kernstück, ich am Rande,
Frei und unfrei eins zur Tat!
Sohn, mein Sohn, wenn ich nun lande,
Säen wir die neue Saat!

Das ist ein Schwur aus der Zeit meiner Bedrängnis, ich wiederhole ihn und fühle, daß ich noch ruhiger werden muß, um in der Stille das Wehen des Höheren und Tieferen zu erkennen. Das trägt mich weit hinaus, und fern, am Ausgang, verstehe ich allmählich das Spiel, in dem ich mitwirke.

Wehend floß dein Mantelsaum
Tief in meine Augen nieder.
Flehend stand ich, Not, im Raum,
Rief dich und verlor dich wieder.
Wie der Abendfall der Zeit
Kamst du seinlos durch die Wände.
Die durchfurchte Ewigkeit
Nahmst du mit als Weh'n der Hände.
Trank ich diesen Atem ein,
Fiel ich, jedem Leid ergeben,
Sank ich gottwärts, Mutter mein,
Spiel mit Ihm ist ja mein Leben!

Und dieses Spiel setze ich fort. Doch nein, es spielt sich fort in mir und spielt mich selber fort, hinan und empor ins Entweltlichte, in das ich mich total verliere, um das Ganze endlich zu gewinnen.

XXI.

Das Größte ist die Sehnsucht als lautloser Ruf des Heimwehs.

Alle Gärten der Freude sind verriegelt, in der Landschaft des Gesichtes steht das Lächeln welk und farblos, der Atem deiner Seele schöpft das Element der Wehmut ein, und das Herz, ja, das still und sanft gewordene Herz versteht schon nicht mehr seinen Überschwang von gestern.

Denn gestern ist sein Schlag nur der Widerschlag eines andern gewesen, gestern hat es die Verbundenheit mit diesem noch als Gesetz gefühlt, das nur der Tod verletzen dürfe, und heute erkennt es die plötzliche Trennung vom Geliebten als die inhumane Tat einer fremden Gewalt aus dem Mitternachtslande der Politik. Heute verliert es den Glauben an das Recht, da ihm der Grund entrissen worden ist, auf dem seine Daseinslust gedieh und fruchtbar wurde, sobald aus der Fülle eines verehrten Auges aller Glanz des Glückes in die Erwartung regnete. Die Schönheit der Welt wurde offenbar unterm Doppelblick der Liebe.

Nun aber haben sie die Doppelung zerschlagen, drüben weint der weibliche, hüben trauert der männliche Teil, und das Leben ist kahl und zeitlos geworden, denn in jeder Stundenecke wartet das gleiche graue Leid der Einsamkeit und leitet die Hoffnung an jeder Straße, die nach Hause führt, vorbei. Und was noch immer Sonne im Tag sein möchte, ist nichts anderes als die Unbarmherzigkeit, die alle Qualen des Raumes mit brennenden Herrlichkeiten überlügt. Alles ist Täuschung, Gestalten sind Schemen geworden, die Vergangenheit trägt den Mantel der Sage und jedes gemeinsame Erlebnis das durchsichtige Kleid des Traumes.

Entwesung löscht die Welten, die wir waren.
Verdämmertes will schon betrauert sein.
In unserm Atem schwingt das Leid von Jahren,
Und wir sind einsam hinter Allem Schein.
So sind die Wirklichkeiten uns enthoben,
Der Tag ist Traum, die Nacht ein dunkler Schrei
Nach Farbe, Form und Weite, die, verwoben,
Des Daseins Sinn und Fülle sind. — Es seit
Erinnerung Du! Gedanke Ich! Wir schweben
Im Raum der Wissenheit uns selbst verhüllt.
Und müssen doch in eins zusammenleben
Im Kinde, das zu Nahsein uns erfüllt.

In aller Entsetzlichkeit ist das unsere Rettung gewesen. Über den schwankenden Bogen dieses endlosen Wunders sind wir, aus den Tagen der Züchtigung wie durch die Nächte der Verzweiflung, zusammengekommen, Mann aus der Gefangenschaft des Lagers und Frau aus der Entfesselung der Zeit. Dort haben wir uns gesucht und gefunden, begrüßt, umarmt und vereint. Denn das Größte ist die Sehnsucht, weil sie in der Sprache des Leids der Stimmen erste und ewige antönen und am Ohre deiner innersten Seelenhorchung den Atem unendlicher Tröstung verrinnen läßt. Nicht immer bedient sie sich der unauslauschlichen Stille, deren Offenheit kein Menschensinn mehr begreifen kann, sondern am liebsten eines Kinderlachens, in dem sich alle Geheimnisse zwischen Trennungsnot und Familienjubel ausschwingen. Kann so leicht die Unseligkeit von Jahren aufgehoben werden in der Beseligung eines Augenblicks? Ach, das ist die unbegreifliche Tat des Niebegriffenen, Der also unsere Untaten beantwortet! Dann taut der Strom der Zeiten wieder auf, der führt uns zusammen, wir sinken uns in die Arme und haben alles vergessen. Alles Lebenswerte wirkt und alle Lebenswerte locken im Kinde, das uns eint. —

In dieser Zeit des Dankes bin ich mit ihm. Wir gehen, eine Schuld zu begleichen. Es ist ein großer Weg, und vieles spricht sich aus.

Du meines Atems Wärme
In Mutterbrand geweht,
Wir schreiten aus dem Lärme
Wie Licht in Dunkel geht.
Es spricht mit einem Male
Mein Blut in deine Hand:
»Ich trage Leid zutale,
Das nicht Erlösung fand.
Du Nachhall meiner Lieder
In ausgetönter Welt,
Ich lege in dich nieder,
Was ruhlos mich durchgellt.«

Ich habe nur im Schreiten
Das Kommende belauscht.
Ob wohl in fernsten Zeiten
Mein Sehnen weiterrauscht?
Du hörst nicht Wünsche wogen,
Du ahnst nicht, wo ich bin!
Da treibt in heißem Bogen
Mein Blut zu deinem hin.
Ich fühle dich erwarmen
Und bin beglückter schon.
Da wirst du, mir in Armen,
Zum zweiten Male Sohn.

Und alles Lichte hat Klang, und alles Laute leuchtet, denn das Greifbare wie das Ungreifbare singt nun mein eigenes, mein strahlendes Lied.

XXII.

So will es denn der Zufall, daß ich die zehnte Wiederkehr des Weltereignisses, in dem die Dämonie der Zeit ihre infernalen Mächte dazu gebrauchte, alle Läufe unserer Freiheiten anzutasten und den erzielten See umzuformen zum Meer des Leides, vor den Korrekturfahnen eines Buches begehe, das mir die Stimmungen und die Zustände des zehnten Mai 1940 für immer festgehalten hat.

Nun ist es nicht mehr die Erinnerung, die in ihrem abschwächenden oder übersteigernden Spiel die Dinge der Heimat und die Gefühle der Landsleute zurückstellt in das Klima des Entsetzens und in die Atmosphäre des Schrecks unter den stehenden, untergangsschwangeren Wolken der Drohung, sondern es ist die Wirklichkeit selber, die sich offen ausspricht, indem sich das verletzte und verröchelnde Recht der Stimme meines mitgetroffenen Herzens bedient, um zu allen Himmeln der Geschichte die deutsche Sünde emporzuschreien. Mein Geist sekundiert und meine Seele schwingt mit. Alles andere aber ist Schweigen. Es ist ein Schweigen in Zorn und Bitterkeit, in Trotz und erstem, keimendem

Widerstand. In den Gesichtern meiner Freunde und Nichtfreunde steht alles Lichte und Strahlende der Vortage im Eis einer jähen, von innen nach außen wirkenden Härte. Niemals hat die Natur eine solche Spiegelung ihres Seins erlebt: sie bietet den weichen, wechselnden Glanz unendlicher Schönheit im Mailächeln des Frühlings dar, sie weht die Fülle des Blaus im Atem der Sonne über alle Augen ihrer ausgezeichneten Welt, und diese hier, die sie liebte vor allen, frieren in die starre Qual des Winters hinab! Sie hat ihre Macht verloren, denn sie ist ja auch nur der sanfteste, traumhaft-ungreifbarste und endlos unbegreifliche Ausdruck Gottes, über den in diesem Augenblick der höllische Empörer mit seinen besten Trabanten triumphiert. Ins Lächeln der Zeit wirkt sich der Hohn auf das Höchste ein, die Blüten der Gerechtigkeit verdorren irgendwo, die Kelche der Güte schließen sich, über den hingesunkenen Körper des Friedens wachsen die Nesseln und die Samen der neuen Aussaat, und die Menschlichkeit verstummt, da unsere Stimmen brechen.

Denn wir haben die Freiheit verloren, die das erste Element ist, aus dem wir leben.

Ich blicke der verurteilten Heimat ins Auge. Es ist das feuchte Auge einer Frau, vielleicht der eigenen, die ich verehre. Ich möchte darin den wehen Schimmer auslöschen und ihn ersetzen durch den stillen Strahl der Hoffnung. Ich rede sie an und verwechsele ihre Namen, ich sage Freiheit und meine die Heimat, ich flüstere Liebe und denke an Heimat und Freiheit zugleich, denn es gibt ja nur eins in diesen und den kommenden Stunden, das ist der Glaube an die Allgegenwart der Freiheit in der Hoffnung. Nenn es Sieg oder nenn es Rettung, es ist einerlei, nur steh und glaube, über jeden Abgrund hinweg, der zwischen dir und der Freiheit klafft! Ruf sie an, klage hinter ihr her, aber triff dich immer wieder mit ihr, und wenn nicht anderswo, dann oben im Raum, wo die letzten Schwingungen eures ausgerufenen Credos zusammenschlagen!

Deine Not geht in die Irre,
Denn mein Leid ist wegelos.
Klagen, die ich nachts entwirre,
Legen deine Ferne bloß.
Höre ich den Fall von Tränen
Takt für Takt im Scheideraum,
Oder strömt aus Qualfontänen,
Frau, dein Weh in meinen Traum:
Immer fließt an meinen Händen
Das Entfesselte vorbei,
Aber, Tantalus in Bränden,
Blieb ich doch im Geiste frei!
Geist, erfliege dir die Sterne,
Sei in Gott der Erde Gast!
Mondwärts sinke, Frau, zum Kerne,
Fall und sei geliebte Last!
Denn in Ihm, den tief im Bitten
Unser nasses Auge sah,
Wird der Raum, den wir durchlitten,
Fernenfern noch atemnah.

Denn Er hält den Sieg im Hub eines Fingers: im Index der Gerechtigkeit. Schon hebt der sich heimlich hoch, und sieh: er zeigt auf uns!

XXIII.

Damals, als es noch meine Passion war, die letzte Stimmung in mir zur Stimme außer mir zu machen, um der Flucht des Lebens mit poetischem Schwung zuvorzukommen und auch den Nachkommenden etwas von meinem Atem zu hinterlassen, konnte ich noch singen:

Es fiel ein Leuchten ab vom Himmelsangesicht
Und wehte her im vollen Abendwind.
Nun baut der Abend Wunder, die kein Tag zerbricht,
Da alle Seelen abends sichtig sind.
Der Tag hebt jede Heimlichkeit hinauf ins Licht
Und wirft nie aus, was göttlich uns durchsinnt.
Es fiel ein Lächeln ab von Gottes Angesicht
Und ruht in Dir. Gleich singt Dein Glück, mein Kind!

Heute kann ich lächeln über diese Weichheit eines jungen Menschen, der sich an vagen Begriffen berauschte, bis plötzlich etwas in ihm aufging, das in Jamben und Reimen zu sprechen begann, ohne sich deutlich zu erkennen zu geben. Ich mußte durch hundert Infernos in mir und außer mir schreiten, ehe das Dunkel sank und einen Prozeß klarlegte, der nicht nur für den Poeten, sondern für jeden Lebendigen das Geheimnis des Innenlebens und seiner Wortwerdung erschließt.

Ein Innenleben haben, heißt doch nur: die Außengeister verstehen und unterscheiden. Für den Dichter insbesondere ist es die Eindringlichkeit, die sich den inspirierenden Kräften entgegenarbeitet, um sie, je mehr sie sich von ihnen ergreifen läßt, umso besser zu begreifen. Es gibt in der Dichtung, die ja, durch das Medium des von ihnen und durch sie Ergriffenen, Ausdruck dieser inspirierenden Kräfte ist, eine geheimnisvolle Stimme, die den Freund der Poesie anspricht und sich äußert als das Echo des Transzendentalen, als Widerhall von drübenher. Im Versuche, diese Stimme zu deuten als vox Dei, irren Viele, die das Genie mit dem Ewigen verwechseln. Wohl, diese Genien, die einen Berauschten, jeden vom Unendlichen und vom Überirdischen berauschten Menschen angehen, indem sie ihn durchsprechen und auffüllen mit den unhörbaren Worten, die aus irgendeiner Nacht der Seele, aus irgendeinem Gefühlsdämmer des Herzens oder auch wohl hin und wider aus irgendeinem Blitz des Geistes herauszuwachsen scheinen nach einem natürlichen Gesetze, das wir noch nicht begriffen haben und auch nie begreifen werden, sind von Gott, geschaffen und geschickt von Ihm, einen Seiner Auserkorenen auch auszuzeichnen. Gewiß nicht in einer jähen Welle von Seligkeit, die sich ausdehnte zu einem Strome der Beseligung, sondern in einer Woge Leid, die sich ausweitet zu einem Flusse der Beglückung, sobald hinter den Klippen des bezwungenen, in hartem Kampf und heißer Not bezwungenen Über-

schwangs der Gefühle und hinter den Fällen und Fallen der sprachlichen Unzulänglichkeit das Wagnis der Ausdeutung glückte in jener funkelnden Form, die den Funken der Inspiration in einem Feuer der Erkenntnis erhält und handelnd macht.

Diese Genien sind nicht Gott, aber Wirker in Seinem Willen. Durch sie, im Atem ihres Herkommens, läßt sich zurückfinden zu Ihm und hineinfinden in Ihn, der jeder Melodie, die ein Dichter schafft, den wunderbarsten Klangraum schenkt und zugleich der herrlich-unendliche Grundton ist, um den sich alle andern stellen, nachdem sie sich, wie gerufen vom Ersten, als lächelnde, hochstimmende und aufheiternde Mächte eingestellt haben. Aber einen weiten Weg durch die Abgründe des Ernstes, die von der Kraft des Willens und der Freude am Ringen und Gelingen durch die Verschlossenheit geschlagen wurden, haben sie zuvor zurücklegen müssen.

Denn die Begnadung ist die Folge eines Verdienstes. Das nieverstandene und niemals verständliche Fließen der Gnade, das unser Fühlen hebt und mitschaukelt, unser Denken befruchtet und später die reifen Früchte hinabträgt in die harrende Mündung der Sprache, dieses heimliche und nie aussetzende Fließen, das selbst sein Singen und Klingen, sein Raunen und Rauschen in die Wartung und Erwartung der Sprache wirft und das melodisch gewordene gesprochene Wort nun als ein Echo seiner selbst empfindet, kann nur durch uns gehen und seine Herrlichkeit erfüllen, wenn wir uns durchläßig gemacht haben und das heißt: im tiefsten Ernste, in gespanntester Lauschung und unermüdlicher Mitwirkungsbereitschaft offen für die Strömung des Überweltlichen, die uns durchzieht!

Dem Fremden wird sie sichtbar in der logischsten Erschließung des Innern: in der Äußerung des Wortes. Hier lassen wir die Sprache uns treiben, sie führt uns gut.

XXIV.

Vergil hat die Allmacht der Liebe besungen und ihrer Kraft die größten Wunder zugetraut. Ich kann nicht auftreten gegen die Scharfsicht des alten Römers, aber ich darf mir, aus der eindringlichen Betrachtung des Lebens heraus, auch andere Möglichkeiten vorstellen, die wohl das omnia vincit bestätigen, doch als Fluch erscheinen lassen.

Da ist ein junger Dichter, der mit einer alles überrennenden Leidenschaft seine große Idee verfolgt. Er will, wie jeder wahre Schöpfer, das ganze Leben in einer herrlichen Gestaltung für alle Zeiten erfassen. Was er dichtet und vorlegt, ist immer nur die bessere, sich bessernde Vorbereitung auf das überragende Hauptwerk. Durch seinen Ernst und seine Begeisterung erobert er sich die Sympathien der Welt. Man spricht von ihm, man fühlt mit ihm, man glaubt an ihn.

Mit einem Male tritt die Liebe in seinen Wirkungskreis. Eine auserwählte Frau, die er insgeheim die Wunderbare nennt, verehrt ihn um seines großen Strebens, um seiner Besessenheit und um seiner kreatorischen Unnachgiebigkeit willen. Anfangs fühlt er sich gehoben durch die Kraft der neuartigen Sentimente. Er versucht, seine Stimmungen auszudrücken und ihre Ursachen zu gestalten als die Kraft der letzten Schönheit und die Auswirkung der tiefsten Reinheit, als das ewige Verlangen nach diesen beiden und als einen unerschütterlichen Glauben an ihr Wirklichsein im irdischen Geschöpfe.

Bald aber wird er unsicher in seiner fruchtbaren Zuneigung und in der aufmunternden Anhänglichkeit der Frau. Immer wieder reißt er sich zusammen und treibt sich mit Gewalt in den Bann seiner Pläne zurück. Aber er spürt, wie seine ursprüngliche Leidenschaft zum Ausdruck und zur Äußerung seiner Innenwelt verflammt und mäßig wird, während die Liebe zur Frau an Wucht gewinnt. Nach einer fürchterlichen Stunde seelischer Selbstquälerei,

in der er den hohen Augenblick der Begnadung zur Vollendung seines Werkes verpaßt, beschließt er, seinen inneren Zwiespalt zu beenden und sich der Frau in aller Offenheit zu erklären. Scheu zuerst, dann fester und eindringlicher leiht er seinem Herzen das Wort, das er als Meister beherrscht, und legt der Frau die Größe seiner Gefühle und die Weite seiner Träume dar.

Die Frau nimmt eine seltsame Haltung ein. Sie liest in einer Illustrierten die Lebensdaten eines neuen Tageshelden, redet am Dichter vorbei und preist vor ihm die Besonderheiten des Zeitschriftenidols.

«Ich glaube», sagt sie, «daß ich ihn schon liebe. Denn ich verehre, o, Sie wissen es, im Mann den hohen Schwung und den wuchtigen Willen zur Größe. Es wird vielleicht mein unabänderliches Schicksal bleiben, immer die Ringenden zu lieben und mit kühler Anteilnahme den zu betrachten, der mir gefügig geworden ist, sobald ihn die Leidenschaft zu mir verzehrt.»

Im Dichter stürzen alle Welten ein. Aber noch auf den Trümmern seiner Hoffnungen besiegt ihn die alte Liebe zum Wort. Und seine Sehnsucht brennt über jede Enttäuschung empor und schafft sich in der Unwirklichkeit eines Liedes noch ihre eigene wirkende und beglückende Realität:

Du weißt nicht, wie
ich lausche,
da du verklingst.
Nun tönst du nie
im Rausche
der Welt und schwingst
als Glanz vorm Licht
der Lust zum Saum.
Ich bebe,
wenn nur dein Hauch
mich rührt im Traum
und lebe
in Lüsten auch.
Du ahnst es nicht.

Ich will nicht viel
und alles:
nur deine Hand
und, wenn sie fiel,
des Falles
Getön in Brand
um mein Gesicht.
Sie trägt die Welt
inwendig
und macht mich schwer.
Sie hebt und hält
lebendig
das Glück und mehr:
Macht, die mich bricht!

XXV.

Es ist nicht das Fernweh nach dem Süden, das uns mit jedem Flockenfall des Winters stärker bedrückt und auch mit jedem Frosthauch unserer Januartage heißer durchleidet, nein, es regt sich erst, wenn dieses gestillt worden ist, sobald der Drang zur Sonne in einer kurzen Fahrt nach Monte-Carlo seine Erfüllung gefunden hat.

Der Rausch, den der jähe Übergang vom Tode der Natur zum Blütenduft der Dinge etliche Weilen erhält und durch den Einstrom warmer Sonnenwellen neu erzeugen möchte, vergeht allmählich und verflüchtigt sich im Aufstand der Erinnerung, die ihres Wesens Urgrund zu vergessen und die Mitte ihres Wirkens in den Daheimgebliebenen zu erkennen beginnt.

In der Trunkenheit des Schauens und Erlebens, deren Ursache die goldene Fülle des Lichtes ist, wandeln sich die Zustände auch des letzten irdischen Paradieses, in dem die geldlichen Sorgen keine Heimat haben und die einzigen imperativen Rufe der feierlichen Menschheit: Rien ne va plus! sofort die tröstende Replik der äußeren Prachtwelt herausfordern: Tout va pour le mieux! Das Leben ist Genuß der Herrlichkeit, als die wir uns der Glorie jeder Stunde stellen! Wenn dann die Antwort der

Lebendigen zu begreifen geben will: Das Leben ist nichts mehr als Spiel um die denkbar rascheste Vermehrfachung des Einsatzes! Faites vos jeux, Mesdames! Wagt euer Geld, ihr Herren! dann erscheint die Seligkeit, die sich in Farben und in Strahlen tausendfach verschenkt, als eine Verschleuderung himmlischer Gaben vor den Hasardeuren einer gesegneten Welt.

Der Empfindsame bedenkt den Reichtum rieselnder, rinnender, wärmender und leuchtender Gnaden, und nur er ist gleich erleuchtet und der Wahrheit offen, daß die heimlichste Gewalt der Palmen und der Mandarinen, der Mimosen und der Pinien, der Orangen und der Gräser, der Himmelsbläue und der Meeresstille, der Ziergärten und des Villenfriedens sich als auffreuende Macht nach einer andern Richtung ausgibt. Von diesem Flecklein Erde drängt sie in die Fülle der Welt, aus dem Einzelnen, den sie durchzieht, erstrebt sie, über sämtliche Entfernungen hinweg, jenen Menschen, der doch immer aller Sehnsucht Ziel und Zentrum bleibt.

Wer als Einzelgänger jetzt in Monte-Carlo allem Schimmern ausgesetzt ist und seinem Herzen die funkelnde Sprache der Dinge erobert, wird seiner Sehnsucht alle Glanz- und Liebesworte des Heimwehs leihen müssen. Denn seine Empfindungen sind Wünsche der Freudenmehrung geworden und seine Ahnungen schon die Bilder eines Geistes, der, ach, bald das Lächeln als den Widerglanz seiner eigenen Durchsonnung in den Augen der Zurückgelassenen hervorzaubern wird. Nun treibt ihn alles, Born der Sonnigkeit zu bleiben, heimzukehren und als Heiterkeit und Herzenswärme in die Winterangesichter seines Reichs zu fließen.

Ich weiß es wieder, denn ich habe es erneut erfahren:

Halb nordenwund vor Südensehnsucht,
Mittwinternächtig überkühlt,
Hat mich als Gast der Traumeswehnwucht
Ein Sturm des Lichts an Land gespült.

Im Frühlingsabend seiner Erden,
Auch in mir weich und wolkenlos,
Sind meine Gierden und Gebärden
Sogleich des Jubels Mutterschoß.
Das Feuerwerk im Port des Reiches,
Millionenfarbensymphonie,
Sprüht meines Herzens Gleichundgleiches
Ins All, ins Nichts und leert es nie.
Was glüht, ist Glast, was bricht, ist Brausen
Der Lust, die alle Laute liebt.
Und was dann folgt, nur Schwingensausen
Der Stille, die sich meerhaft gibt.
Ich stürze in den Ruf der Wellen
Und lösche, was wie Jauchzer brennt,
Und höre noch im Weltverhellen
Den Klang der Weite, die uns trennt.
Da lichtberauscht und sonndurchblutet
Ich lausche, wie du nordisch weinst,
Wird alles, was mir glanzentflutet,
Zu deinem Trost und blüht wie einst.
Des Meeres Urhauch macht uns leiser,
Und heimlich wogt die Liebe an.
Die Berge heben uns, und weiser
Erstreben wir die blauere Bahn.
Mein Herz ist Echo deines Schweigens
Und ahnt, wie deine Meinsucht drängt.
Im Wehn des Palmenwipfelneigens
Bin ich nach dir mit Weh beschenkt.
Und aller Schönheit will genug sein,
Wo das Verlangen heimwärts zieht.
Und deine Seele wird der Krug sein,
Darein ich rausche als dein Lied.
Die Stillen, die mich warm durchfließen,
Entwintern dich und tun dir kund:
Ich komme Freude in dich gießen
Aus meinem Mund durch deinen Mund!

XXVI.

Meer ist alles und vermehrt sich:
Ozean und Einerlei.
Wunsch wird manches und begehrt dich,
Halt im Hafen Woessei.

Meer erstand uns, da wir zogen
Wortberauscht zu Ton und Traum.
Immer ging die Scheu in Wogen
Und verwallte Glück zu Schaum.
Ach, ich möchte endlich landen
Ganz im Verbum, das gesteht.
Höre ich dich, Liebste, branden,
Bin ich schon dir zugeweht.

XXVII.

Meiner Sehnsucht weiten sich die Räume
Noch im Blick der Ewigkeit.
Alle Dinge tragen Silbersäume,
Und vergoldet steht die Zeit.
Doch umfroren bleibt das Weltenschöne,
Wo die Seele einsam rauscht:
Und das Leuchtende versagt die Töne
Dem, der ab ins Heimweh lauscht.
Lust muß endlos sich dem Du verkünden,
Eh das Wunder wirken kann.
Tausend Freuden möchte ich entzünden,
Liebste! Komm und schau mich an!

XXVIII.

Hält die Ferne, was du dein nennst,
Liebste, so verbleibt mir viel:
Was du heimlich in mich einbrennst,
Wird zu Leid und Lust im Spiel.
Deiner Seele ist gegeben,
Augenlicht im Raum zu sein.
Und an seinem Blick erbeben
Meine schwersten Träumerein.
Meerweitab kommst du mir näher,
Frau, als Melodie in Moll.
Und ich bin wie einst in jäher
Seligkeit des Singens voll.

XXIX.

Über die Scheiben des Schiffes,
Mir auf die Wölbung des Auges
Legt sich ein feuchter Flaum.
Schleiert die Welt sich denn außen,
Schleiert sie innen sich ab nun,
Da doch die Heimat naht?
Über die Scheiben des Schiffes
Fließt schon in Bächen die Wehmut
Unserer alten Welt.
Mir aber drang in die Blicke,
Liebling, der Duft deines Kommens,
Daß ich nicht sehen kann,
Ob, was da rieselt, aus meinen
Oder aus deinen gefüllten
Wimpern als Freude fällt.

XXX.

In dir bin ich begonnen
Und werde an dir still.
Ich steh bei dir in Sonnen
Als Wunsch, der alles will.
Mit dir bin ich vollendet
Und Kraft durch dich, die wirkt,
Aus dir ins All verschwendet
Und nur in Gott bezirkt.
Von dir bin ich gehoben,
Wenn mich das Leid bezwingt,
Und soll vor dir nicht loben,
Was wirklich mich versingt?
Ich bin nur eine Saite,
Geliebte, die du spielst.
Was gegen Spott mich feite,
Warst du. Denn du gefielst.

XXXI.

So fern bist du und dennoch nah,
So unsichtbar und dennoch da:
Ich seh dich nicht und höre dich,
Erlausche und beschwöre dich
Im Gang des Nichts.

So still bist du und dennoch laut,
So atemlos, doch rufumstaut:
Ich hör dich nicht und fühle dich,
Erspüre und umkühle dich
Im Klang des Lichts.
So sanft bist du und dennoch schwer,
So wolkensam und dennoch mehr:
Ich fühl dich nicht und ahne dich,
Erschaue und ermahne dich,
Wenn alles weint.
So hell bist du und dennoch Nacht,
So schlummertief, doch welterwacht:
Ich ahn dich nicht und weiß dich mein
Und hülle also heiß dich ein,
Daß Gott uns eint.

XXXII.

Zwischen dir und mir
hat die Welt kein Ufer.
Da sind wir und hier
heimwehlaute Rufer,
die am Strom der Zeit
jen- und diesseits lauschen,
wenn nun Lust, nun Leid
du- und ichwärts rauschen.
Zwischen dir und mir
will der Raum verderben
und des Horchens Gier
auf ins Wunde sterben.
Ferner noch als fern
finden wir uns: Seelen,
sanfter Augenstern,
die sich nie verfehlen!
Näher schon als nah
fühlen wir uns treiben.
Liebe, ich bin da,
um in dir zu bleiben!

XXXIII.

Alle Welten ruhen aus,
Und die Schreier schlafen.
Wäre ich so wohl zu Haus,
Kleiner Kahn im großen Graus,
Wie das Schiff im Hafen!
Nachtvoll notlos lauscht der Raum,
Wie ich Atem hole.
Tag, noch rührt dein Kummersaum
Meinen jüngsten Heimwehtraum
Wie die Glut die Kohle!
Sieh, ich brenne rot vor Scham
Durch die Nacht der Nächte!
Und ich wehe, wie ich kam,
Menschenscheu und gotteszahm,
Vor in deine Rechte.
Halte deine Wärme ein,
Denn ich möchte landen!
Laß mich bald zuhause sein,
Ganz verstillt und liebesrein,
Außer Lärm und Schanden!
Alle Welten ruhen schon,
Und die Henker schlafen.
Aber ferne steht ein Ton,
Wächst und wird zum grauen Hohn,
Den die Lichter strafen.

XXXIV.

Floh ich, was ich suchte,
Da ich euch verließ?
Schwieg ich, wenn mir fluchte,
Die ich Weite hieß?
Kehre ich mit Sängen
Einsamer zurück?
Seht, in meinen Fängen
Ward der Raum zum Glück!
Und in Träumen trinken
Augen meiner Not
Wunder, die versinken...
Heimzu lächelt Gott.

XXXV.

Ich bin nur Raum
um dich, o Baum
in Blust.
Erschrickt mein Hauch,
so bebst du auch
vor Lust,
und mein Gesicht
umblaut dich licht
und weit.
Wie wiegst du, Baum
des Glücks, mich Traum
der Zeit!

XXXVI.

Mit Wehmut fängt es an, ich weiß nicht, wie, und weiß nicht, warum.

Etwas hat mich angerührt, so wie es alle Dinge um uns angefaßt hat, den Baum, den Strauch, die Blumen und die Wolken, und in meiner Seele ist etwas umgewandelt worden, — vielleicht nur die Dichte einer Stimmung oder die Tönung eines Ahnens!

Du selber hast es nicht empfunden und dennoch in meiner Haltung einen Wechsel wahrgenommen. Ach, es ist nur eine Launischkeit des Augenblicks gewesen, die mein Herz hat prüfen wollen. Sieh, ich werfe sie schon ab, indem ich ihr die Ruhe in meinem Innern versage! Ja, ich ver-sage sie und ihre Wirkung in der Ballung dessen, was mich anspricht:

Über reine Birken
fließt ein Hauch
der Zeit.
Unter weißen Stämmen
bebt nun auch
das Leid.

Tief in allen Wurzeln
rauscht die Not
der Nacht.
Und in deinem Herzen
ist mein Tod
erwacht.

Nein, laß dich, bitte, nicht entfrohen! Denn die Trauer hat schon ausgeklungen. Verworfen und vergangen ist sie mit dem Worte, das dort in den Abend fiel.

Komm und höre, wie die andern Bäume anders rauschen, wenn die Dunkelheit uns stärker jetzt umhüllen wird. Tausend Blüten scheinen über uns zu fallen, tausend leuchtende Kleinwelten der Natur meine eigene aufzufreuen und zu neuen Zwecken umzustellen.

Was trägt nicht alles bei zu dieser überraschenden Verschiebung! Hier ein Falter, dort ein Blatt und da ein Wind, der durch die ahnungsvoll bewegten Zweige geht! Und in mir etwas, das noch nicht abzuwerfen wagt das schwarze Kleid der Zeit:

Gießt mir, leichte Hallelujafahnen,
Goldene Regendolden ins Gemüt!
Und ich will zu lichten Lobesbahnen
Noch die Nacht versingen, da ihr glüht.
Bin ich schon der Dunkelheitserfahrer,
Der mit Liedern seinen Gang besternt,
Sei ich auch der Gotteslautbewahrer,
Den ein Duft der Ewigkeit entbrennt.
Euer Atem führt die letzten Wellen
Ihres Wohlgeruches, der verstillt.
Aber Worte blühen jäh im Hellen,
Die ich suchte, wo die Stummheit quillt.
Bebt und regnet Gold in mein Erschauern,
Kleine Dolden über meinem Glück!
Regt die Glocken, denn der Sang muß dauern:
«Was ich liebte, gab sich mir zurück!»

Und ich halte, was ich habe.

Auf dieser Bank im Garten wollen wir uns niederlassen, um das allmähliche Verlöschen des Strahlenden mit dem raschen Untergang der Sonne auszugenießen.

Nun kommt die Nacht mit Gewalten, die uns ewig mit Erstaunen schlagen werden. Fließt sie auch als Macht in alle Zwischenheiten ein, so trennt sie nie, was eines Sinnes ist: sie geht um alles, faßt und führt es, um es zu vereinen!

Nicht zu sehen, nur zu spüren!

Hier und jetzo gilt in höchstem Maße, was geschrieben steht:

Gefühl ist alles!

Sei gehalten und empfinde mit!

Lausche, Frau, und rausche stiller,
Blut an meinem Angesicht!
Immer ist dein Sang Entwiller,
Wenn der Abend tiefer spricht.
Alle Laute werden trüber,
Die am Tage uns entzweit.
Heimlich hebt die Nacht hinüber
Lärm und Kühle, Not und Zeit.
Atem sind wir, Wesenlose,
Überm Dunkel, das uns hält.
Doch im Duft aus dieser Rose
Wehn wir aus, o, Glück der Welt.

Was kann uns anders nun geschehen, als daß die Sterne mit Schnuppen segnen, was nicht mehr bereit ist, schönere Wünsche zu formen für den kommenden Tag.

☆

Mein kleines Buch von Herbst und Wein

I.

Vor mir liegt, im abgedämpften Glanze eines Sommerabends, noch von allen Hellen überschimmert, sodaß die tägige Nacktheit aller Dinge unter Schleiern ruht, das weite Tal: Rebenhänge hüben, Wald und Felder drüben und mittendurch das Silberband des Stromes!

Der Sommer hat die Atmosphäre ausgereift: ins Blau des Himmels ist nun Tieferes hineingeflossen, zwischen Strahl und Scheinung wählt die Sonne sich die mäßigende Mitte, das Flimmern über Straßen und Dächern hat an Stärke eingebüßt, und eine goldene Ahnung haftet manchen Trauben an.

Je mehr ich mich ins Tiefenbild verliere, umso weniger verspüre ich den scharfen Schwung der Jahreszeit. Alles ist weicher geworden und hat die Neigung, sich bald, vielleicht an der nächsten Wochenwende schon, in Güte, Stille und Entgründung aufzulösen. Auch die Laute, die dem Tag und seiner Größe eigen sind, werden lauer und verblassen leicht, in den Weiten dominiert ein gelber Ton, und selbst in mir verklingt die letzte Herbheit. Um und in uns wandelt sich die Stimmung. Die grelle Sehnsucht spinnt sich ein, gelassener steigen unsere Wünsche auf, und die abgeklärte Heiterkeit des Tales durchfriedet langsam jeden Geist.

Das ist eine seltsame Entwicklung, welche allmählich den Akt der äußeren Bewunderung zu einem Zustande innerer Durchwunderung macht, die sich festhalten möchte im gemalten Spiegelbilde der Natur.

Ach, ich bin kein Maler, der in zarten Pinselstrichen das große Geheimnis dieses Augenblickes auszudrücken vermöchte. Doch ich sehe, wie die Landschaft zu erfassen wäre: nicht in der schweren Art der Heimatkünstler, die mit dunklen Farben das Gesehene als ein unergründliches Rätsel vorführen wollen, das in den metaphysischen Gründen seine sanftesten Wurzeln hätte. Mir wird sie herrlicher und wertvoller als durchschautes Weltstück

meiner eigenen Seele, die im Zentrum ihrer sommerlichen Klarheit plötzlich, ungewollt und unerklärlich, aber faßbar, schauervoll und ganzbeglückend, die nahe Biegung der Veränderung vorausspürt. Es ist kein Schreck, sondern eine lustsame Zuversicht in dieser Empfindung, kein Schatten lauert hinter dem ruhigen Glanz der Gefühle, alles ist in schlichtes Licht getaucht und alles auch betrachtet von obenher, aus dem türkisenen Bogen der Unendlichkeit.

So ist auch das Verborgene mit einem Male sichtbar. Nein, das kann nur der Europäer nicht mehr gestalten, der das Unergründliche so leidenschaftlich liebt, daß er kaum noch die untergründigen Fasern der Dinge als Zierlichkeiten ohne tiefere Bedeutung zu lieben vermöchte. Vielleicht kommt hier ein Künstler aus dem fernen Osten, ein Japaner etwa, dem Geheimnis der Verbundenheit von Mensch und Landschaft bei, weil er sich nicht isoliert weiß, sondern stets als Teilchen fühlt, das im Ganzen mitvibriert und in den Erschaueraugen des Herzens nichts anderes als die Ausläuferwellen einer kosmischen Erregung empfindet.

Und also sehe ich mein Tal nun dargestellt: klein und zierlich, unheimlich klar in Baum und Wurzeln, gleichsam schwebend unter dem schwebenden Betrachter, die Reben ungewöhnlich stark betont, die Trauben leuchtender als alles, und die Hinter- und Obergründe leicht in Dunst und Nebel eingehüllt, doch so, daß ein verblauendes Licht noch durchschlägt und in seinen äußersten Auswirkungen die kommende, die abendliche Undurchsichtigkeit mitahnen läßt! Über den Gegenständen des Bildes steht ein Hauch und aus den Einzelheiten steigt ein Duft, der den heimlichen Atem der gepackten Seele offenbart. Und die hat nur den einen Wunsch: in Worten auszurufen, was in den Farben anklingt, in gleicher Lichtheit und Verhaltenheit, ausdeutend auch das Allerhöchste in den geringsten Andeutungen und das Ich dem All vermählend durch die Kraft des einfachsten Wortes!

Das ist meine Sehnsucht nun. Sie packt und überwältigt mich. In fünf und sechs Worten, ach, in fünfzig Silben auszudrücken, was jetzt mich, was alle hier bewegt, in jener kurzen und bezwingenden Haiku-Form der japanischen Dichter, die in flüchtigen Worttupfen das Bild der Welt auf die kleinste Papierfläche zaubern!

Wir sind leider wortvernarrt. Es ist zu schwer für uns, in siebzehn oder einunddreißig Silben das Gesicht unserer Seele im Spiegel der Natur für alle Zeiten zu fixieren. Ich habe es mit allen Mitteln versucht und seht: es gelang mir nur, in sechzig Silben unter die unvergeßliche Schönheit des vollendeten Bildes zu schreiben:

Verleisert im Klang
Hängt das Wort in der Zeit.
Noch zaudert im Licht,
Eh der Abend es bricht,
Mein Lied: euer Leid,
Das die Mosel versang.

Das Jahr steht im Hang,
Und die Tage sind still.
O Traum ohne Not,
Der im Sommer verloht!
Wer weiß, was ich will,
Wenn der Herbst dich verschlang?

II.

Was gilt die Flucht in die Nacht, wenn immer der Morgen mich einholt? Was der Abfall in den Schlummer, wenn die Erinnerung geschärfter zurückkehrt?

Da sind wir wieder, Licht und ich, Objekte und Gesicht, Konturen und Gefühl, die Welt und das Gewissen. Da halten wir und sehn uns an wie gestern und wie alle Tage. Ich möchte an den Dingen verstummen, und die Dinge möchten an mir laut werden, mein Atem will in ihnen schlagen, und das Geheimnis ihrer Stummheit wünscht

sich meinem Geiste zu erschließen, aber nichts von dem geschieht, was, unerfüllbar, doch bereit ist, den Gesetzen der Schöpfung zuwiderzuhandeln, ich bleibe, wie ich bin, und sie, die von den Blicken umfaßt und von der Sehnsucht gehoben werden, sind nur neue Lasten über meinen alten Sorgen.

Oder gibt es ein Erbarmen, das uns voneinander trennen würde, wenn die Umwelt allzuschwer auf die Empfindung drückte? Weshalb lösten sich denn sonst die Schleier von der Erde, wehten aus und stiegen aufwärts, schwöllen an und hüllten das Verruhende ein, um es meiner eigenen Ruhelosigkeit zu entziehen?

Ach, es schließt das Sichtbare auch nur ab, um mich in einer Einsamkeit zu fangen, aus der kein Weg in die Glorie einer Freude zu führen scheint.

Ich bin allein und spüre, wie die Kühle der Zeit als Hauch der Menschheitsnot um meine Glieder rinnt. Was ich als Bewegung und Lebendigkeit im Wuchs des jungen Lichtes begrüßt hatte, wird zur grauen Bedrängnis, die sich immer höher, immer härter um meine Angst schiebt, und mit einem Mal, imitten der geisternden Wallung der Stunde, schreit mein tiefster Hunger nach der Wärme eines Mitmenschen, eines nahen, eines geliebten und ans Herz gedrückten Wesens einen Namen....

Und die Zustände wandeln sich in einem trägen, erst unheimlichen, dann heimlichen und anheimelnden Wunder:

In einer grauen Schwelung ruht
Der Erde Atem wie mein Blut
Und ahnt noch Glanz im Traum der Dinge.
Die Dinge haben Wehmut an,
Und herbstlicher begeht mein Wahn
Den Dämmer, dem ich Trauer bringe.
Die Trauer weht in Schauern fort
Und will des Heimwehs tiefsten Port
In Not und Nächtigkeit erschließen.
Dann wundert sich die Stille ein,
Und aller Wolken Überschein
Beginnt, als Leuchtung auszufließen.

Die Nebel fallen unterm Licht,
Und leichter als die Strahlung bricht
Aus Baum und Bann der Hauch der Erde.
Mein Blut hat deines Blutes Schlag,
Und golden blüht mir bald der Tag
In deiner lächelnden Gebärde.

Eine kleine Weile hat es den Anschein, als wolle die erste Gräue zurückkehren und ihr einengendes Morgenspiel wiederholen, einen Augenblick lang steht die eigenartige Beklemmung wieder in mir auf, doch dann setzt sich der große Wandel fort und es vollendet sich, in der plötzlichen Berührung mit der Sonne, auch meine innerste Wandlung:

Sieh, dein Atem, liebe kleine Frau,
Silbert nun gelassen in die Stille,
Und ein Morgen wächst aus diesem Grau,
Und die Nebel steigen, Hauch und Tau,
Um dein Auge, um die Glanzpupille
Eines Tages, der in Leid ertrinkt.
Aber meine Hand an deinen Händen
Spürt die Lust, die in dir weiterklingt,
Fühlt die Last, die näßlich niedersinkt, —
Und ein Strahl durchströmt uns allerenden.

III.

Nun müssen wir langsamer gehen, um die rasche Wandlung der Umwelt zu begreifen. Denn immer sind wir, rastlos hastende Stürmer der Zeit, den stilleren Vorgängen der Natur um hundert wortlose Wünsche, ach, um die Unendlichkeit einer einzigen Sehnsucht voraus. Der Wind, der nun stärker durch die Stunden weht, ist nur der letzte Sog weit hinter unserer Eile, und die Macht, die das Verwurzelte beugt, die es schaukelt in Rausch und Rauschen, erst die Nachwucht unserer Flucht vor den heimlichen Offenbarungen unseres täglichen Lebens. An seinen tausend Wundern jagen wir unberührt vorbei, dem einen

Wunder der Beseligung entgegen, das, an jeder Wendung lockend, an keiner sich erfüllt. Denn das Erhabene fordert, bevor es sich zu erkennen gibt, die Ausgeruhtheit unseres Geistes, und die Schönheit gibt sich hin, wenn unsere Seele in der Stille sich geklärt hat. Dann sind wir im besinnlichen Schritt der lebendigen Dinge und spüren den geheimen Rhythmus alles Wachsenden noch im eigenen Schlag des Blutes, tief in uns macht sich jeder Wechsel der Natur als Wandlung unserer Stimmung fühlbar, und im Angewehtsein der Blätter ahnen wir plötzlich das heimlich kommende, unheimlich zögernde Ausgewehtwerden des Lichtes, als das wir brennen in der Nacht der Zeit.

Vieles müssen wir abstreifen und verlieren, ja, uns selber verlieren aus dem Lärm der Epoche in die Stille der entzeitlichten Gegenwart, die verweilt, weil unsere innerste Lust sie hält, aus der Verlorenheit der Gemeinschaft in die Erhebung der Einsamkeit, irgendwo am Rande der Stadt, an der Peripherie des Ich, wo im Schweigen des Ego schon der Atem der Ewigkeit hörbar wird. Vielleicht genügt ein kleiner Stundengang hinab ins Petrußtal, hinunter nach der Alzetteschleuse an der Bisserbrücke, wo verdoppelt, im Blau des Himmels und im Hell des Wassers, sich die geheimnisvolle Sprache der Bäume erklärt, die blätterleicht ihre schwebenden, gelösten und niederschaukelnden Worte dem tieferen Grund, dem Blicke des Verständnisses, dem feineren Hauche des Erregten schenkt.

Das Erregte bin ich, bist du. Es ist die fließende Fläche des Wassers und die wallende Weite unserer Seele. Und mehr wird berührt von der Leichtheit und Leisheit der wiederholten, lautlosen Aussagen als das Faßbare im Fluß und das Annehmbare im Gefühl, denn über dem Mysterium des Vorganges entzündet sich unmerklich das Antlitz des Tages. Sein Lächeln wird lauter, da es noch die Wehmut durchdringt und sich widerspiegelt in unserm Gesicht, das schon die Trauer der Zukunft durchschaut und ferne, wie ferne, besiegt sieht.

Tiefer in uns fängt dann auch der Geist zu leuchten an und weiß mit einem Male, daß die Gedämpftheit der Dinge in uns und um uns nur die glückliche Wirkung einer unsagbaren Geborgenheit ist, in die wir immer sicherer hinabschreiten, je mehr sich die Kälte der Daseinsnot in ihren Entsetzlichkeiten nähert. Wird das Allen begreiflich, wenn ich in diesen Worten es zu deuten unternehme?

Kraftlos sinkt im Stieg der Morgenhelle,
Herbst, dein Lächeln über mein Gesicht.
Deines Atems letzte Wärmewelle
Träumt gen Mittag und verschäumt im Licht.
Schleier flocken auf dem Haar der Stunde,
Und verbräutlicht sinnt sie in mich ein.
All mein Glück trinkt sich von ihrem Munde,
Denn ihr Schweigen strömt als Rausch im Sein.
Fühlst du nicht mein Herz an dir erbeben,
Spüre meine Seele, wie sie reift!
Du bist Wandlung, — und im andern Leben
Gott aus deinem Abend mich ergreift.
Nächtig kommt Er. Und wir stehn in Wehmut,
Wenn sein Wehen nun die Blatter löst.
Ach, wir taumeln schon im Raum der Demut
Einsam, haltlos und der Lust entblößt.
Sieh mich ruhn in Trauer, bis Sein Wille
Überm Leide mir Sein Licht entfacht.
Und der Geist wird sichtig, und die stille
Klarheit steigt im Fall der Mitternacht.

IV.

Ja, von allen Zeiten des Jahres liebe ich diese am meisten, die am Übergang aus der Schwüle und Schwere in die Kühle und Strenge eine Weile den leichteren Atem verhält. Ihr Ruhm ist Gelöstheit, ihr Sein Gelassenheit. Da stehe auch ich und halte den Fuß, — da lächelt die Welt.

Wo hat diese stille und gebändigte Heiterkeit, die von Tönen getragen und von Farben gedämpft wird, ihre Quelle? Ich lausche in die Weite und höre nichts anderes als den ruhigen Gang meines Herzens, ich schaue der

Ferne ins verblauende, ergrauende Auge und sehe nur den heimischen Glanz des Friedens über der Offenheit meiner eigenen Seele. Seltsam ist es, wie die Ursachen meiner Stimmung und Empfindung sich plötzlich in sanfte Auswirkungen meines Geistes wandeln, der am Gefühl in mir das Bild der Natur mit einem Male als kosmische Spiegelung einer frohen Schöpferlaune entlarvt. Er möchte fortwirken in die Stille und Schlichtheit, so löscht er das Weh und tötet die Sehnsucht, indem er tausend tiefe glut- und regungslose Versprechen als letzte Ausstrahlung der Dinge enthüllt. Und seine Profusion vollendet er am Abend, wenn er das Lauschen dem Gefühl vermählt und die Vielfalt der Klänge wie die Unzählbarkeit der Düfte einem einzigen Sinne, der ein neuer ist über der Ahnung, wahrnehmbar macht und als Beglückung ausgenießen läßt.

Dann aber schließt er die Tiefen in Raum und Denken und schließt sie zugleich mit kaumverhüllendem, traumenthüllendem Dunkel, das jeden Überlaut und noch den Willen zum Schrei in jeder Kreatur erstickt. Das Unbestimmbare in uns wird bestimmt, wenn außer uns das Feste verfließt. Das Verströmende in mir wird Sammlung. Es steht und versteht:

Nun hat die Erde das Gute getan und der Mensch das Schlechte, und diesem wird jenes doch zum Lohne. Sie entsagt der Enttäuschung in einer lautlosen Lust des Sichverschenkens und kleidet im selben Zug sein enttrauertes Schweigen in die Herrlichkeit aller erhebenden Farben. Sie sehen und genießen, ist leicht und erleichtert mein Herz, sie durchschauen und begreifen aber als Lockung des höchsten Sinnes, unsagbar schwer, untragbar stark für mein erneuertes Daseinsglück.

An dieser äußersten Erkenntnis stockt auch mein innerstes Gehen: über dem Vergehen, über dem dauernden Untergange schwebe ich, ruhe ich jäh und eines Atemzuges Länge nur, so wie dort der Herbstvogel mit gebannten Flügeln plötzlich über den Abgründen der Welt, bevor

der Sturm, der hinter der Stille lauert, urgewaltig ausbricht und uns beide dahinreißt.

Wohin?

Das ist kaum zu erfragen beim Gefühl. Aber die Ahnung, nur sie allein, die in der Klarheit des Herbstes alle Sprachen der Überzeugung und in ihnen alle Worte der einfachen Größe wie der entwunderten Offenbarung spricht, hat mir, als die Sonne wie ein Gottestraum verfloß und der Abendwind wie Gottes Atem durch die Welt, durch mich, durch alle Furcht und Ehrfurcht rann, diese Antwort gegeben:

Nun herbstet sich das Lärmen leise ein.
Die Zeit wird Duft. Gesang, du lockst vergebens!
Hier, wo ich träumen will, bin ich allein
Und Insel Ahnung in der Flut des Lebens.
Wie leuchtet ihr im Glanz des späten Lichts,
Ihr hohen Worte, die kein Weh geboren!
Die Schönheit spricht euch göttlichen Gesichts,
Und meiner Sprache seid ihr stets verloren.
Nur diese Stunde, die nach Glorie rief,
Kann sich des Wunders letzten Grund ertrinken.
Ich sehe, was sie sah. O, es ist tief
Umblaut von Ewigkeit! So muß ich sinken
Hinab, hinunter, wo das Laute schweigt
Und alles Denken an der Lust verbrandet,
Zu stehn, zu sehn und zu vergehn. Wie steigt
Das Sterben leicht empor! Und rot umrandet
Sich dort die Nacht, die einmal löschen will
Mich, Flamme, wie die Farbe und ihr Beben
Am Baum der Zeit. Die Blätter warten. Still!
Schon bin ich lichter Fall in ihrem Schweben.

V.

Alles fließt nun, und die Harke
Fällt mir lautlos aus der Hand.
Eh ich frischer Fron erstarke,
Packt mich das bewegte Land.
Oben flimmern weich die Hänge,
Unten brennt im Fluß der Tag,

Und im jähen Lautgedränge
Schweigt des Lebens tiefrer Schlag.
Wellen gleiten durch mein Lauschen,
Und mein Herz ist jeder Mund.
Leis beginnt das Sein zu rauschen:
Wind und Strom und Koppenrund,
Blut und Seele, Stock und Reben.
Mensch und Traube werden eins,
Da sie beide tief erbeben
Unterm Flutklang neuen Weins.
Alles fließt besonnt zur Fülle,
Heimlich — wie die Angst ins Glück!
Klang, du, unter klarer Hülle,
Wellst du mir im Wein zurück?

VI.

Fängt dein heller Schleier schon, o schlanke Zeit,
zu beben und zu schweben an?
Denn sanft und duftsam gehn die Säume
auf und nieder
und in einem feierlich dahingezogenen Schaukelhauche,
den der Himmel niedersendet,
hebt und senkt das leichte Velum sich
und mich
im Blicke, der erschrickt vor Staunen,
da du jäh die Hülle des Mysteriums
den Fernen hinwirfst,
die in Einzelsilberfäden ihn
dem milden Lichte,
das den angeblauten Raum durchwundert,
mitten durch die frische Glänzung schwenken.
Näher aber, o errötend nahe
zeigst du dem beglückten Tage,
der ich bin,
die heimlich ausgereifte Schönheit
deines Angesichts,
in dem die abgestillte Wärme
eines Lächelns,
ach, in einem gleich
Verheißung und Geschenk,
Gebet und Gnade,

Ruf und Lockung,
Antwort und Erfüllung,
Quell und Mündung einer Lust ist,
die der aufgewachten Welt
verlustig gehen möchte.
Alles in mir,
alles um mich steht und schaut
in meinem Schauen und Erschauern
halb beseligt in der plötzlichen Beseelung
meines Blickes mit,
wie deiner langverborgenen Klarheit
langsam Farben der Verklärung
über tausend Freudenflächen blühen.
Selbst der Wind im Walde mäßigt
seine Melodie
der brausenden Entsommerung
und läßt sie
hinter Hang und Bangigkeit verrauschen
ohne Weh,
indes die Vögel
in die Stille schweigen,
bis sie überfließt
und wie ein See der Sehnsucht
meine Horcherinsel einsam werden läßt.
Doch lauscht das Leben
über meinem Lauschen in die Stunde,
wo dein Lächeln plötzlich
Klang und Glorie wird,
bevor die Offenwerdung aller Dinge
sich vollendet.

Sieh und fühle, wie ich leichter werde
an den unbekannten Elementen,
die durchschaubar deinen Körper,
aber rätselhafter deine Seele machen,
und umfange, herrlich Hergekommene,
die leere Ahnungslosigkeit des Langenden,
der in sein Herz das Unvergängliche,
in seine Hand den höchsten Lohn der Liebe
und das Glück des Nächstenglücks
in seine ausgebrannten Augen frachten möchte!

Bin ich schon der Tag
der Anfangsstille
hinter jedem Unsinnsschrei der Nacht
und vor der äußersten Entlärmung,

die dein Glanz der Freudgeschwellten
mir allein durchtönen und verjubeln wird?
Ja, die Sonne deines Angesichtes
schäumt und schimmert auf
und hält sich mir als Spiegel
ohne Falsch und Furchtsamkeit
entgegen,
und ich schaue mich verjüngt
im Leuchten deiner geberischen Freiheit funkeln
und empfinde irgendwo
das leichte Streicheln deiner Mächte
der Verwandlung, die mich bald
in deine unbeschwerte Seligkeit
hinauf erlösen werden.
Zeit, o Zeit der Fülle, ach,
als dein geliebter Tag
umarme ich das angehellte Haupt dir
und ich küsse, was mich sehend hält:
die Augen eines stoffgewordenen Engels,
der das alte Tor zum Paradiese
eine kleine Weile wieder öffnet.

VII.

Wäre es nicht leichter, das weitere sonderbare Sein des Herbstes in neuen Liedern einzufangen?

Vielleicht wäre es besser, alle Dinge in dem Lichte aufstrahlen zu lassen, das schon die Wirklichkeit mit einem Hauch der Poesie durchzieht. In den Alleen zögert etwas, das sich nur dem Dichter zu erkennen gibt, über den Gräsern formt sich eine Feuchtigkeit, die Tau und Traum und Trauer zugleich beschwört, die Luft schwingt sanft und sanfter aus, als wolle sie den eigenen Atem vor einem andern mildern, der unhörbar bleibt, und der Wind geht durch die Weiten wie ein Bote der Stille, die jeden Winkel mit ihrer Verhaltenheit aufzufüllen vermag.

Wer aber, ich frage euch, löst uns die Blätter von den Zweigen, wenn alles Stürmische weich und alles Jagende zaudernd geworden ist? Vielleicht, vielleicht die lichte

Milde selber dieser Sonne, die in Rührung das Berührte wandelt, durch die Fülle ihrer Farbe alles Leichte und Erleichterte beschwert, das Falbe fallend und das Verwehende wehlos macht! Wer weiß es?

Und weshalb soll ich nun an Niedergang und Sterben denken, wenn ich doch das Schönste behalten habe: die eingetrunkene Glorie des Sommers, die immer die Wände der Erinnerung durchstrahlt und nur vom Herzen her die überblaute Seele durchfreut? Wohl, ich spüre, gleich dem allerletzten Empfindsamen, daß die Zeit nun überreif geworden ist, in der wir vom Herzen zehren müßten, um den inneren Hunger zu stillen, aber heute fühle ich noch, daß ich steigen kann und lachen darf, weil ich leben will, heute nähre ich den Glauben an den Sieg der Güte und die Hoffnung auf den Triumph der Liebe. Auch der Herbst hat seine goldene Heiterkeit. In mir ist sie, in dir und allen, doch am herrlichsten offenbart sie sich als Lächeln auf dem Antlitz der Natur. Sieh hin und wisse, was da leuchtet! Es ist Allmutterglanz und also Blick der Wissenheit in Demut vor der Wehmut des Erlöschens, Ausdruck des Auges, das die Freude sah, und Überfluß der Zuneigung, die alles gab und noch dem Danke durch einen Kuß zuvorkam!

Und auch der Herbst hat seine heimliche Musik. Nicht im Braus und nicht im Rauschen, sondern in der Einsamkeit des Tages, die alle Laute in sich nimmt und innig macht. Hörbar ist sie nur dem Willen, welcher sie als Echo des Geistes spürt, und keines meiner Worte ist fähig, sie erklärlich ins Ohr der Welt zu singen. Ihr dolce klingt im Schweigen der roten Wälder fort und wiederholt sich in der Tonlosigkeit des Himmels, über den Nebeln, die silbergrau dahinscheppern. Was ihr bleich und stumm nennt, ist nicht tot, denn alles, alles schwingt doch nach in sommerlicher Überlust. Horcht euch ein in die gedämpfte Melodie, und ihr werdet, offen wie ich, der Sehnsucht ganz verfallen.

Denn auch der Herbst hat seine Sehnsucht. Laßt die Sonne sinken und den Tag verdämmern! Fühlt im Hauch des Abends langsam den Sinn des Lebens wechseln! Merkt, wie plötzlich alle Bilder in euch umso schärfer werden, je mehr die äußeren verblassen! Mit einem Male seid ihr aller Dinge mächtig, aller Stimmungen trächtig und hineingehoben und hinabgeschoben in den Zug der Wünsche. Da flutet euch die schlummerlose Nacht der Schwermut entgegen, und sie ist ein Strom, der lockt und einlädt, auf ihm hinabzusegeln in die wesenlose Zeit, wo keiner Schönheit Traum zuende geht und alles Lodernde nur die Seele ist, die sich zu lösen wünscht, um hinaufzuwehen in die Seligkeit des Unendlichen.

Denn sein Glück hat auch der Herbst. Das ist leise wie sein Licht und still wie seine reinste Mitternacht. In manchen Augen schimmert es auf wie ein Gebet, und in allen Herzen rühmt es den Segen, der Millionen traf. Doch viele sind es nicht, die sich erbeben fühlen unter der Last der Gnade und noch nach der Kelterung durch die Zeit vor Lust und Liebe zu gären und zu schäumen wagen, bis das Auge ihnen schwimmt und sich darin das Lächeln der Vollendung spiegelt. Doch ihrer einer bin ich jetzt für lange Zeit.

Ich weiß, ich weiß: durch den Sommer bin ich geschlagen worden, um im Herbste zu tragen. Nun bin ich leicht und leer und morgen, hinter dieser Herbstesnacht, werde ich ruhen dürfen, um neue Lieder für das neue Jahr zu ersinnen.

Nennt es Schauerstille, nennt es Trauerschweigen, ach, es ist nur ein Atemholen jener Schöpferlust, die im März und die im Mai wieder lachen, jubeln und jauchzen wird wie zuvor!

Nein lauter noch und lauterer als je zuvor, da die milden Feuer des Herbstes mir alle Kräfte umleuchten und mich durchwirken mit einer Wärme, die vor jeder Kälte des Daseins zu bestehen weiß.

VIII.

Wagen wir deshalb die stillste Moselfahrt?

Da steht ein besserer Deutscher auf und meint, das könne nur eine «Moselfahrt aus Liebeskummer» sein.

So sind die Deutschen: selbst am Eingang des sanften Herbstes müssen sie, unhaltbarer noch als in der Maienzeit des Jahres, dem romantischen Druck ihres Geistes in einem melancholischen Zug ihres Herzens Ausdruck geben und die gemischte Stimmung der Natur als eine Sichtbarwerdung ihres innersten Zustandes derart anpreisen, daß eine Verschmähung ihrer Zuneigung wie ein unendlicher Substanzverlust des Daseins im Wort, im Vers, im Leid erscheint. Am Kummer ihrer Seele stirbt das Grün der Welt. Und alle Ströme stellen sich als Sammlung ihrer ungeweinten Tränen vor. Eine Fahrt in die Weite wird zur Flucht vor ihrem Leid und ein einsamer Gang zwischen Fluß und Rebenhang zur Suche nach ihrem verlorenen Glück.

Was will man nur? Die Existenz ist seit je ein deutscher Fluch, der sich nicht mehr vergessen läßt, und das Leben eine Folge von schweren, dunklen, drückenden und kantischen Rätseln, die mit den Nebeln der Natur um unsere Sinne und vor unsere Einsicht wachsen. Den treffendsten Ausdruck für die Unlösbarkeit dieser deutschen Menschheitsfrage bietet jener lange, lauter oder leiser wiederholte Seufzer, der wie ein Windeswehn in den falbenden Bäumen erstickt.

Doch wir sind anders geformt und fahren die Mosel entlang, mit fröhlichem Sinn und heiterem Gemüt, um die Schönheit der Jahreszeit in jenem Winkel zu finden, der alle Fülle an Farben und Düften tagelang in sich vereinigt und zugleich die heimlichste Kraft der Sonne, süß und milde, in der winzigen Welt einer Traubenbeere konzentriert.

Ach, wer weiß das Wunder zu erfassen, das plötzlich den Atem der Erde mit dem Glanz des Himmels und

der in der Hoffnung stehenden Liebe des Menschen in eines schlägt und tausendfach, millionenfach dieselbe Tat sich wiederholen läßt unterm offenen Auge des Ungläubigen, der in der Größe und Gewalt des Werdens sein Staunen verloren und seinen Dank beiseitegestellt hat?

Ja, auch wir gehören dazu und fahren lächelnd, doch nicht aufgerüttelt, singend, doch nicht der ganzen Glorie des Geheimnisses erschlossen, trunken schon, wenn auch noch außerhalb der begeisternden Wirkung jener Kraft, die flüssig wird, sobald der Herbst um die letzten Reben, drüben auf den weißen Koppen von morgen, verschwunden ist.

Schon harren die Traubenfässer, neubereift und frischgedaubt, der Füllung und Erfüllung. An allen Winzerhäusern lehnen die Hotten, warten die Eimer, auf den Simsen blinken die Schneidmesser, und über die Dächer wogt der feine Ruch der Erwartung. Und was in den Herzen der Traubenleser sinnt und was die Seelen der Winzerinnen bewegt, ist nicht zu sagen. Du weißt es vielleicht, du spürst es schon an der Reife der Zeit, aber du sprichst es nicht im Worte aus, was sich der Last des Wortes immer wieder entziehen muß, weil es zu zart in seiner Mächtigkeit und zu geheimnisvoll in seiner Natürlichkeit sich darbietet. Ihm beugt sich nur der frohe Klang in einer beseligten Stimmung. Den zu formen, ist nicht Jedem gegeben, ihn zu hören, nicht Allen geschenkt. Doch manches Lied, das sie drunten geboren haben und immer wieder gebären, wenn der Herbst den leichten Atem der Beglückung durch sie zieht, läßt ihn als Echo verwellen hinter dem Jubel eines Sängers oder einer Sängerin, die sich in der Berührung mit der Rebe und der Traube berührt fühlen von der unsagbaren Gewalt der Dinge in der Regung und Erregung der Erde.

Das ist tiefer als eine tägliche Lust inmitten aller Schönheit der Welt. Denn es faßt, über das Sinnliche hinaus, nach einer Deutung im Raume des Undeutbaren. Ich möchte weder mich noch Irgendeinen da hineinverlieren,

sondern in den Breiten der Mosel, etwa in den Schengener Hängen, das Antlitz der Erde als eine warm durchpulste, heitere, überlächelte, durchfreute Fläche betrachten, die den gedämpften Ausstrahl ihres Gesichtes in meinem eigenen wiederfinden will.

Es ist zu spät. Schon bin ich hinüber, wo das Gesehene bedacht wird und einen höheren Sinn erspürt, schon spreche ich in mich selber ein:

Nun haben wir den letzten Hang gewonnen
Und fluten lautlos mit dem Licht zutal.
Der Harm ist hin. Die Stunde steht versonnen
Und hebt mich, höchster Lüste Goldpokal,
Dem süßern Trank des Werdenden entgegen.
In allen Sternen läutert sich die Nacht
Der Schönheit, die verging. Urheimlich regen
Die Wellen Seines Lächelns sich, und auferwacht
Im Kosmos Traube allen Geistes Blut.
Die Kelter Leid steht drunten schon bereit,
Ihr Werk zu tun. Verhaltne Qual gibt Glut.
Bald fließt in mich der schwere Wein der Zeit,
Und du mußt trinken, was für dich geweiht!

IX.

Mosel! Herbst! Und reife Trauben an den Rebenhängen!

Duft der Segnung! Hauch der Erfüllung!

Spüret euch hinein und atmet mit: die Luft ist voller Süße, die auf den heimlichen Wellen einer Herbheit schwimmt, und das Licht durchweht eine Lust, vor der sich keiner retten mag.

Tränen der Freude taut der Morgen aus, ein Lächeln der Beseligung entglänzt dem Mittag, doch der Tag der Lese ist zu laut und grell. Es muß Abend werden, ehe sich die Dinge wandeln nach den Wünschen des Herzens. Dann wird alles Fluß und Strom und eint sich und entdeckt sich in derselben Fortbewegung: das Land, die Scele und die Traube!

Über den Hügeln gleiten die Wolken, hinter ihnen sinkt die Sonne, und plötzlich segelt ein Dunkel mitten in die Helle, steilt sich hoch und möchte alles Strahlende in einer mächtigen Woge auslöschen. Aber glühendweiß und feuerrot flutet es darüberhin, ein großer Zauberkreis aus Licht und Schatten krönt im Westen das Kupfergrün der Weinberge, eine geheimnisvolle Bannung wirkt von den höchsten Winkeln herab, das Schweigen will uns packen und der Ahnsamkeit erschließen, da fangen im verdämmernden Tal die Glocken zu läuten an.

Seid still und lauscht! Und merkt, wie nachher alle Dinge andere Stimmen haben: die Wagen, die da ferneab verrollen, das Lachen, das im Gassenknie verstirbt, die Lieder, die piano, pianissimo verwehen, die Worte, die an irgendeinem Hindernis verstummen, das Dunkel, das gemach aus allen Wolkenquellen rauscht!

Die schwarze Flut ist stärker als die helle, die durch die Wiesen zieht, sie schwillt und drängt sich allen Gegenständen auf, sie reißt das Stehende und Dingliche an sich heran und in sich ein, eine Weile ist es, eine kleine Weile nur, als lebten die Reben wie wirre und verwunschene Gestalten, als winkten sie und drohten doch, als schwankten sie und tanzten dann wie seltsame Gespenster, als wogten sie unheimlich träg den Hang herab, dem Dorfe und dem Strome zu, dann sind sie eingehoben in die Finsternis und Nichts von ihrem Nichts in der Verlorenheit der Zeit.

Ihr aber seid nicht auflösbar in diesem schwarzen Strome, ihr durchschreitet ihn gefahrlos, denn ihr habt ein Ziel und eine Richtung. In der Gesichtlosigkeit dieser Stunde glüht euch ja das nahe Auge eines Lichtes. Das geht ihr an, um der nächtigen Einsamkeit zu entgehen. Dort ist nicht mehr die Kühle Seele der Stille, sondern die süße Lauheit Atem des gewandelten Lebens.

Dumpf pocht es dann und wann an Büttenwände an, es schaufelt irgendwo, das mahlt und mahlt und findet keinen Widerstand, das geht und dreht sich, greift und quetscht, das windet sich und packt, das ruht nicht mehr

und kreist und findet keinen andern Ton, der seinem eigenen, ach, seinem einzigen ein Echo gäbe. Aber Vieles stirbt in diesem Tone und vergibt sich als Duft der Umwelt und der ganzen Welt. Das fließt und kann nicht verfließen, das steigt und vermag nicht mehr die Decke zu durchstoßen, die als dunkle Herbheit zwischen den Häusern und über den Dächern steht.

Ihr seid mittendrin, mit halbgeschlossenen Augen, und laßt die Sinne trinken, was sie trinken wollen. Welch ein Vorrausch im gedämpften Rauschen, in den abgeschwächten Geräuschen irgendwo in Hinterhaus und Scheune! Wie schlagen eure Herzen, wie zählen sie ihren Rhythmus! Einmal laut und bebend, einmal dumpf und langgezogen, immer wieder, auf und ab, das engt euch ein und faßt euch noch in der Enge, das greift euch wieder und preßt euch fester, das läßt euch nicht und versucht noch hinter einem letzten Druck den allerletzten! Was drückt es an Bedrückung ein? Eine Qual? Oder eine getäuschte Hoffnung? Ein Leid? Oder eine Not?

Vielleicht eine Qual, auf daß aus ihr die Hoffnung erlöst werde! Vielleicht ein Leid, damit es sich als Lied bekenne! Vielleicht die Not, die eine Werdelust verdeckt!

Etwas Großes und Erhabenes auf jeden Fall! Ihr könnt es freilich nicht mehr als Wunder empfinden, weil ihr seit langem schon das Verwundern in der höheren Potenz verloren habt, aber ihr spürt dennoch die Tiefe des Geheimnisses:

Etwas fließt und flutet in der Nacht, da liegt die Traube Heiterkeit unter der Kelter unseres Willens, das quillt und rieselt, rinnt und fällt, klingt auf und schweigt und wird, o bald, nach dieser Läuterung durch die Hefe der Geduld, als goldene Freude in den Pokalen unserer Sehnsucht funkeln!

Ist es nicht seltsam und erstaunlich, daß ihr den kommenden und werdenden Frohsinn schon quellen, ricseln, rinnen und fallen hört im Liquidum der Zuversicht, die

ihr nächtlich staut, als herrlichste Ernte euers Herbstes, in den bergenden, doch verborgenen Fässern euerer Wünsche?

Haltet und hütet sie gut, denn noch ist die Wandlung nicht zuende! Wer weiß, an welcher Tageswende, aus welcher segnenden Hand ihr jeden Trank genießen werdet als das Blut der Ewigkeit?

X.

Nun wird es Zeit, den stillern Dingen einzugehen
Und meine Not zu sichten als ein Blatt am Baum
Des Lebens, das im angeleisten Atemwehen
Des Herbstes ohne Härte sich zum milden Traum

Der Sehnsucht wandelt. Alles Sanfte will sich heben,
Wenn jetzt der Wind vor jeder Seele tönt: «Sei mein
Im kleinen Wellengang des Glücks und rein im Schweben
Der letzten Lust! Bald wirst du eingewoben sein

In kaum berührten Wesens lächelndes Verwerden
Und heimlich blühn und tiefer glühn, eh sich der Tag
Gen Abend wendet, um mit sanften Glanzgebärden
Sein Wunder der Verfrohung zu vollenden. Frag

Dein Herz nicht, ob es mag, wenn meine wärmsten Mächte
Schon deine Seele leichter schaukeln! Klarer fällt,
Was ich umspüle, was ich, über kühle Nächte,
Noch lichtsam führe, in die Glorie der Welt

Und steigt von dort, auf einer stummen Loderflamme,
Dem andern Sein, vor dem ich schweigen muß, zugrund!»
Er streicht verloren vom Geäst, das rauscht, zum Stamme,
Der meine Schwermut stützt, und weht, verweilend, rund

Um jene Not, die hoch im Wipfel meines Geistes
Sich bebend selber schreckt, weil schwer im fernen Hang
Ein alter Nebel wallt. Das Grauen steht... Dann reißt es
Vorm Blick der Sonne, die mein Auge feuchtet ... Lang,

O länger als der Tau am Lid des Gnadenreichen
Glänzt jung an mir, was funkelnd von den Dingen tränt
Und mit dem Seher das Geschaute leicht im weichen
Verschauern des Durchbangten eint. Das Leid vermählt

Am Haupte einer Furcht, die fällt, und heimlich hebt sich
Von tausend Herden e i n e s Danks verhaltner Brand
Aus mir zu Dir, aus uns zum Höchsten und belebt mich
Im Sterblichsten mit aller Winde Wunsch: Das Band

Des Leuchtenden zu lösen und die stärksten Röten
Hinabzutreiben, lautlos, leidlos, Dir zum Spiel
Und mir zur Lust, und von den braunen Wipfelnöten
Die lauterste zu pflücken, so: sie war, sie fiel

Und fällt unsagbar, pendelnd ohne Weh, in Schlünde,
Die undurchwehbar sind! Und sieh: gleich fängt der Wind
Das reifste Blatt vom Baum und läßt, daß ich es künde,
An mir vorbei das Lächeln sinken. Plötzlich sind

Die Dinge wissend, und die Seele, ruhvoll wieder,
Hat dort im Fall das Schwanken ihrer Not erkannt
Und sich entblößt gesehn vor Dem, Der hält, was nieder
In seine Tiefe weht ... Schon blüht's auf Seiner Hand...

XI.

Es gibt ein Gefühl, das jeden Menschen einmal anfallen wird: wenn er, in der Stimmung eines Charles Cros, seiner Einsamkeit den sicheren Ausdruck sucht und nichts Zutreffenderes finden kann als des genannten Dichters ganzergebene Verse:

Les âmes dont j'aurai besoin
Et les étoiles sont trop loin.

Man ist allein und spürt die Welt zu rasch dahingehn. Aber langsam zu leben, ist die tiefere Sehnsucht des Herzens. Stiller zu werden, um die Untertöne der bewegten Dinge zu erlauschen! Heimlicher zu atmen, damit sich

das Geheimnis der Unruhe um und außer uns als Wirkung einer Willensregung offenbare, auf die wir selber keinen Einfluß haben! Du bist Objekt und also leichtes Treibgut auf dem Strom der Zeit. Ich bin wie du: der größere Kosmos, wenn ich meinen Sinnen bis zum allerletzten Endchen Stolz und Selbstbewußtsein glaube, und schon, sobald sich die Historiker meinem Sonderwesen zuneigen, um es in der vernichtenden Sprache aller Faktensammler auf das «rechte Maß zurückzuführen», ein Tröpflein Eingetrunkensein in der Geschichte.

Dieses aber zählt nicht. Alles Ein- und Ausgezeichnete fängt für Forscher erst beim Flusse an. Ich fließe nicht. Ich möchte stehn, vom Flutenden ein wenig auffangen und in mich eingießen, um etwas von der seltsamen Strömung des Seienden innerlich zu empfinden. Denn:

Klein ist der Becher, mit dem ich beharrlich schöpfe,
Aber umgoldet der Rand, den meine Lippen begehn.
Aus den weiten Läufen des Lebens hab ich den Trank schon,
An den Fontänen der Erde meine geheimste Labung,
Über den Quellen des Seins die lindernde Kühle,
Von den Strömen der Zeit die schwankende Hoffnung
Ach, als Falerner durchsonnten All-Über-Alls getrunken
Und noch immer bin ich im Tieferen nicht gestillt.
Herb ist alles gewesen, Welle und Atem und Wunsch,
Klar wohl der Trunk, doch trüb seine seelische Wirkung.
Und die Gier überm Herzen und die Brände im Geiste
Sind doch Glut und Gefahr wie ewig zuvor geblieben.
Weiß ich denn nun, was diese Sehnsucht verlangt?
Will sie vielleicht, daß ich auf einmal und immer
Dann den Becher, den kleinen, dreimal am Tage
Schwinge und fülle, halte und hebe aus der Bitterkeit
Eines entewigten Meeres, heißen Zugs ihn zu leeren,
Wenn die Trauer mir reifer um den Mund erblüht?
Langsam fällt meine Hand, und langsamer
Steigt das Verlangen empor, in ruhloser Schöpfung,
Leidend und löschend, der Qual des Unerfüllten
Schon die Lust des Gestilltseins am heiligen Borne
Aufbrechender, segnend durchbluteter Ewigkeiten
Als verwandelten Wein zu entpressen....
Klein ist der Becher und unfaßbar die Erwartung.

Noch unfaßbarer freilich ist das Gedächtnis, das in der währenden Besinnung auf die wunderbare Inzision des Unendlichen in die Geschichte plötzlich in mir ungeahnte Tiefen offenbart. Die Erinnerung an die Inkarnation enthüllt das profundere Menschsein.

Ich bin, wenn ich den wuchtigen Zug der Ewigkeit über die fließenden Flächen der Zeit dahinstreichen fühle, nicht mehr ein Dinglein, das wie ein Sandkorn in den Raum hineingeweht worden ist, um eines Tages wie ein Staubwölkchen, namenlos, sinnlos und wirkungslos, zu verschwinden. Ich bin zum mindesten von obenher gesehen und betrachtet worden. Ich bin ein Teil im großen Geheimnis Gottes, welches die Materialisten Vergangenheit und Zukunft nennen. Ich bin, unter Milliarden andern, eine Frage, die ihre Antwort finden wird.

Und aller Durst, den ich verspüre, ist, ich weiß es nun, nichts anderes als das brennende Verlangen, diese Antwort, die in saecula saeculorum über mich entscheiden wird, im voraus zu erkennen.

Aber klein, zu klein ist der Becher meines Wissens.

XII.

Einsamkeit! Das ist die tiefe, lange Spanne Zeit, in der du, wo immer du dich im Denken wie im Fühlen berühren magst, nur Wunde spürst vom Stachel Ich. Es ist die große Weise, in der du die gewaltige Weite deiner selbst zu ahnen beginnst und gleich erschrickst vor der Leere, die dich anklagt, dein Sein nicht gefüllt und also dein Leben nicht erfüllt zu haben.

Mir ist sie wie ein Horchen auf die innere Stimme. Wenn die spricht, bin ich beglückt. Wenn sie schweigt, bin ich leer. Und dann kommt das Fieber über mich, diese Leere auszumerzen, vor allen Dingen des Seins, vor allen Wahrheiten des Lebens, vor allen Nöten der Welt, vor allen Freunden der Menschheit Erkennender zu werden.

Und das heißt: ich komme in die tiefere Einsamkeit hinein, wo ich mit mir selber allein bin und also meinem schärfsten und unerbittlichsten Ankläger gegenüberstehe, dem ich Rechenschaft schulde....

Einsamkeit, milde
Botin des Todes, du, mitten im Leben.
Wo ist die Schreckung deines Nahens geblieben?
Sieh mich ruhn am Rande der Not
und dir entgegensterben, da ich warte!
Den Lebenden bin ich schon ein Stücklein Nichts
am Saum des Untergangs,
die erste Leere unter ihrem Zugriff
und die graue Stille hinterm Lachen,
das meine Tat verhöhnt,
weil sie die laute Leugnung ihrer Größe
in ihrer Einbildung ist.

— — — — —

Der Tag will gehn, der Abend noch nicht kommen.
Nun bin ich zwischen beiden das Tor
der Furcht und der Verlassenheit.
Der Himmel meines Herzens dunkelt schon,
doch über mir, nach andern Gesetzen,
blaut die Stunde.
Die Bäume meiner Seele schweigen,
denn der Wind des Willens hat sie heimlich ausgeweht.
Still geht der Hauch der Zeit
um mich,
an meinem Wunsch vorbei
und läßt die andern, die schwereren Wipfel außer mir rauschen.
Auf allen Gründen meines Geistes steigt
der Tau der Trauer über die Gedanken
und unter meinen Füßen bricht der Halm,
den keine Träne feuchtet.
Die Natur der Welt ist meiner feind,
und meiner Liebe antwortet nur der Dinge Haß.

— — — — —

Auch der Mensch steht nicht zu mir,
denn sieh, der Mensch, der offene Atem Gottes,
ist, wie damals Lot, zum starren Ding geworden.
Alles Heimliche, was Herz hat, stört ihn,
was die Seele bejaht, ist ihm zuviel,
Lust seine höchste Gabe der Verneinung,

Freude nur Rausch im Sturme der Vernichtung
und Seligkeit sein tosender Triumph
am andern Ufer des Leids.
Nur wir beide stehen hüben,
nennen Vater den Geist
und Mutter die Stille
und fühlen an unserm gleichen Herzen
Schauer und Schauder ihrer verröchelnden Seelen.
Und die Liebe? fragst du.
Ach, ich habe einst, als die Tage in Duft
und die Nächte in Blüten standen,
an alle Märchen der Schönheit geglaubt.
Und dann, als die Tage Ton
und die Nächte Klang wurden,
habe ich die Liebe in meinem Glauben gekrönt.
Doch heute im Herbst, wo die Tage schweigen
und die Nächte kahl stehn,
erkenne ich, daß mein Glaube nur
das allerletzte Märchen war.

— — — — —

Wen der Tod liebt, den setzt er
unter deine Hand, du milde Einsamkeit.
An seiner Liebe spüre, wie sehr ich gestorben bin
hinunter in die Verachtung, hinab in den Haß
und den Spott der Verachteten,
die immer ferner stehn und schon so außer mir sind,
daß sie nicht mehr
in meinen klingenden Worten,
in der Verhaltenheit meines offenbarenden Sanges
den heißen Atem meiner Rächerliebe spüren!
Einsamkeit, milde
Botin des Sinnes, du, Mitte der Ahnung,
sieh, mein süßer Schreck ist schon
Geschenk einer göttlichen Nähe!

XIII.

«Nous ne cessons d'être harcelé par les mots: ils nous dévorent. Nous ne disposons plus du moindre instant de silence pour regarder en nous-mêmes, pour nous entretenir secrètement avec ce Dieu caché qui doit vivre en tout chrétien....» *Marcel Moré*

Alles redet. Alles ruft und alles tobt. Jeder will sich Jedem verständlich machen, aber der Angeschrieene ist lauter als der Anschreier. Räder kreischen, und die Steine knirschen. Die Dinge sind mitteilsam geworden, doch die Menschen horchen wie sie gehorchen, also nicht mehr. Die Objekte möchten sich vernehmlich machen, allein die Geschöpfe versuchen, bei entleerten Geistern, sich die überfüllten Ohren mit Klangessenz zu stopfen. Wir zwingen papierne Sinnschiffe gegen die Sturzfluten einer herandonnernden Kakophonie vor. Ach, ich bin des Treibens müde.

Schweigen, o Geliebte meines Schreies,
Der im Mittagslicht der Unrast gellt,
Nimm mein Wort dahin und benedei es
Hinterm letzten Atemschlag der Welt!
Doppelt ist der Lärm aus mir verloren,
Wenn dein Mund an meinem Munde ruht.
In den Lauten wird das Leid geboren,
Aber in der Stille spürt sich gut,
Was am Tage, den die Heuler schufen,
Immer wieder seine Flucher fand.
Komm, Ersehntes, über stumme Stufen
Wandeln wir ineins. Und Gott erstand.

Ja, und dann ist plötzlich Alles anders. Wenn ich die Stimme hereinhole und in der andern Richtung so verstummen lasse, daß kein Wort, kein Ton, kein Klang und keine Wucht die Gewalt ihrer Einsagung übertreffen kann, darf mein Aus-mir-hören wohl Erhörung finden. In welcher Weise? Wird ein Einstoß in die Hinterräume der Verdecktheit und der Verschwiegenheit erfolgen?

Vereister Born des Heiles, sieh
Mein Herz als nackten Mund der Leeren
Im Auge mir erstehn, das nie
Entsetzt war! Sieh, die Schrecken kehren,
Verfröstend meine Not, nun scheu
Und schneidend aus dem Haus des Lebens
In mich zurück! Die Qual ist treu,
Weil kalt das Haus. Du, Lust des Gebens,

Die Sonnenglanz in Händen hält,
O Mutter aller Innenwärmen,
Maria, Füllerin der Welt,
Entdecke Dich im Lenzeslärmen
Und söhne mich dem Vater an!
Dann wird im Sohn die Gnade fließen
Und ab in meine Schöpferbahn
Sich bald der Heilige Geist ergießen.

Hier aber? Ist Alles zuende? Oder setzt das Neuere ein? Ich horche auch diese Horchung an und nehme, bis ich mich vernehme:

Vielleicht wird morgen schon
Der Tag sein, der mich sagen läßt:
«O Herr, der Sphärenton
Klingt ab, das tolle Erdenfest
Geht aus, und überall
Sind Deine Atemstöße laut
Vor Liebe, die im Fall
Der Weltenkinder stöhnt. Es blaut
Die Stunde hin in Nichts,
Und abendlich erschlafft die Zeit.
Verewigten Gewichts
Hängt irgendwo die Nacht bereit,
Uns einzuwiegen, wenn
Es Dir gefällt. Verhalte noch
Den Schlag und bleibe, denn
Die Angst hat uns zu stark im Joch!»
Vielleicht wird morgen schon
Das Leben abgeflossen sein
Und laut Dein Tubaton
Den Abel wecken und den Kain.
Vielleicht ist alles Traum,
Da Du vor mir nicht Wunder tust.
Wie aber darf mein Saum
Der Ahnung beben, wenn Du ruhst?

Vorbei? Ich weiß es nicht. Allein ich bitte um die Stille, die es mir gestatte, hinabzusteigen auf den Untergrund des Schweigens....

XIV.

Es ist nur eine Geige, die da klingt, eine alte leichte Violine, deren Klänge irgendwoher, durch ein verschlossenes Dachfenster oder durch eine halbgeöffnete Tür, ins Freie fallen und durch das stille Dunkel dieser Herbstesnacht genau so seltsam wie durch meine Seele gehn.

Es ist ein schlichtes Lied, das sie in Tönen ausgießt in den Raum, und es ist eine kunstlose Melodie, die ruhig einfach und von keinem Außenlaut bedrängt die Friedlosigkeit meines Herzens überfällt.

Es ist so wenig, was da unverhofft mit mir hinausschreiten möchte in die Weite der Finsternis, die nur nach obenhin sich öffnet, um in einer millionenfältigen Erschlossenheit all meinen Wünschen Ziel zu werden.

Nein, es ist nicht viel und dennoch fähig, plötzlich meine Stimmung umzustellen und meinen Gedanken eine andere Richtung zu weisen. Keine andere Macht als die des Sangs vermag solche Taten. Ein Ton erhebt, ein Klang verwandelt. Höhen, die vergessen worden waren, leuchten in der Helle eines Juchzers auf, und Lichter, die wir längst erloschen wähnten, können neu erblühen in der Harmonie eines musikalischen Satzes.

Ging ich vor etlichen Augenblicken noch als Leidbeladener meinen Weg der Hoffnungslosigkeit, so höre ich nun, in der simplen Eindringlichkeit einer Arie, die Zuversicht aus allen Himmelsrichtungen locken. Ich vernehme Laute, die mich streicheln, fühle mich erleichtert und erkenne, daß es doch Klarheiten gibt, wo ich nur Nacht und Mitternacht geglaubt hatte.

Ich wandere nun mit erhobenen Blicken weiter, lausche dem Gesang, der sich in meinem Wandel mitverwandelt, werde auf- und werde hingerissen, entdecke Dinge, die mir fremd gewesen waren, höre eine Sprache, der ich Herz und Sinn verschlossen hatte, schaue an, was mir entgegenglänzt, erkenne, wo ich klein, und weiß, weshalb

ich arm gewesen bin, erbebe jäh im Innersten, als sei ich selber Saite eines Instrumentes, das ein Meister spiele, und singe schließlich aus, was mich durchtönt:

Heimliche Geige in heimelnder Nacht,
Spiel du und töne mich ein!
Schreckloser Sang, den kein Lauscher erdacht,
Und die Gestirne sind mein.
Licht über Lichtern erblüht schon dein Strich,
Leicht unterm Herzen mein Leid.
Traf es dein Bogen? Verzaubert er dich?
Ach, und wir zittern zu zweit.
Alles wird Klang des Verlorenen sein,
Wo wir die Dinge bewehn.
Aber ein Dunkel ergießt sich darein,
Und das Verträumte will gehn.
Halte den Ton und verhalte den Klang,
Den meine Seele beschwor!
Einsames flutet die Saiten entlang,
Wenn sich das Lärmen verlor.
Einsamer fallen die Falten zum Lied,
Aber die Stille wird frei.
Leiser als Pan, der vor Mitternacht schied,
Spielst du vergessen für drei.
Hebe mein Beben melodisch wie deins
Über die Not, die verging!
Weine, verweine die Härte des Seins,
Die mich im Abend umfing!
Rühre den Atem und rühre das Ohr
Dessen, der mit uns verleist!
Weihe den Raum zum geheiligten Chor,
Bete und horche! Der Geist!
Schweige dann, Geige, und neige wie ich
Trauer und Wehmut in Moll!
Über uns gleitet ein silberner Strich
Siebenmal ewigkeitsvoll.
Miß nicht, wie rasch sich die Kühle verliert,
Wenn das Unendliche tönt!
Wundersam schwingen wir jählings zu viert
Unter der Hand, die versöhnt.
Vater, Dein Bogen ersingt mir den Drang,
Endlos ins Lichte zu wehn.
Spiel meine Nöte symphonisch zum Zwang,
Jubelnder Dich zu begehn!

Immer sind Sterne Dir leuchtend gesetzt,
Noten der Tröstung zu sein.
Heimliche Geige, verstummen wir jetzt, —
Alles Verklärte ist Sein!

XV.

Einmal müssen wir uns entgehen und also auch von den geliebten Dingen loskommen, die uns immer in den Fesseln der Gewöhnung halten. Das Beharren im Bekannten macht uns stumpf und verschlossen. Die ewige Gleichheit der Umwelt im dauernden Gleichklang der Stunden schläfert jene Sinne ein, die noch die Schönheit des Ungewöhnlichen in der kleineren Welt der Häuslichkeit erkennen dürften. Wenn der Tag uns eingewurzelt hat in Lärm und Hast, soll der Abend uns den Gründen der Nötigung entreißen, in denen unsere Not beginnt und unser Leid kein Ende nimmt. Die Freude vergeht, wenn der Wechsel aufhört, denn sie ist die Folge eines inneren Gewoges, das die Liebe zu den Menschen wie zu den Dingen als die endlos erneuerte Lust des Wiedersehns nach einer kurzen Zeit der Trennung gedeihen läßt. Das Heim gewinnt an Reizen, wenn wir alle, nach der schlichtesten Abwesenheit, in sein Reich zurückkehren mit den Heimlichkeiten der Ferne. Auch die immertätige Nähe muß Erinnerung werden können, ehe sie in unserm Geiste neue Empfindungen wecken kann.

Spielen wir Vergessen selbst mit dem, was sich als harte Gegenwart in uns einbohren möchte! Flüchten wir, für eine Weile, aus dem Raume dessen, was sich unsere Haltung erzwingt, weil es seiner Bestimmung entsprechend Gehaltenheit zu sein hat! Brechen wir aus der Geschlossenheit des Hauses aus, um uns dem Höheren und Ferneren zu erschließen und daran, wer weiß, zu größeren Entschlossenen zu werden! Komm, laß uns durch die Friedlichkeit des Abends wandern!

Spürst du, wieviel Gewalt dieser Zeit zueigen ist? Sie hebt, du siehst nicht wann und weißt nicht wie, die strengen Linien auf und löscht, in einem langen Zug, die Dinge hinter uns aus. Nein, nicht nur die Dinge, denn sie wächst mit der gleichen Stärke in dich, in mich hinein und verwischt die Spuren des überstandenen Tages. Sie erstickt, was brausen möchte, und verdeckt, was fortzulichtern wünscht. Ihr Gesicht ist Geheimnis, ihr Auge Verwunderung. Und ihr Mund? Die weiche Stummheit der Schöpfung, die stets aus halben Stimmungen und nie aus voller Stimme spricht! Ihre Macht reicht weiter noch, bis an die Grenzen des Unheimlichen hinan. Sie wirkt sich nämlich, in unendlicher Leisheit, tyrannisch aus, weil sie keinen Willen außer ihrem eigenen duldet. So hebt sie alles in diesen ein und macht das Fremde Fleisch von ihrem Fleisch, Blut in ihrem Blute, Atem, Wehn und Rauschen in ihrem währenden Schwellen.

Schon sind wir in sie eingesunken und zauberhaft in ihrer Mitte daheim. Kannst du den Wandel erklären, der uns zu Wesen macht, die sich zum ersten Mal zu ahnen scheinen? Nein, auch ich vermag es nicht, denn alle Elemente der Klärung sind nun abgewellt, wir werden, in der Entdeutlichung der Formen, unausdeutbarer als zuvor, und unsere Seelen gleichen sich, wie unsere Herzen und wie unsere Geister, so, daß sie sich leicht als eine und dieselbe eingebettete Fläche fühlen. Ja, wir sind uns derart ähnlich geworden, daß Ich und Du sich vertauschen dürfen und daß von allen tausend Wünschen des Tages nur der eine uns geblieben ist: eines Sinns und einer Seligkeit zu harren auf die Ankunft des höheren Friedens!

Auch die Dinge möchten endlich ruhn
Und erschauernd in den Abend lauschen.
Alles Schreiende wird leiser nun,
Meine Seele will wie deine tun, —
Komm und laß ihr Leid an dir verrauschen!
Deine Haare künden schon die Nacht,
Doch der Dämmer blüht aus deinen Blicken.

Nicht im Lichte warst du ausgedacht,
Nur im Abend, wenn dein Traum erwacht,
Kann mein Gang in deine Ganzheit glücken.
Einsam sind wir aus der Zeit gestellt,
Eines schon im Herzklang und im Schreiten.
Deine Innenheit, lustaufgehellt,
Wölbt sich über meine Not, die fällt.
Und die ersten Wolkenlichter gleiten,
Ewiger Gedanken Widerspiel,
Über mein wie über dein Verschweigen.
Was nun leuchtend in der Ferne fiel,
Sucht aus mir in dir sein letztes Ziel, —
Und das Glück vertönt in allen Zweigen.
Schimmernd schaut die Zeit durch jedes Ding,
Denn der Abend macht die Wesen klarer.
Wenn dein Hauch um meine Hände ging,
Und mein Atem sich in dir verfing,
Wird das Leben wahr und wunderbarer.
Alle Rätsel sind uns bald enthüllt.
Gehn wir oder stehn wir? Ach, wir schweben
Immer duzu, immer ausgestillt,
Und die Wünsche sind mit Glanz gefüllt,
Denn du lächelst, wenn die Räume beben.
Atme! Lächle! Und vergiß das Leid,
Das im toten Tag dein Herz beschwerte!
Zweier Seelen gleiche Heiterkeit
Macht mich doppelt jener Tat bereit,
Die aus dir das Strahlende vermehrte.
Wenn die Nacht aus deinen Haaren fällt,
Wehn wir hin als Boten der Bewährung.
Heimlich lächelt außer dir die Welt,
Alle Schönheit ist in uns bestellt,
Und den Tag begehn wir in Verklärung.

XVI.

Große Dichtung, Herbstfrucht der Seele, ist trauerdurchtränkt. Der hohe Geist der Lyrik gibt sich als ein Geist der Schmerzen zu erkennen.

Vater Kummer, Mutter Leidenschaft und Tochter Phantasie! Was uns durchklingt, wird von ihnen gerührt,

was in uns singt, von ihnen bewegt. Immer schwingt ein Leid im Liede mit.

Wo kommt es her und welchen Grundes Feuchtigkeit hat es eingesogen, daß es plötzlich irgendwo in einem fremden Menschenauge aufzuquellen vermag oder, wundersamer noch, als verträntes Lächeln die Welt eines Antlitzes überhellen darf?

Unendliche Fülle dieses wahren Humors, Gewässer der Not, vom Duft der Freude überweht, fließende Spiegelfläche der überhimmelten Heiterkeit, leiseste Strömung, die den Glanz des Glückes trägt! Tau der Lust auf den Blüten der Qual! Verlassenheit, die alles Weh erduldet, nährt die Schönheit. Jede Schönheit ist Verklärung einer Trübnis. Ach, wer kann die Dinge deuten, die geschehen mußten, eh ein Druck des Herzens seinen Ausdruck, seinen Abdruck im gepriesenen Buche fand? Welch ein Wandel vom verweinten bis zum verdichteten Augenblick!

Alle Sphären zwischen der Finsternis im Abgrund der Zeiten und dem Aufleuchten im Vaterblick der Ewigkeit sind verbunden im Worte des Sehers, der in Liebe seine eigene Innenwelt zum magnum gaudium aller Außenstehenden erschuf.

Im Anfang war die Trostlosigkeit, die aus Schwäche, Kleinheit, Unvollkommenheit und Zweifel stieg, und am Ende steht die bleibende Tröstung des Gelingens.

Und Tausende hören das Wort, vernehmen den Klang und lauschen der Musik einer Sprache, die sie zu verstehen glauben. Alles, was der Dichter ausgibt, empfangen sie und fangen sie ein. Sie halten hundert Herrlichkeiten in ihren Händen und sagen nur: «Das ist nun mein! Immer wird es mich erfreuen müssen. Denn es ist schön!»

Was ist schön? Hier denken sie nicht weiter, und auch ihr Gefühl ist viel zu stumpf für die Spürertat, die im Hauche eines Wortes den primären Seufzer des Sängers, im Unterton eines Verses den Nachhall eines fernen Schreis entdeckte. Wer von uns ist denn schon mit dem unendlich

feinen Geruchssinn der Seele begabt, der die weiteste Atmosphäre eines von der Gnade angewehten Sanges in allen Stadien der Daseinsfurcht und der Urverlassenheit, der Menschenferne und der Himmelsabkehr erahnte? Wer schaut, wenn er den Glanz im Auge eines Jubelnden sieht, zugleich die innere Blutung des durchsungenen Herzens, das vom Zeitlichen lädiert und vom Ewigen angerissen oder aufgerissen ist?

Einer nur: der Leidende und Mitleidende! Denn er allein, noch vom Frohsinn eines gesegneten Wortes durchwärmt und glückdurchströmt beim Aufblitz eines Satzes, weiß, daß soviel Lust und soviel Friedlichkeit nur treiben kann auf der strömenden Unterfläche des durchlittenen und besiegten Leides.

Wahre Dichtung ruht in Trauer. Schönheit ist der Glanz des Geistes, der die Not bestrahlt und plötzlich, berückt, entzückt in der Betrachtung seiner eigenen Lichtreflexe, das beschienene und spiegelnde Element vergessen hat.

Seien wir in ihm, mit ihm vergessen! Lächeln wir zum lichten Vorgang! Doch kehren wir, nachher, für eine Weile, jene des Begreifens, zu den Ursachen alles Leuchtenden zurück!

Töne, Trauer, durch die Traumbezirke!
Einsam beb ich, gleich der Heidebirke,
Kaum durchweht.
Abendschwermut blüht der Stille ein,
Nur im Schweigen darf ich Sprache sein
Und Gebet.
Dunkeln Sinn erahn ich, wo ich schreite.
Zwischen uns klingt mehr als Nacht und Weite.
Wehmut spricht:
Zwischen dir und mir verrauscht ein Meer.
Sehnsucht, überduldet, strömt mir schwer
Ins Gesicht.
Leuchte, Klang! Die Seele steht in Flammen.
Brennend fielen Geist und Wort zusammen
Und in Blust.

Keiner fängt mein erstes Weinen ein,
Heilung wird mein Harm dem Kühlsten sein.
Hört die Lust!
Leiser! Auch die Lust ist qualgeboren.
Hinter Lächeln ging viel Weh verloren.
Lächelt mit!
Jeder Wohllaut klingt in Qualen an.
Glänzt ein Auge? Das hast du getan,
Leid, mein Lied!

XVII.

Ich habe gestern ein erschütterndes Buch gelesen. Eine simple Liebesgeschichte, die den Gang eines Jungmannes und eines Mädchens in die Reinheit und in die Größe des Ineinanderlebens erzählte.

Nun wird es noch stiller in mir, da ich tiefer und bewußter hineinlebe in mich selbst. Es regnet draußen. Und wenn ich von meinem Zimmer aus hinüberblicke auf den Kahlenberg, an dessen Seitenhang ein einsames Tannenwäldchen klebt und höher, noch einsamer, eine Fichte hilflos und ewig die lassen Arme gen Himmel hebt, während weiter nach Westen hin, mitten in einem grünkahlen Park, eine Eiche verloren und verlassen von der Zugehörigkeit zur Brudermasse Wald steht, so regnet es außer mir, über mir und in mir. Es regnet: Gefühle und Gedanken, leis und schwer. Ich werde stiller, weil ich schwerer werde und doch leicht sein möchte. Leicht wie eine Seele. Eine große Seele sei leicht und voller Reinheit. Denn die Reinheit hebt und strebt zum Leichten.

Aber ich werde schwerer, denn es regnet. Und die Mißstimmung der Welt oder das Traurigsein der Natur fällt in mich ein, durch die Augen in die Seele. Es dürfte kein Fenster da sein und es müßte dennoch helle sein, helle, aber ohne das Rauschen des Regens über Dächer und Fliesen, damit ich lesen könnte, wie ich es möchte. Jene großen und tiefen Bücher von der Liebe, deren Worte

und Geschehen ich, im Innern tief gezwungen, in mein Leben deuten muß. Es ist eine Entdeckungsfahrt von Episode zu Episode mit allen heimlichen und unbekannten Wundern. Und ich stehe erschüttert, wenn ich sehe, daß alles schon in meinem und in deinem Leben war, daß ich es da nicht sah und auch nicht so sah. Es ist ein endlos stiller Jubel: von Fremden in Fremdem dargestellt zu werden und sich im Spiegel der Worte und der Taten wiederzuerkennen. Liebste, dieses Buch wollte ich schreiben. Nun hat es ein Anderer geschrieben. Dir sei es gewidmet.

*

Ich glaube nun, es war nur ein Traum der Nacht. Aber so seelenwirklich und so stark war er, daß er noch jetzt in mir nachklingt.

Du nahmst meine Hände und fragtest leise: In welcher Stunde liebst du am meisten? Wann bist du am glücklichsten? Und ohne Staunen, ohne Besinnen kam meine Antwort:

Eine tiefe, stille Sommernacht. Auf freiem Felde und im Rücken einen rauschenden Wald. Du an meiner Seite, den Kopf an meine Schulter angelehnt. Das ist mein heimlichstes Glück. Das ist mein tiefstes Glück.

Du sahst mich an und sagtest: Also in der Nacht liebst du mich am meisten?

Und ich: Du irrst. Am meisten lieb ich dich am Tage, wenn ich deine Helle sehe. Dann lösest du in mir das tiefere Fühlen aus. Denn die Natur ist dann zu fern. Du bist die stärkere Kraft, stärker als die Natur. Aber in der Nacht verschwinden wir. Natur wächst über uns in ihrer Kraft. Sie löst die stärkeren Gefühle aus, Gefühle des Friedens und Gefühle des Dankes.

*

Gibt es etwas Unlogischeres als das Leben, das lächelnd die logischen Weisheiten des größten Denkers heute und morgen wieder über den Haufen wirft?

*

Das Leben ein Wettkampf? Es wäre die größte Ungerechtigkeit, wenn es so wäre. Ein Wettkampf gibt den gleichen Start, die gleiche Bahn und das gleiche Ziel. Einzig zählt die innere Kraft des Einzelnen. Ist das Leben so? Ein Kampf schon, aber nicht ein Ringen um die Wette, sondern um das Höhere: um die Seele. Und das ist ein Kampf zwischen Blut und Geist, zwischen Leib und Seele. Das Drama des Individuums, mit den Inzidenten des andern Lebens als retardierenden Momenten.

*

Er: Wie eigenartig ist doch das, was wir unser Leben nennen! Manchmal meine ich: das alles ist nur ein schöner Traum. Und ich fürchte das Erwachen. Dann wieder lebe ich mein Leben wirklich und fühle eine tiefe Tiefe in mir. Und alles Geschehen fließt hinein wie Wasser ins Meer. Ich fühle keine Schwere und kein Steigen der Flut. Nun aber kam die große Liebe. Ich fühle jeden leisen Tropfen, der in die Leere meines Herzens fällt. Fülle strebt dem Rande zu. Die Tiefe hast du ausgefüllt, Liebste. Nun trinke mich aus.

Sie: Ich bin wie eine fremde Blume mitten in den weiten Wassern. Viele Menschen gehen am Ufer vorbei und werfen ihre laute Bewunderung und ihre heimliche Sehnsucht in die Flut. Aber weit ab vom Ufer wiege ich mein Haupt in der singenden Flut. Du kamst und strecktest, verlangend wie ein Kind, deine Hand aus. Ich tanzte zu fern auf den wandernden Wassern. Da warfest du dich ins Strömen und kamst zu mir. Nun bist du da. Deine Hand ist warm, dein Mund ist heiß und dein Auge tief. Liebster, nun pflücke mich.

*

Man muß auch das Wehe hinnehmen, wie man alles hinnimmt. Der Skeptiker wird ruhig seinen Gleichschritt halten und lächeln. Der Leidenschaftliche wird leidenschaftlich dagegen sein. Und der Sinner langsam an manchen Satz den Finger legen und sagen: Es stimmt! Ich selber halte mir ein Winkelchen im Herzen bereit,

um den großen stummen Wunsch lächelnd hineinzusetzen und zu sagen: Es bessert sich. Denn so nur erträgt man das Sein in allen Widersprüchen zwischen Wirklichkeit und Traum: über das Reale gießt man mit geschlossenen Augen den Schein des Ideellen und freut sich, wenn durch die gesenkten Lider das imaginäre Leuchten kommt, wechselnd im Farbenrausch der zitternden Pupille. In das Weh des Offenen trägt man so die stille Lust des Geschlossenen und flüchtet wieder zurück, wenn das Wehsein stärker wird. Wir leiden zu sehr an der Konstante. Nur der Wechsel trägt und erhält. Der Wechsel hebt. Im Wechsel lebe ich intensiver.

*

Nun haben sie vor drei Wochen auch meinen lieben alten Lehrer begraben. Wie merkwürdig das klingt! Sie haben ein Stück meiner Jugend und einen Teil meiner selbst begraben, und ich habe es nicht gefühlt. Ob das wohl an der Entfernung liegen mag? Aber nein, auch jetzt ist die Entfernung noch die gleiche, und doch fühle ich, wie mit dem Wissen um den Tod, um seinen Tod, etwas in mir kälter wird und schwerer. Es reift in meinem Innern und wird bald abfallen, wie eine reife Frucht. Vielleicht wird's eine Träne sein, vielleicht ein stummer Fluch. Ein winziges Geschehen entfremdet den Menschen sich selber. Und wenn du an einem warmen Herbstnachmittage im Schatten irgendeines Baumes ruhst, und rings ist es still und in der Seele ist es still, und es fällt plötzlich eine reife Frucht mit mattem Schlag zu Boden, dann kommt dich ein jähes Erschrecken an. Und es war doch nur eine fremde Frucht, die außerhalb dir daniederfiel. Ich glaube doch, wir sind mit allem verbunden, mit Tier und Frucht und Stein, weil ein langes Beisammensein und Ineinanderleben uns zusammenknüpft. Daher das leise Weh, das in uns steht, wenn etwas im Blickpunkte unseres Auges und unserer Seele zerfällt.

*

Meine Trauerseele weint nun
alles Leid in deine Hände.
Sehnend will sie über Wände,
tausend Wände stehen zwischen dir und ihr.
Meine Seele tanzt nun zwischen Tag und Nacht.
Tausend Reigen liegen zwischen Leid und Glück.
Rauschend stürzt aus den zerquälten Geigen
in das Taumeln, Fallen, Stehn und Neigen
all der tausend Tänze zwischen Glück und Weh
und Tag und Nacht
hier mein Leid und dort mein Lied,
das mir der Tag
und das mir auch das Leid gebracht.

*

So! Nun ist es dunkel genug. Auch das leise Blätterrauschen wird gleich vergehen. Ganz stille muß es sein. Und wenn es dann ruhig in dir ist, dann halte dein Ohr an meine Brust und lausche! Hörst du nicht deinen Namen klingen, den meine Seele heimlich singt?

*

Und manchmal trägst du in den Augen einen Schimmer, der ist nicht von dieser Welt.

Kein Gefühl erschrickt die Tage.
Eines nur bewegt den Raum:
Sinnt die Liebe dunkle Sage,
Blüht die Stunde wie ein Baum.

Im beschwingten Gang der Zeiten,
Muß ich manchmal lächelnd stehn:
Auf der Hand bewegter Weiten
Ist dein Bild im Licht zu sehn.

Und es reißt mich tief ins Leben,
Drang und Sang ziehn fernenwärts.
Und die Kräfte, die mich heben,
Strömen leicht mich dir ins Herz.

*

Wie einen Zauberflor will ich meine Liebe um dich breiten. Die Welt sieht uns nicht, wir sehen sie. Keine Kälte dringt zu uns, aber Wärme fließt nach außen.

Und manchmal horcht einer auf, wenn heimlich dein Lachen geht, und sagt. «Da klingt irgendwo eine stille Freude.» So höre ich in meinen schönsten Träumen das Glück lachen auf einer fernen, fernen Insel.

*

Zum Leben kann man drei Perspektiven haben: eine egozentrische: Jedes äußere Geschehen deute ich in mich hinein. Eine kosmozentrische: Ich projiziere das innere Erleben ins Universum oder ins engere Milieu. Eine theozentrische: Das innere und das äußere Geschehen spiegeln sich in Gott. Die reinste kann nur die letzte sein, weil sie die beiden andern zusammenfaßt und ihnen den höheren Sinn gibt.

*

Leben wir für die Welt? Leben wir in der Welt? Nein, wir erleben die Welt in uns. Und das zu begreifen, ist der Sinn meines Seins und Dichtens.

*

Und dieser Abend war so wundersam. Wir schritten langsam durch das Dunkel der Gassen. Und wenn ein kühler Hauch aus Westen kam, rann ein Beben durch deinen Körper. Die Wärme deiner Hand aber floß in jähen Wellen über meinen Arm. Und ich wurde so voll der Wärme und des Glückes, daß ich etwas ganz Dummes sagte: Ist dir kalt? Und ich wußte wohl, daß die junge Heimlichkeit dich durchbebte. Du flehtest leis: ich sollte gehen. Aber jedes Wort, das du sagtest, fülltest du mit dem Klang deines Herzens, das leiser sang das Lied vom Bleiben. Ich ging, weil ich dich liebte, und trug den Druck deiner Hand wie ein offenes Geständnis durch die Nacht.

*

Das Schweigen ist, viel öfter, als man denkt, die Sprache des Stärkeren, der überlegt und überlegen bleibt.

XVIII.

— denn nichts ist tot, was einmal in uns gewesen ist als Leid oder Lust, als Lärm oder Stille. Es hat sich nur abgekehrt von der Sicht unserer Empfindung und wartet die Stunde ab, in der es, gerufen von einem Ruch oder einem Hauche, von einem Klang oder einer Melodie, als Atem und als Seele der Erinnerung die Betonung seiner Unvergänglichkeit wiederholen kann. Seine Heimat ist die Tiefe, und Tiefe ist das Merkmal seiner zeitweiligen Gegenwärtigkeit. Ich muß, als Ganzes, hineinsinken in die profunde Fülle seiner Wirklichkeit, die doch nur ein ungreifbarer Teil der Realität meines Menschseins ist. Ich darf, wenn mich das Weh umfließt, in seiner heimlichen Ruhe glücklich werden und muß doch auch manchmal, in der Unbewegtheit einer gnadenhaften Heiterkeit, aus seinem umflorten Blick mir das stillste Leid ersehen. Dem Spiel meines Willens ist es niemals untertan, aber es spielt mit mir, wie es will. Die Schwäche seiner Abhängigkeit von der Labilität meines Gedächtnisses ist die Stärke seiner gesetzlosen und geheimnisvollen Herrschaft. Ich kann es rufen mit Liebe, so antwortet es nicht, und mag es aufjagen mit Schrei, so ist es weder im Lärm des Wortes noch im Echo der nachschwingenden Stille zugegen. Aber ein einfacher, schlichter, trüber Regentropfenschlag findet Widerruf und treibt es als Herrin in eine Stunde, die sich jäh, unter seinem Befehl, nach innen wendet.

Der Regen rinnt, und das Wunder ist geschehen. Sogar die Zeit ist dieser Königin Erinnerung untertan und schreitet rückwärts, wie Ihre Majestät es will. Ihr Schritt hat die Weite etlicher Lustren. Nun muß alles stehn, und das Heim der Welt ist ein Gefängnis geworden. Und der Mensch am Kerkerfenster hat mein Gesicht, und mein Ohr vernimmt das Regenrauschen, dieses ewige monotone Tröpfeln an die Fensterscheiben und den matten Nachhall der Tropfen in der fernen Tiefe des Geistes. Denn alles,

was da fällt, hat seinen Auffangboden nicht in der entzweiten Welt, sondern irgendwo auf den Gründen einer aufgewühlten Seele. Was da rieselt, ist der Ausguß einer Erbitterung und das Weinen eines Sturmes, der wohl außen um die Dächer jault, aber seine wildeste Macht in einem friedlosen Herzen entfaltet, das sich in seiner Enge auflehnt gegen das All und seine Gehaltenheit in einer winzigen Zelle des Daseins ausweitet zur empörerischen Ungehaltenheit, die alle Gebote sprengen und die letzte, die allerletzte Wohnstätte der Freiheit sich in der Grenzenlosigkeit des Trotzes bereiten möchte.

Aber der Regen fällt in stummer, unerbittlicher Ruhe, im entnervenden Rhythmus des Gefühllosen, er fällt, und alles Menschliche muß sich ihm ergeben, er fällt, und der Mensch fällt endlich mit, nieder ins Knie, hinab in die Bescheidung und dann empor in die Erkenntnis. Er ist überwunden!

Und heute, in dieser Stunde, fällt er wie damals, aber sein Klang ohne Stufung ist jetzt Gesang geworden. Alles Vergangene, Qual oder Lust oder Sturm oder Stille, wird gebändigte Melodie. Die Not wird warm und hat ein Herz. Und dieses Herz, dieses einzige Herz, dessen Schläge die Substanz des wahren Lebens in alle Tiefen treiben, singt sich aus:

Regenkronen, wie rauscht ihr das Leid
Über die schwingenden Dächer!
Tropfen, klopfende Hämmer der Zeit,
Schlagt nur! Ich bin euch lange bereit,
Ruhlose Träumezerbrecher!
Alles Sehnen ist Sang im Orkan,
Freisein die Freiheit der Toren!
Schlagt nur! Schönheit ist göttlicher Wahn!
Fallend ziehn wir die nämliche Bahn.
War ich? So bin ich verloren.
Rausche, Regen! Die Menschheit will Not!
Hüpft nur, ihr ewigen Hämmer!
Unter Wirbeln begeht uns der Tod.
Kommt, wir brechen das restliche Brot
Dunkler im wachsenden Dämmer!

Ewig klagloser Tröpfelgesang
Will wohl das Leid mir bezwingen!
Alles Strebende kreist seinen Gang!
Fall ich, zünde ich fallend den Drang,
Höher ins Licht mich zu schwingen.

XIX.

Mehr als die Last von zehn vollendeten Taten ermüdet das Werk, das nicht gelang.

Tiefer als die Schärfe der gesprochenen Sätze verwundet das Wort, das ungesagt blieb.

Wider jede körperliche Stärke siegt die Schwäche mancher Seele, — ach, wie leicht erliegen wir der Stimmung eines Herzens, das seine Hoffnung getäuscht und seine Zuneigung verworfen weiß!

Das Leid, das einkehrt in den Geist, legt alle Liebe lahm und greift, je rascher es dem Willen zusetzt, nicht weniger die äußeren als die inneren Kräfte an.

Wenn der Frohsinn seine Lichter ausschaltet und die Nacht der Wehmut alle Sinne umspült, wird das Leben bald das Stadium der Wunschlosigkeit, nach der Flucht in die Einsamkeit, erreicht haben.

Bitter steigt die Mitternacht der Not nach oben, und auf allen Stockwerken der menschlichen Existenz herrscht die Stille der Angst, die vor dem Untergang zurückschrecken, aber vor dem Dasein nicht sich regen möchte.

Es denkt nicht mehr und träumt nicht mehr im Menschen, die Sprache selber des Unsichtbaren verstummt, und alles Hörende und Sehende, alles Lauschende und Schauende im Betrübten verschließt sich gleich dem Schwung der Stummheit, die mit einem Male aus den Dingen wirkt.

Das Ich verliert sich aus der Gemeinschaft, sein Bewußtsein dunkelt, und die Denkorgane werden eng und ohnmächtig. Eine Weile noch beben die Empfindungsfibern, dann stehen auch sie: ein Lebender ist abgestor-

ben, wenn auch der Pulsschlag geht wie immer und die Herzenstakte fallen wie zuvor. Da verfällt etwas, das halber Wille und, schon halber Überwille, Forderung einer nahen Gnade gewesen ist. Und dann geht noch mehr zugrunde, da auch die physischen Mutschweller pausen und das Schöpferische auf allen Ebenen außer Dienst gelangt.

Unterm Druck der Enttäuschung versiegt das wirkende Element, das Herz wird stiller und die Seele matt, ja, es erschlafft, was unser Leben spannt und spannend macht. Durch sämtliche Gänge des Geistes schleicht die Verzweiflung vor, — das ist des Endes Anbeginn!

Ein Wort, ein kurzer Klang, vielleicht ein Lächeln, hätte statt der mörderischen Apathie den Jubel geboren. Das Wort erlag dem Stolze, das Lächeln kam nicht zum Blühen unterm Haß, und irgendwo, in den Qualenwogen der Verlassenheit versank, beweint, doch nicht erlöst, vergessen, aber liebenswert, ein Sein zur Größe, das eine Beschränktheit sich zum kleinen Narren hielt!

Und ehe es verging, hat es geklagt:

Ich weiß: ihr möchtet wissen,
Wie meine Seele weht!
Allein in Kümmernissen
Gilt nur mein Notgebet:
Laßt mich, die ihr gemeinsam
Dem Leid die Wege baut!
Mein Herz erwartet einsam
Die Stille, seine Braut.
Wir ziehen ohne Lieder
Am Lärm, an euch vorbei
Und sinken suchtlos nieder
Ins graue Einerlei.
Die Dinge rings verhalten
Den Klang, durch den sie sind,
Und lautere Gewalten
Verstummen mit im Wind.
Der Atem mir zur Seite
Tönt leis und leiser aus,
Und alles Qualgeweihte

Weilt her und ist zuhaus.
Ich schließe meine Türen
Und lösche Laut und Licht.
Die letzten Sinne spüren,
O Nacht, nun dein Gewicht.
Die Kühle deines Fließens
Ist meines Seins Verwehn.
Und allen Ausgenießens
Begehr will jählings stehn.
Wir sind ineins geboren
Und, Geist an Geist, schon gleich.
Bald bin ich ganz verloren
Und reich in deinem Reich.
Denn aller Wehmut Schauer
Trägst du und trage ich.
Die Trauer deiner Trauer
Verströmt in All und mich.
Das gleitet, wie ich gleite,
Nicht Ton und noch nicht Tod.
Doch unsers Leids Geleite
Schwimmt dunkler als dein Boot.
Die Braut an meinen Lenden
Wird leichenleis und -schwer
Und nah an meinen Händen
Lockt, Nacht, dein tiefstes Meer.
Das holt, was mich erhöhte,
Und lauert laut wie du.
Was weint? — Spiel deine Flöte
Und deck uns klagend zu!

XX.

Seht die Taten der Großen, hört die Reden der Verantwortlichen!

Was an ihnen kann uns überzeugen, daß sie ehrlich den Verlust der Millionen bedauern, die in den Freiheitsschlachten verdorben sind, und nicht der Furcht sich ausgeliefert haben, auch die besseren Mörder könnten plötzlich einer strengen Weltjustiz übergeben und von dieser verdammt werden?

Gewinnt nicht schon die Empfindung Raum in uns, das höhere Heldentum werde von Jenen gelehrt, die sich den täglichen Spaß einer Privatvivisektion an der Menschenkreatur erlauben dürfen und deshalb das Vergnügen eines legalen, ja, eines staatlich geforderten Massenmordens propagieren, vorbereiten, auslösen, verwirklichen und zudem verdienstlich finden?

Führen nicht die lautesten Maultrommler der Geschichte das «Para bellum!» als Wappenspruch ihrer selbstgepriesenen Friedlichkeit, die uns bald mit Drohungen foltert, bald mit Erpressung freigibt?

Wo wirkt denn noch die Wahrheit der Geistigen, und was haben sie aus dem Geiste der Wahrheit gemacht?

Gleicht der Glaubenswille der Bedrückten nicht zum Verwechseln schon der Narrendummheit, und ist die Hoffnungsfreude der versehrten Völker nicht ein Teil des Wahnsinns, der das Ende ihrer Zeiten einleiten muß?

Zwingt nicht sein Gesetz nun die Geretteten von gestern, die aus dem Blutstrom des Verderbens, in der Morgenröte eines Wunders, sich erhoben haben, selbst das hingefallene Schwert des Schlächters zu ergreifen und die Mitverletzten und Getroffenen ganz zu erschlagen?

Was ist denn aus der menschlichen Vernunft geworden?

Welches Bestiarium haben wir zu unserm Wohnsitz auserkoren?

Wann endlich werden uns die wahren Tiere das kleine Alphabet der Güte in der Natürlichkeit und der Logik in der Schlichtheit lehren?

Fragen ohne Antwort! Wo die Ichsucht redet, unterdrückt die Feigheit jede rechte Deutung des Leids. Wenn wir fest die Augen schließen, sehen wir alle Regenbogenfarben der Schönheit. So glauben wir an diese. Wir fesseln

das Denken und fordern Gedankenfreiheit in sämtlichen Drecksbereichen. Wir streiken und erstreben so die Unbeschränktheit des Geschäfts. Den Haß erheben wir zur Führungsmacht des Herzens und nennen uns Kameraden. Wir fluchen mit Gesang und schreiben über unsere Hölle «Paradies». Unser Fuß zerschlug die Tyrannei, nun will sie unsere Gottheit werden.

Die Reiche sterben. Und die Reichen leben.
Der Krieg ist aus. Die Not hält Feiermahl.
In allen Winkeln keltern sie wie Reben
Die Angst der Tage, und die Stunden geben
Ihr Blut als Wein in jeden Festpokal.
Wir sind die Gäste und vom Tod geladen,
An allen Trümmertafeln satt zu sein.
Im Becher schäumt es. Prost, ihr Kameraden!
Der Krieg ist aus! Wir stehn in Siegesgnaden
Und weihen heut den jungen Frieden ein!
Denn irgendwann begann sein Licht zu leuchten,
Und lenzlich harrt die Hoffnung irgendwo.
Die Nacht, die wir mit Bombenglanz verscheuchten,
Verging als Müttermahr im dämmerfeuchten
Gezweig des Ölbaums Dem-der-Haß-entfloh.
Gefallen ist der Geist, der Sinn verloren,
Und heimgekehrt ein seelenloser Ton.
Verwitwet kam die Sprache zu den Toren
Und hat in Freiheitswehen nachgeboren
Den vaterlosen, den verwirrten Sohn.
Nun beugt das Knie, Geschlagne seiner Ahnen,
Und huldigt euerm Herrscher, denn er lebt!
Bald fängt sein Strahlen sich die Untertanen,
In neuen Nebeln blitzen seine Fahnen,
Und Krieg wird sein, wenn er die Hand erhebt.
Ihr seht und schaut, verblendete Vasallen,
In seinem Blick die erste Frühlingsspur.
Und ahnt nicht, daß vom Lug die Masken fallen,
Wenn mit dem Herbste nun die Blätter wallen
Hinab ins Dulderlächeln der Natur.
Schon weht das rote Lodern hin zum Gute,
Das die erschrockne Erde dreimal trank,
Und schützt die Wurzel noch der Zornesrute,
Die Gott sich wachsen läßt aus euerm Blute,
Den Haß zu schlagen, eh die Welt versank.

XXI.

Ich habe kürzlich meinem Jungen, bei einer Fahrt ins Heimatdorf, vom Scheuermärchen berichtet und an seiner Reaktion erkennen müssen, daß der Sinn für alles Mysteriöse, anheimelnder oder unheimlicher Art, in den Kindern unserer Zeit verkümmert ist. Den Duft der Sage nehmen sie nicht mehr wahr, das Spukhafte bedrängt sie kaum, und ein schwebendes Lichtlein im Dunkel deuten sie, durchaus unpoetischen Gemütes, als die simpelste aller Fäulniserscheinungen. Von sämtlichen Geräuschen einer stillen Nacht, in der sie verloren dahinschreiten, interessiert sie bestenfalls das Surren eines Flugzeugmotors unterm Monde, nicht aber das Seltsame oder das Geheimnisvolle, das uns selber vor einem Vierteljahrhundert mit allen Schauern der Erregung zwischen Furcht und Ehrfurcht bedacht hat.

Ich durfte noch vor zwanzig Jahren, wohl nicht mehr gläubig, aber ganz im Banne der eigenartigen Volkspoesie, etwa so die Erinnerung an die aufwühlenden Abenderlebnisse im großen Zauber der umflorten Natur besingen:

Auf leisen Füssen mußt du gehen,
Geradeaus den Blick gewandt.
Und ist es Nacht, o bleib nicht stehen
Und fliehe schnell aus Busch und Land!

Dies ist das Reich des wilden Riesen,
Vom fernsten Rand zum nahen Rain.
Und wenn die Abenddämmer fließen,
Lauscht er aus Nacht in Nächte ein.

Nun störe nicht sein heiliges Schweigen,
Dein ist der Tag und sein die Nacht.
Sieh schon die Nebeljungfern reigen
Und horch! Das Scheuermännchen wacht.

Schnell hin, wo noch die Lichter stehen!
Nur lichte Stille bannt den Graus.
Auf weichen Sohlen mußt du gehen
Und atemleise geradeaus.

Still! Hörst du nicht im Scheuertale
Die Peitsche, die im Dämmer flucht?
Fängt nicht dein Herz mit einem Male
Die Angst, die durch die Stille sucht?

Jäh dröhnt ein Schritt, die Gründe zittern.
Und da — und jetzt — Herr, steh uns bei!
Und Baum und Ast und Zwelge splittern,
Und rot und riesig rast's vorbei.

Schrill kommt ein Schrei. Aufstöhnen Pferde.
Ein helßes Lachen bricht im Flug.
Und Hufe donnern auf die Erde.
Dann stürmt daher ein Todeszug.

Kopfüber hängt der Fuhrmann nieder,
Sein Haupt schleift hin ob Fels und Stein.
Und blutig ziehn zerfetzte Glieder
Rotwarmen Weg ins Harte ein.

Und grinsend hockt auf hoher Kruppe
Der Scheuermann und gellt und flucht.
Und brüllend bricht an fernster Kuppe.
Ein Schrei, der seinen Bruder sucht.

Ins allerletzte Pferdestöhnen
Schlägt eine Stimme wild und lacht.
Und durch die Wälder heult das Höhnen:
«Dein ist der Tag, doch mein die Nacht!»

Und dann erstirbt das Wagenrasseln,
Die Stille zieht den Atem an,
Führt schwingend noch ein Schlägeprasseln
Und reckt sich leicht den Berg hinan.

Ich vermochte noch, mit jener nachwirkenden Lust des Schöpfers, die sich im Ausdruck klärt und vertieft, das gelinde Schwipschen eines Ulflinger Kirmesgängers zur tragikomischen Erscheinung des wilden Jägers auszugestalten und in einer Stimmung verklingen zu lassen, die vor Zeiten am offenen Kaminfeuer alle Hörerherzen dem unsagbaren Reize des Sagen- und Märchenglaubens erschloß:

Die Feier war schön, und der Schinken war gut.
Hans Simon trabte die Straßen.
Der Nachtwind umfächelte seinen Hut,
Und er hatte einen großen und heimlichen Mut
Und er pfiff und er lachte gelassen.

Die Bäume wiegten und sangen ihr Lied,
Und die Nacht hing dunkel in Zweigen.
Und fern, wo die Straße nach Süden zieht,
Ging leise ein Klang, ganz seltsam und müd,
Wie ein träumender Ton auf Geigen.

Und fern, wo die Häuser nach Süden sind,
Wuchs die Nacht, wuchs der Klang sich zum Rauschen.
Die Bäume schaukelte tiefer der Wind,
Und das Dunkel, das manchmal so drohend sinnt,
Hielt den Atem im zitternden Lauschen.

Hans Simon horchte und ging seinen Schritt
Und fluchte: Potz Türken und Serben!
Und ein Traben kam her und ein Bellen ging mit
Wie von Pferden und Hunden ein rasender Ritt
In die Nacht, in die Not und ins Sterben.

Hans Simon stand mit erhobener Hand
Und prüfte ein heimliches Duften.
Und hell sprang sein Ruf ins erschauernde Land:
«Gott segne den, der dieses Kräutlein erfand!
Hier priese, wer will von euch Schuften!»

Da war kein Rauschen und Traben mehr.
Und es kam aus flutenden Nächten
Ein Atem, ein Arm und ein Finger her.
Und als er verschwand, war der Beutel leer.
Und Hans schlug ein Kreuz mit der Rechten.

Und die Bäume wiegten und sangen ihr Lied,
Und das Dunkel hing schwer in den Wiesen.
Und fern, wo der Wald sich nach Norden zieht,
Verstarb, von schallenden Flüchen umsprüht,
Ein Traben und Bellen und Niesen.

Wie kam ich wohl dazu, den Tod des Sterpenicher Edelmannes zu besingen, der weniger Adel als Grausamkeit bekundet hatte? Ich weiß es nicht mehr, doch ich weiß noch gut, daß die tragische Ausführung des Motivs gewollt war, weil dem Wesen der Sage entsprechend, und daß sie gehoben wurde in der Gegenüberstellung zur Lieblichkeit des Märchens, das die Mitte der Gestaltung nur blitzhaft beherrscht.

Diese Einkerbung aber wird die junge Generation als Schwäche empfinden, weil durch sie die Möglichkeit eines historischen Ereignisses zur Unmöglichkeit gemacht worden ist. Man läßt sich heute nicht mehr epatieren, sondern überzeugen. Impressionen zählen nur, soweit sie ansprechende Äußerungen einer Realität sind. Traulichter können nicht vor der durchdringenden Schärfe einer Osramlampe bestehen, und Elfenwagen sind Schneckenmobile gegenüber den elf PS einer alten «Ford». Die Kinder unserer Zeit, die das Licht der Glühbirnen erblickten, als sie zum ersten Male die Augen aufschlugen, und in einem Sechszylinder zur Taufe fuhren, können nicht anders als verächtlich lächeln, wenn ich berichte:

Drei Tage sann er in grausamer Lust,
Dann ließ er den Pagen rufen.
Und der Knabe, als hätte er alles gewußt,
Schlich weinend hinan die Stufen.

Und als er vor seinem Throne lag
Und die Schuhe ihm zitternd küßte,
Da lachte der Burgherr jäh in den Tag,
Und wilder glommen die Lüste.

Er nahm einen Brief und warf ihn hin:
«Den trage in dreizehn Stunden
Zum Bruder, dem heiligen Mann in Wien!
Und hast du beim dreizehnten Stundenschlag,

Und hast du vor dem dämmernden Tag
Mit Antwort nicht heimgefunden...!»
Den Dolch, der funkelnd am Tische lag,
Den zückte er über dem Knaben.

Und wankend schritt der Page hinaus
Und wankend ging er die Straßen.
Der Burgherr raste durchs stumme Haus,
Und die Räume konnten sein Lachen nicht fassen.

Der Page schritt durch die rauschende Nacht,
Und die Sterne sahen sein Bluten,
Und die Sterne haben sein Weinen bewacht,
So Meile um Meile in schauriger Nacht,
In Rieseln und Raunen und Fluten.

In Raunen und Rieseln flog plötzlich her
Ein Elfchen in goldenem Wagen.
Da sahen die Sterne kein Bluten mehr
Und konnten das Wunder nicht sagen.

Doch als dann die zwölfte Stunde schlug,
Trat vor den Herrscher der Page:
«Hier! Was ich bei Nacht in die Ferne trug,
Des bring ich dir Antwort vor Tage.

Nun höre, was mir die Elfe gesagt:
Noch ehe die Sterne verblassen
Und neu der klingende Morgen tagt,
Dann wankst du die gleichen Straßen.

Und die Sterne haben keinen Schein,
Und die Wege trinken dein Bluten,
Und um dich wird nur Lachen sein
Und in dir verlodert ein Gluten.

Und in dir nur grausige Feuersqual,
Und um dich das Lachen und Rufen...!»
Da ward es jählings stille im Saal,
Denn schwer schlug der Herr auf die Stufen.

Er hielt sich keuchend am eichenen Tisch
Und kroch zum zitternden Pagen.
«Nun sterbe ich!» schrie er ins wachsende Licht
Und flüsterte bang: «Nun sterbe ich!»

Und die Sonne sah in sein totes Gesicht.

Das Licht der Gegenwart hat endgültig, scheint es, dieses Dunkel ausgelöscht, das doch ebenso fruchtbar wie furchtbar gewesen ist; der Maschinenton unseres Jahrhunderts hat die warmen Erzählerlaute des Märchenonkels und der Sagentante erschlagen. Mehr und mehr wird die kreatorische Macht des Menschen zur Triebkraft des kalten Verstandes, immer weniger äußert sie sich als Funktion des durchwärmten Herzens. Unsere Kinder bauen die Flugzeuge, die wir in Märchenträumen geahnt und als höchste Wunder der allmächtigen Phantasie geschaut haben. Sie werden nüchtern an unserer innigsten Poesie. Die Tarnkappe, die in den köstlichsten Erzählungen uns beglückt hat, wird von ihnen verwirklicht werden. Nur Geduld! Schon sind sie dabei, die uralte Sage und das ewige Märchen von der Verwandlung der Dinge in reines Gold als ein nüchternes Faktum vorzustellen. So wird sich an ihnen unsere Dichtung erfüllen, die nichts anderes ist als geahnte und vorweggenommene Wissenschaft.

Im Zeitalter des Atoms gibt es keine märchenseligen Kinder mehr: die sind nur maschinensüchtig und verstehen schon die Welt als Riesenexplosionsmotor, dessen innersten Mechanismus sie demnächst ergründen wollen.

XXII.

Der Nordwind ist es nicht, der um die Giebel
meines Herzens streicht und heimlich schluchzt
als Atem einer Trauer, die nicht
müde wird, sich selber,
mich und meine Seele
an den toten Dingen aufzuklinken.
Nein, es ist das Langen eines Südenmenschen,
der in Versen seinen Geist verweint
und immerfort, wie einst,
als seine Lieder seines Leids
gebändigte Verkünder in der Glorie
des Wortes wurden,

mitternächtig in den Stürmen meiner Sehnsucht
heimwehträchtig bald und bald
auch abendwehmutsüchtig
mein Gedächtnis zu Gefilden seines Wehens macht
und leiser wird und wiederkehrt
und seltsam meiner Not den Klang,
wenn seiner Qual den Sinn
des Übersinnlichen verleiht.
Das geht, vergeht und rauscht zurück
und fleht und bauscht sich,
weint und windet
aus der alten in die neue Zeit,
von ihm zu mir,
von dir, Giacomo Leopardi,
durch die Sätze, die ich hebe,
in die Lauschung, die mich überfällt
und offen wird:
«Posa per sempre. Assai
palpitasti. Non val cosa nessuna
i moti tuoi, nè di sospiri è degna
la terra. Amaro e noia
la vita, altro mai nulla; e fango è il mondo.
T'acqueta omai.»
Hörst du in den Winkeln meines Heims
die Tränen deines Sangs
vertönen und den Widerhall des Aufschreis
Dichtung werden, die nicht sterben kann?
«Ruh aus für immer. Denn genug
hast du geschlagen. Und kein Ding ist wert,
daß du ihm schlugest. Keinen Seufzerlaut
verdient die Erde. Bitternis und Öde ist
das Leben, Schlamm die Welt.
Sei stille nun!...»
Es will nicht stehn und kann nicht untergehn
gleich diesem Hauch der Kühle,
der die Hoffnung in mir löschte und dafür
die grauende Verzweiflung in der Mittenglut
entfachte. Und mein Herz ist müde,
Bruder, und der Wahn, den es genährt hat,
schwebt nun grundlos auf den Schwingen
dieses Nordenwindes südwärts,
um die Häuser der Enttäuschung,
über die Gestade der verwelkten Lust
von mir, von ihr ins Ungesagte,

das zu unserer fernsten Heimat,
ach, im Reiche deines Traums und
deiner stillsten Klagelieder wird.
Beschwörst du meinen Kummer,
wenn das Weh melodisch dir
aus allen Innenwunden
in die Sprache tröpfelt
und der Harm noch dunkelbässig
hinterm Schweigen deiner Einsamkeit
den bangen Ton der langen Not verdoppelt,
falle ich und stürzt mein Glaube
an die Liebe ab in die Untröstlichkeit
der Poesie, die selbst den Schmerz
aus dir, den Schmerz aus mir
verhimmlischt,
um das Herz zu streicheln, wo es bebt,
wenn es zu sterben wünscht.
Es hat, geschlagen, da es liebte,
längst genug geschlagen,
Bruder! Aber weißt du nicht,
daß sein die Stille nicht und nicht
die Ruhe sein kann,
o, solang es sich der sieben
Südenseligkeiten eines Frauenlächelns
dann zumeist erinnert,
wenn der Nordwind weht?

XXIII.

Das große Spiel ist aus. Ein Vorhang fiel, und die Leere des Raumes in der Stille dieser Zeit sind wir.

Verloren ging, was uns durchfreute, — nur der Frohsinn füllt und nur die Lust macht den Gehalt des Herzens aus. Allein die Sonne, sagt ihr, gibt den Dingen Form und Maße! Doch was ist ein Gestirn gegen die transzendierende Strahlung unserer Seele, die blauer als der Himmel leuchtet?

Ach, sie leuchtete, ich weiß! Dann ging ein Falltuch nieder, irgendwo, und löschte alles Helle aus: den Glanz des Tages und den Schimmer unsers Glückes, die Verklärung unsers Geistes und das Licht im Klang der Stunden!

Nun stehn wir da und fühlen uns vom Nichts durchweht, als ob wir weniger als diese Wehung wären.

Ja, was sind wir mehr? Bewegung ohne Wucht im Winde! Schreck in diesem Fließen ohne Welle! Stummheit schon, da vieles sterben will!

Das warme Spiel von gestern, dem die Sommergäste jede Heiterkeit erschlossen hatten, ließ nur Schatten hier und Schweigen dort zurück.

Die Schatten auch und auch das Schweigende sind wir, wir werden ebenfalls im Sterbeweh von morgen Morituri dieses entlächelten Lebens sein.

Unser Abschiedsgesang — o, ahnt ihn schon im Niederrauschen dieses braunen Vorhangs! — wird wie ein Raunen gen die tote Weite schlagen und um uns Wehung oder Schatten, mit uns aber Nichts und Schweigen, Stille und Entsetzen sein:

Am Baum des Lebens hangen, fallbereit,
Die goldnen Mittagsstunden und verschwanken
Im Atemwehn der scheuen Traumeszeit
Mein letztes Lächeln und der Ewigkeit
Verleistes Lied in leichten Herbstgedanken.
Weit webt ein Schleier sich — für welche Braut? —,
Und alles Zärtliche beginnt zu leuchten.
Ich ahne schon, was dort dem Tag enttaut:
Die Trauer fühlt sich heimlich angeschaut
Und sieht mein Auge sich an ihrem feuchten.
So sind wir denn einander zugetan
Und heben unsere Hände in die Ringe. —
Der Schleier fällt, die Wehmut rührt uns an,
Wir schreiten lautlos die belaubte Bahn
Und gleiten wissend um den Tod der Dinge.
Am Baum des Lebens beben, fallbereit,
Die sommerlichen Stunden und verschwanken
Im Windesgang der großen Abendzeit
Mein erstes Weinen um die Ewigkeit,
O Trauer, meine Frau, dir in Gedanken.

Selbst diese Ewigkeit wird untergehn in einer Nacht, die doch der Anfang aller Ewigkeiten ist. In jeder Freude, die gemordet wird, stirbt mehr als eine simple Irdischkeit;

wer glaubte, ballt die Fäuste und vernichtet sich, um Gott zu treffen, und wer sich in der Not um alle Wissenheiten brachte, reißt Paradiese ein, um der Erinnerung an schönere Welten zu entgehen.

Wer aber, der allein im Untergange steht, möchte sich der Zeit erinnern, da er sich umfaßt, gehalten und gehoben fühlte in der Glorie eines Auftriebs ohne Ende, der ihn an Blumen wachsen, an den Himmeln blühen ließ? Wer wird am ewigen Gleichklang seines Herzens bedenken wollen, daß ihm keines zuschlägt, wenn ihn eines doch zu schlagen, wenn ihn eines zu erschlagen trachtet?

Nein, das Spiel ist aus, der Vorhang fiel, und Vieles wird noch weiter fallen: dieser Traum und jenes Blatt, hier ein Wunsch und dort eine Träne, fern die Dunkelheit und Mensch um Mensch allüberall! Durch den Traum und wie das Blatt, nach dem Wunsch und mit der Träne, in der Dunkelheit und unter ihrer Last! Nun er, nun sie!

Dann ich, dann du!

Alles löst sich, ach, wir spüren schon den Riß im Geiste, und das Herz, es blutet auch. Es ist nur die Stärke einer Sehnsucht ohne Hoffnung, die es hält. Wie lange noch?

Erspür die Dauer an der eigenen Furcht! Verbebe deine Angst, wir zittern dennoch in die Tiefe nieder, über der wir schweben. Denn schon wächst die Macht, die uns der Heimat entreißt!

Heimat!

Sonne, Lachen, Sang und Seligkeit! Vorbei!

Wir haben, da die Freude uns genommen ward, nun keine Heimat mehr. Und weh dem Ausgestoßenen, der, wenn die Stürme steigen, keine Wohnung in der Liebe findet!

Es wachsen Gräber überall, die Allerseelenerde wölbt sich um sein Herz und wird, ach bald, auch über dem Erschlagenen zum Hügel, den die Winterfurien umheulen werden:

«— — und verschwanken
Im Jubelsang der großen Sterbezeit
Nach jenem Weinen selbst in Ewigkeit,
O Trauer, seine Frau, dir in Gedanken.»

XXIV.

Beendet ist der Monolog der Trauer.

Der Wind, der in den Bäumen weinte und als ein Hauch der Schreckung unsere Seelen berührte, weht in gewandelten Stößen durch die Zeit der Trübnis. Noch wächst das Schweigen, welches gestern Ihre Majestät, die Ehrfurcht, an den Totengräbern gefordert hatte, und in der fortschreitenden Verstillung der Welt wird unsere innerste Erregung allmählich zum Akte der Purifikation.

Denn das Mysterium der Friedhofsweiten, das uns leicht verletzt hatte, stellt sich jetzt als ein Geheimnis der Lebendigen vor, die endlich zu begreifen anfangen, daß die vielen Tränen des Mitleids, die vergossen wurden, Ausdruck einer Reinheit waren, die hienieden niemals Augenglanz der Niedertracht und Schaufeuchtnis der Unmenschlichkeit sein wird.

Was sich da beugte, war, in Harm und Hader, Mensch. Das Hassende, das tierisch fühlt, und das Verworfene, das bestialisch redet, stand irgendwo an andern Hügeln der Vernichtung. Hier aber, unter den Blicken des Himmels, der langsam seine Wimpern fallen ließ und so die schönen und die schweren Tage von früher überschattete, bis sie wie ferne Träume zu wirken begannen, war das Humane, die Kreatur mit allen Samen der Größe und der Heiligkeit, hingestellt vor die letzten Schranken des Daseins, hinter denen unsichtbar die unendlichen Massen der Begrabenen das Richtermaß des Unendlich-Unsichtbaren erwarteten.

Hier hielten wir, eine lange tiefe Weile, den flutenden Atem des Allzuirdischen ein und spürten uns durchdrungen von der flutenden Essenz des Außerweltlichen.

Zuerst empfanden wir nichts als die unsagbare Last der Horizonte, die wir als unerträgliche Bürden, unheilige Kreuze des Heils, zu schleppen haben: jene dunkelnden des Tages, die ausgehofften der Erinnerung und die nächtigen des Denkens, aber dann bemühten wir uns, das Schwere zu vergessen, über alle Geräusche um und in uns hinauszuhorchen und das leiseste Echo jener Stimmen zu vernehmen, die wir gestern und vorgestern noch in der Wirklichkeit gehört hatten.

Anfangs wirkte nur die stumme Bitterkeit des berechnenden Geistes, der seinen eigenen Verlust bedachte. Doch am Ende, als das letzte «De profundis» um den äußersten Grabstein verklungen war und das fremde Flehen: «Domine, exaudi vocem meam!», aus allen Breiten uns zugetragen, von den Gottesäckern wie aus den Tyrannenwüsten, von den gezeichneten und von den ungezeichneten Ruhestätten, in uns selber seine Verwirklichung gefunden hatte, erlauschten wir den verborgenen Klang jener abgedämpften Rufer, die in der allerhöchsten Wucht des Schweigens sich äußerten:

«Gesegnet sei der Kummer, der erschließt, und gelobt das Leid, in dem allein das Ewige sich ansingt! Ihr wißt es nicht, weil ihr so wenig wißt, drum sucht ihr immer noch die Lust, die nur betäubt, und giert verzweifelt nach dem Geld, das euch mit seiner eigenen Härte bedenkt. Doch eher spiegelt sich die Herrlichkeit des Wunderbaren im Kosmos einer Hungerträne als die Himmelsfreude in der Helle eines satten Lachens. Rascher erfüllt sich euer Leben im Glück der Schönheit, wenn ihr die seelenlosen Wünsche von heute zu Erinnerungen macht, dic das Lächeln der Wehmut wohl am besten verhüllt, und nur in euch die Sehnsucht nährt, in allen Stunden mehr und mehr uns ähnlich zu werden:

Nicht allein zum Sterben und zum Hinübergehen bereit zu sein, sondern mit der ganzen Fülle eurer täglichen Unmenschlichkeiten wirklich zu vergehen, um dann immer wieder in der Glorie des wahren Menschentums

Wiederauferstehung zu feiern! Jeden Tag das vollerfaßte Dasein zu einer einzigen geordneten Folge von Tod und Resurrectio zu machen und also stets in Schuld und Fehle, die ihr nicht vermeiden könnt, zu sterben, um in der erneuerten Unschuld euch zu erheben, zu fallen in der Not und euch aufzurichten in der Hoffnung, euch selber zu stürzen von den Thronen der Überheblichkeit, wenn ihr in euch das Kommando des Hasses und des Neides fühlt, und emporzustreben, wenn die Liebe wieder stärker gebietet, dem Vergänglichen, das euer Stolz ist, das tägliche Grab zu schaufeln, und das Bleibende zu läutern, bis es den Widerglanz des Himmlischen gewonnen hat!»

So geschah es, daß unsere Furcht vor dem Tode starb in der Klarheit des Chrysanthemenlichtes über den Gräbern der Geschiedenen und daß das Selbstgespräch, das wir als Monolog der Trauer begonnen hatten, plötzlich als ein Zwiegespräch der Tröstung endete.

Wohl blieben die Augen des Himmels geschlossen, und die Wimpern der Natur zuckten weiter unterm Pulsschlag der kühlen Jahreszeit, aber in den Grabesfurchen des Herbsttages hielt sich eine milde Strahlung, die von innen- und von obenher die warmen Wände des Allerseelenantlitzes zu durchdringen schien und eigenartig widerleuchtete von der Doppelwölbung unserer besänftigten Augenpaare.

XXV.

Der Herbst ist voll, und ich bin seine Frucht,
In die der Reifer Tod schon Falten schnitt,
Die um mein Auge gehn.
Den, der mich sucht,
Erkenne ich am dumpfen Ernterschritt.
Sein Meister warf mich einst ins Feld der Zeit,
Und seiner Sense bin ich stumm bereit.
Das Weh des Falls, ich weiß, ist niemals Tod,
Denn Frucht ist Wunder, und das Korn wird Brot.

XXVI.

Vom zürnenden Propheten Frankreichs, Léon Bloy, bleibt immer nur als wesentlich zu sagen, er sei der einzige Gläubige des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, der seine letzten und tiefsten Intimitäten, die gloriosesten Gedanken und die tödlichsten Empfindungen, schonungslos dem Gerichte der Öffentlichkeit ausgeliefert habe, getreu seinem Worte: «Ich bin ein Leidensglas, eines jener Wesen, die nur nach obenhin zu fallen vermögen und doch, durch ihre endlose Angst, Gefangene des untersten Schlammes bleiben.»

So ins Ohr des Publikums zu beichten, daß dem letzten Kretin noch die Scham des Mannes, welcher seine Schuld bekennt, zur Auchscham wird, vermag wohl nur der Absolut-in-Gott-empor-Gefallene, dem zugleich die Gnadensprache mitgegeben ward, das furchtbarste Innenerlebnis des schwachgewordenen Geschöpfes zum erschütternden Faktum ausgestalten, an dem der Fühlloseste also Anstoß nimmt, daß durch den Aufprall seine bessernden Empfindungen zuerst in Schwingung und dann in Fluß gebracht werden. Dichter dieser Art sind selten, und die Wirkung, die zumeist von den mediokren Journalführern erreicht wird, ist eine Peinlichkeit, in welcher zwar die Scham zuhause ist, doch nur Ersatz für jene sein kann, die der Schreiber nicht hat haben wollen. Das schriftliche Bekenntnis ruft, wo es nicht selber, durch das frappierende, doch eindeutige Wortbild, Grenzen zieht, fast immer Vorstellungen hervor, die der Leserphantasie ein Schwelgen in vielen Möglichkeiten gestattet und also jede Wirklichkeit zu übersteigen vermag.

Ich lese, beispielsweise, irgendwo ein Eingeständnis dieser Art: «Nein, es will nicht gehen. Hatte ich geglaubt, ich Tor, der Abwurf meines Leids in Schreie, gestern um dieselbe Stunde, hätte mir, wie früher, die Erleichterung bringen müssen, so bin ich arg getäuscht worden. Darf ich das als ein Anzeichen dafür deuten, daß sich

in mir etwas umgestellt hat? Mir scheint es so, mir ist auch so, vor allem jetzt, da ich den Nachbrand noch von Tränen in den Augen spüre. Jener Tränen, die mir plötzlich, scheinbar ohne Anstoß und dennoch aus der Tiefe meiner Not emporgetrieben, die Verwandlung meines Innern mitteilten. Vielleicht hat einer es wahrgenommen, obschon ich mich bemühte, an Allen, an der Welt vorbeizublicken und nur mir selber in die Scham zu schauen. Bin ich noch der Mann von damals, der ohne Wimperzuck den höllischsten Horror zu ertragen wußte und der nun weich und weibisch wird, weil eine Frau im Spiele ist? Nein, das ist es nicht, denn andere Gefühle machen mir mit einem Male schweren Mut. Mir ist, als müsse ich zum Mörder werden; das Gespür, daß da ein Zwang mich treibt, ist klar; ich lebe zwischen dem Entsetzen, schon die Tat vollbracht zu haben, und der bitteren Galgenlust, sie auszuführen, obschon ich wieder weiß, daß ich selbst das Opfer sein werde: denn ich ahne, daß ich meine Liebe, die nicht sterben durfte und nicht so vergehen konnte, langsam, unheimlich langsam durch Tage und Wochen hindurch werde abwürgen müssen.»

Sofort wird die Imagination des Lesers ausfällig werden und die einfachsten Tatsachen aus der Wahrheit heben, um sie zu Bildern auszuweiten, die von einer total entwirklichenden Gewalt sind. Der Schreiber wird in einen Verdacht kommen, der seinen simpelsten Stimmungen alle Farben der Schlechtigkeit zusprechen darf. Das vage Wort hat ihn wehrlos vor den Menschen gemacht, die immerfort das Übelste zur Norm des Nächstenlebens erheben.

Erkläre ich dagegen, was mich bitter macht, im Bilde, wie der Film es vorstellt, so nehme ich der Phantasie die Freiheit, eigenmächtig in der Schlechtigkeit des Fremden zu völlern. Das Bild steht und hat nur einen Sinn. Der darf so durchsichtig sein, daß ich, als Dichter, bewogen werden kann, den umgekehrten Weg zu gehen und den illustrierenden Akt erneut ins Wort zu zwingen. Etwa so:

Achtmal tausend Sonnentage gingst du,
Strom der Güte, in mich über.
Achtmal tausend Wonnentage fingst du
Mich als deinen Klangenttrüber.
Und ich träume, dass die Sänge wellen
Abendzu in stundenleichten Fällen,
Echo, dir zutal.

Traum war alles Lichte, was mir Glück hieß,
Eifer du, der heim dich suchte,
Trauer schon, die Lust, die ich zurückließ,
Als dein Herz mir plötzlich fluchte.
Wirf nun Haß in Wogen auf mich nieder
Und vermünde mit dem Leid der Lieder:
«Liebe war einmal!»

Alle Tode hatte ich erlitten,
Strom der Lüge, eh du wild warst;
Auch dem letzten stand ich schon inmitten,
Als in deinem Zorn mein Bild barst.
Schaum wird Schauer mir in heißen Händen,
Traum zu Trauer, wo die Dinge enden.
Und was blieb, ist Qual.

Meinem Untergang schien deine Röte,
Zorn des Argwohns ohne Maßen,
Und ich sank, als Angst dich überhöhte,
Deinen Groll im Kern zu fassen.
Schwelle ihn und gib mir die Erlösung,
Da ich schöpfe, Nachtfluß der Verbösung,
Gift in den Pokal!

Das nimmt dem ersten Ausdruck des Intimsten jede Zweideutigkeit. Durch die Vermittlung des offenen und in der Erschlossenheit abgrenzenden Filmbildes hat das Bekenntnis die Einladung zur Verfälschung des Eigentlichen verloren. Hier spüre ich wieder die herrlichste Macht des Filmes, der imstande ist, in der Darstellung des vergrößerten Menschenantlitzes die tiefsten und heiligsten Gefühle der Seele zu spiegeln und im Gesichte spürbar zu machen, daß hinter ihm etwas Anderes gewaltig Seine Präsenz bekundet.

XXVII.

Dem toten Freunde Camille SCHROEDER, gestorben am 1. November 1937

Ein stillverwehender Herbsttag, o, sanft und ohne Gewalt,
Der in die Stille verhärmt nur Seelenalltrauer ergoß
Und müde dann einsank ins War, riß jäh dich Stärkeren mit.

Nun ist mir auf einmal, in stiller Stunde des Nachtags,
Als würfe er schnell noch, bevor er die Biegung umfließt,
Die ab ins Vergessene führt, ein wärmendes Lächeln zurück.

Und siehe: das Lächeln ist deines und hält sich als Strahl
Hoch über der wandernden Zeit und leicht im gleitenden Herbst.
Nun steht es gefestigt und schön, — nun löscht auch die Zeit es nicht aus.

XXVIII.

Dem † Freunde Batty Esch

Wir haben nun die Not zu tragen,
Die du im Mai verkündet hast.
Und hat dein Herz auch ausgeschlagen
Im Mördersturm von Wahnsinnstagen,
So gehst du, unter gleicher Last,
Als Bruder der verstörten Brüder,
Doch, Flammensäule, mit die Bahn.
Erfüllt die Zeit nicht täglich rüder,
Prophete, was dein Geist in müder
Erschlossenheit uns aufgetan?
Schon sind wir ausgewiesene Söhne
Des Reiches, das dich herrschend trug,
Da wir vor Mai die alten Löhne
Der Gottheit schmähten, und die schöne
Verbösung pflegten, die uns schlug.
Du aber schlägst die Innenheiten
Des Daseins, dessen Wucht dich hob,
Noch unterm Schwemmsand roter Zeiten
Und läuterst allen Ewigkeiten
Die Seele, die der Haß umwob.

So gingst du, um uns nah zu kommen,
Und gabst dein Blut zu deinem Wort.
Die Mächte, die dich laut durchglommen,
Hat nun die Nachwelt wahrgenommen,
Denn stürmisch setzt dein Werk sich fort!

XXIX.

Die Mutter des Geweihten

Dem Freunde N. H. gewidmet

Nun geht er lächelnd in das große Land.
Ich aber — noch verwirrt vom Wunderbaren —,
Errette mir den Druck von seiner Hand
(Des Segens Fülle lastet weich!) auf meinen Haaren.

Er nennt mich Mutter. Doch, ich bin allein,
Denn er entrückte jählings meinem Leben.
Geistströme fluten groß in dieses Sein,
Die schwellend es zu ihrem Gotte heben.

Mir bleibt aus all den Tagen nur ein Traum.
Erfüllung schmerzt in den erfüllten Stunden,
Da uns die fernsten Wünsche groß im Raum
Sich leis und lächelnd zur Gestaltung runden.

Und nur im Lichte wird das Letzte klar:
Wir waren Opfer, die geopfert hatten!
Und doch: steigt der Gesalbte vom Altar, —
Ich küsse stumm und scheu den Schatten —

Dann bebt ein Heiliges in meinem Kuß.
Und nimmer bin ich dann die Sohnberaubte,
Denn seltsam hör ich, wie ich lauschen muß,
Den Atem Gottes über seinem Haupte.

Mein stilles Buch

von Not und Trost

I.

Bedeckte Tage regen nun die Glieder
Und schütteln leicht den Staub vom schweren Kleid.
Erlöste Stunden kommen klingend wieder
Und überherrschen die erschreckte Zeit.
Sann nicht bei Licht ins All ein stiller Alter
Und schaukelte sein Grübeln sanft im Wind?
O sieh: nun flüstern Flammen scheue Psalter,
Und tief in ihren Liedern träumt ein Kind.

II.

Gestern habe ich verstanden, weshalb die Gläubigen, — nein, nicht die Vielen mit der bourgeoisen Seele, die sich allerorts, bevor sie an die Gräber treten, zuvor genau erkundigen, ob es Sitte sei, vor oder nach der Segnung zu weinen, sondern die erschlossenen Menschen, die erkannt haben, daß der Tod nur der Beginn eines andern Lebens auf höherer Ebene ist, — im Angesicht eines gepflegten Stückleins Gottesacker die Feuchtigkeit in ihren Augen nicht mehr verdecken können:

Da ist eine Türe, an der sich zwei Wesen und zwei Welten begegnen; die Türe ist geschlossen und bildet eine schmale Wand der Trennung. Davor steht ein Gefühl, das mit einem Mal am ungeheueren Widerspruch der Stunde, die eine unheimliche Ferne zur unheimlichsten Nähe macht, jene stille Not gebiert, die gleich in Tränen wieder sterben möchte. Sie ist der seltsam leichte Innenduft, der über den Totenblumen emposteigt, und ist die Farbigkeit der Erinnerung, die über der nüchternen Reinheit aller Chrysanthemen den vom Leben abgelösten, vom Herbstwind des Daseins in den Raum des Ewigen hinaufgewehten Menschen mit der letzten lodernden Glut des Gedenkens beschenkt.

Chrysanthemen! Ein wenig Glanz auf den Tod gestreut, ein leises stehendes Licht, das auch in die Nacht der Abgeschiedenheit hinüber leuchtet! Ihr seid die stummen

Zeugen für unser Wort: daß nicht einmal diese Zeit, die doch Tausende aus unsern Reihen geschlagen hat und aufgestanden ist, um das letzte Grab für unser höchstes Gut, für die Kultur zu schaufeln, die Toten töten kann, die ja unser sind und jeder zukünftigen Heimat gehören müssen. Wenn ich noch weinen könnte, dann wäre es nur vor diesem werdenden Grabe, in dem uns bald die einzige Stimme schweigen wird, die noch hienieden Macht hätte, auf ihren Ruf der Warnung eine Antwort der Rettung zu finden: die Stimme der Liebe....

Ich habe an diesem zweiten Novembertage in den Büchern eines fernen Freundes, des unsterblichen Dichters Armand Godoy, die geschwungenen Züge seiner Widmungsschrift betrachtet, die sogar in meinem Namen den unendlichen Drang des Schreibers verraten muß, das Starre fließend zu machen und im fortreißenden Aufwurf der Linien alles Endliche von der Fläche Welt in die Spären des Ewigen emporzutreiben. Mit ihm habe ich meine tiefste Totenfeier beendet. Sein Fühlen ist meine Empfindung geworden, sein Denken die Saat zu meinen Gedanken gewesen. Nur seiner wundervollen Sprache bin ich echolos erlegen. In ihr und durch sie hat er mich leicht und für immer überwunden. Denn wer vermöchte wohl, wie er, in vierzig Wörtern, in der strahlenden Konzision eines Kleinverssonetts, die unermeßliche Weite zwischen Einsamkeit und Not, Ergebung und Liebe im lichten Bogen der Idee zu überspannen? Hört nur:

Les deux follets
Du cimetière
Où je voulais
Te voir entière
Sont les reflets
De ta prière
Sur les ourlets
De mon suaire.
Je suis tout prêt!
Aucun regret,

Aucune crainte:
L'Amour, debout,
M'attend au bout
Du labyrinthe.

Das ist ein Totenfest, das den Lebenden ehrt. Denn nicht er, der doch gekommen war, um zu schenken, ist der Gebende, sondern die stumme Abgeschiedenheit des Atemlosen tröstet und bereichert plötzlich den Atmenden. Und wäre es auch nur der Widerschein eines Gebetes von drübenher am Saum des Leichentuches, das unser harrt, es wäre viel. Aber es ist mehr, denn es ist die Furchtlosigkeit, die weiß, daß über jedes Chaos, auch das des Geistes, immer noch die Liebe triumphiert.

Solange die Liebe an den Gräbern steht, geht die Welt nicht unter. Wie aber, wenn einmal die Welt am Grab der Liebe trauern müßte?

III.

Sind mir auch die Hände gebunden und die Füße gefesselt, so wandere ich dennoch. Sogar das Krankenbett wird zum Märchenteppich, sobald ich die Augen nach innen öffne und den miterschlossenen Raum zu durchstreifen wünsche.

Ich schaue eure Welt und mache sie zur eigenen, ich höre, was sich regt, und lasse es verklingen nach meiner innerlichsten Weise.

Alles ist mir zugänglich, denn ich schwebe weniger um als mitten durch die Dinge, und mir wird jedes heimliche Wunder bewußt.

Mir und dir! Denn ich will es dich nun sehen lassen:

Über die Stillen
rieselt es Blust.
Leichterem Willen
beugt sich die Lust
leiser denn eh.

Kinder der Torheit
gleiten vorbei.
Mütter der Vorzeit
träumen vom Mai
weiser denn je.
Komm, wir gestalten,
gläubig und licht,
dunkler Gewalten
Leichengesicht
weicher im Schnee!
Mitten im Rausche
lächelt dein Mund.
Beug dich und lausche
näher dem Grund,
reicher im Weh!
Sieh, das Erweinte
wird zu Kristall!
Horch, das Gemeinte
orgelt im Schall
seelischen Taus!
Leiser und weicher
sintert der Gram.
Weiser und reicher
steigt schon, was kam:
Lenzlicher Braus!

Allein, das ist noch nicht das Ende. Der Abend möge fallen und die Finsternis uns überfallen! Wir sind gefeit: ich selber, weil ich Kräfte habe, die mir dienen, und du an meiner Hand!

Du sollst nicht beben, denn ich halte dich und führe gut. Schon scheiden sich die Dunkelheiten, sieh, der Wandel setzt sich fort, und plötzlich ist das Allerfurchtbarste aus:

Nun hat die Nacht den letzten Ton
getrunken.
Mein schwerer Atem fiel, ach, Sohn
der Not,
Und wiegt im weiten Mutterschoß
als Meer,
Was in mir schmerzgeboren war,
zu Traum.

Und Schaum und Widerschaum erstellt
am Saum
Des Schattenschlundes Gottes Stoß
an Dschunken,
Die über meinem Lide klar
und schwer
Schon Furcht und Drang zu Wort und Licht
und Brot
Hinunterführen ins Gesicht
der Welt.

Und weißt du, wie es aussieht, das Gesicht der Welt? Ja, jetzt darfst du lächeln, da ich das Geheimnis preisgebe! Blick in den Spiegel drüben, und du selber trägst es im Auge!

Es glistert im Unwandelbaren.
Will, Nacht, dein Wunder schon verglühn?
Da heben, wo sie nackend waren,
Die Dinge selber an zu blühn.
Die dunkle Lava ihrer Schatten
Verzaubert ein gelobtes Land.
Und alle Schönheit strahlt im Satten,
O Frauenantlitz, dir in Brand.

In diese Flammen der Heiterkeit stürze ich mich gern hinein. Denn was vermag mich stärker zu läutern, in der Seele laut zu machen, und dennoch welthin auszustummen als die Reinheit dieser Macht?

IV.

Ich bin kaum mehr als ein sehr kühler Verehrer des gewaltsamen Philosophen, der im Europäer nur einen Mischmenschen gesehen hat, aber von seinen späteren Landsleuten doch zum Mentor einer rassenwahnsinnigen Politik gemacht worden ist: Nietzsche. Aber es gibt unter seinen Gedichten mehrere, die nicht aus mir verklingen wollen, noch über die stärkste Apathie sich sieghaft empor-

schwingen und oben, im Raum der Freude, als klangliche, gedankliche Schönheiten fortwirken. So wie das müde und resignierte Poem der Vereinsamung, das unter dem protzigen Titel: Mitleid hin und her die erschreckende Tiefe des Leids vor der Aussichtslosigkeit eines sinnlos gemachten Lebens verdecken sollte:

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnein, —
weh dem, der keine Heimat hat!

In diesen vier kurzen Zeilen ist die ganze trostlose Gewalt des Novembers eingefangen, alles, was er als Stimmung bietet und als Not verkündet: Ende der mariensommerlichen Klarheit wie der nachherbstlich verflammenden Offenheit und Beginn der Ruhelosigkeit in der wachsenden Trübung der Zeit. Anfang der Sucht und Einleitung zur Flucht nach der Wärme der Menschlichkeit im Schutze der geordneten Welt. Heimweh nach Liebe, Sehnsucht nach dem Lichte, das die Hoffnungslosigkeit durchbräche und hinter der Gejagtheit des Augenblicks das leuchtende, lockende Wunder der Erlösung erkennbar machte.

Bald wird es schnein, —
weh dem, der keine Heimat hat!

Der Fluch hat schon Millionen getroffen. Denn aus allen Winkeln des Daseins, aus allen Höhlen des Schreckens sehen wir die Irrenden und Getriebenen hervorquellen und über die aufgerissenen Straßen der Furchtbarkeit den furchtbaren Qualen des Winters entgegenwanken. Schon steigen die Nebel aus allen Tälern der Erbarmungslosigkeit und saugen das wandernde Elend auf, um es den allfälligen Blicken des Mitleids zu entziehen. Aber da gibt es keine Gefahr mehr: Das Mitleid ist vielleicht eine Tugend des menschlichen Sommers gewesen, und der ist

dahin. Und mit der Kühle der Natur und mit der Kälte dieser Tage kann nur die Gleichgültigkeit gleichen Schritt halten und nur die Ichsucht vermag dem fortschwankenden Sterben zuvorzukommen.

Der Mensch selber ist schon gestorben, und was an dieser Novemberschwelle über die Gräber seine Güte geweint hat, ist die Heuchelei in Homogestalt gewesen, die mit den Tränen der Lüge noch die geweihte Erde profanieren mußte.

Und irgendwo steht die Humanität an den Hügeln ihrer Opfer und erstarrt im Entsetzen vor dem eigenen Gesicht, das ihr im Spiegel der marmornen Gedenkplatten entgegenleuchtet. Das sind die Taten der Liebe, die uns gegeben worden war zur Rettung und Beglückung der Erschaffenen? Ach! Auch die Liebe hat keine Heimat mehr, denn Ihre Majestät, der Haß, Omniarch der gequälten Gegenwart, jagt sie mit seiner immer schwirrenden Peitsche von Ost nach West, von West nach Ost, von Kontinent zu Kontinent und schreit seine tyrannischen Befehle mit hohnvoller Stimme zu den Wolken empor. Und auch der Himmel schließt sich, und das Dunkel der Not senkt sich auf die Dahingepeitschten wie auf den Peitscher selber nieder.

Bald wird es Nacht, —
Weh dem, der keine Hoffnung hat!

Denn um ihn wirkt der Schmerz und in ihm die Furcht, und das einzige Ziel, das er vor sich sehen kann, ist das Grauen der Verzweiflung.

Diese tödliche Unruhe aller seelisch Heimatlosen hat Gustav Schüler in seinem Buche: «Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes» aus eigenem Erleben also dargestellt:

Die Angst um Gott schlägt schütternd auf mich ein
Und jeder Schritt weint auf nach seinen Wegen.
Fast fleht am Menschheitswege jeder Stein:
«Kommt denn den Suchern noch kein Licht entgegen?»

Das ist der Aufschrei der Gehetzten, die im Novemberlied des Lebens doch wieder die Erinnerung gewinnen an die Novemberverheißung: es gibt ein Licht und es gibt eine Erlösung! Hinter den Qualen des Suchens, dessen Wunden aufbrechen in den Glauben, wird es einmal tagen.

Alles Atmende muß durch die Adventszeit, um auf der andern Seite, im Glanze der Nativitas, mit den Leuchtenden und Erleuchteten die heimholende und bergende Gewalt des «Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind» als eine, als die erste Erfüllung schon zu fühlen.

V.

Ich habe gestern, im vollen Mittag, den Tod erlebt.

Das klingt ein wenig eigentümlich, ein bißchen komisch gar, wenn einer, der fünf Jahre lang nichts anderes gesehen hat als den Tod in allen Haltungen, plötzlich behauptet, er habe den Tod erlebt.

Aber drüben ist er das tägliche Grausen gewesen, das die Seele abgestumpft und das Auge gleichgültig gemacht hat. Denn das Sterben hat die Offenheit einer Erlösung gehabt, und was als Nachglanz über dem Gesichte eines jeden Toten zurückblieb, ach, es ist wie der Wille zum Lächeln vor dem schweren Verzicht aus Müdigkeit gewesen und die durchklärte Gewißheit schon einer Heimkehr in die höhere Erbarmung.

Zehnmal hat die Schwere mich bedrückt, zehnmal Trauer auch mein Herz berührt, dann ist der Tod mein stündlicher Begleiter geworden, gleich dem Hunger und dem Leide, gleich der Sehnsucht und dem Heimweh. Wie er auch kommen mochte, ist er mir bekannt gewesen, sogar die Tarnung hat ihn mir verraten, denn der Ruch, den er verbreitete, ist mir vertraut gewesen wie der Zwang, der als eine Atmosphäre der Beklemmung über unserer Kleinwelt der Abgeschiedenheit vor dem Verscheiden lag.

Ja, wir trugen schon erschlossen in uns jenen letzten Sinn, der im Sterbenden aufblüht, um drüben das Gewandelte in der entkörperlichten Existenz zu erfassen. Je mehr der leibliche Schwund zunahm, umso stärker wurde dieser sensus morituri, der sich seltsamerweise zu einer vielfachen Wahrnehmung auswuchs, da er Dunkel sah und Licht spürte, Stille hörte und, über der erstarrenden Zunge, Ruhe schmeckte wie eine entbitterte Stärkung, die noch die ferne Nachwirkung von Unlust, Schmerz und Hoffnungslosigkeit ahnen ließ.

Schon war mein Fuß über jene Schwelle gehoben, vor der das Hüben wirklich Ende hieß. Und das Faktum, daß ich dann zurückgeworfen wurde an einen neuen Anfang, kann in mir nur verstanden werden als ein Wunder, das im Sturm des stärkeren Willens mir den allerletzten Schritt zu verhalten gebot. Die Rückkehr habe ich als ein Zurückgewehtsein in die Zeit empfunden, das große Erlebnis ist schon zur verdämmernden Erinnerung geworden, und der unbegreifliche Sensus Derer, die sich sterben sehen, gänzlich in und mit ihr verloren gegangen. Der Tod ist wieder zum aufschreckenden Klang, wie ehemals, geworden, wie ein Ruf des Herrn an seinen Diener, der nicht bereit ist, und jene langsame Entwerdung der lebendigen und denkenden Greifbarkeit Ich mit der gleichzeitigen Werdung einer erschauernden und schauenden Immaterialität kann nicht mehr als Zustand nachgefühlt, nicht mehr als rucklose Entwicklung fort und fort begriffen werden.

Das ist wie die Folge eines Traumes: ich weiß, daß ich ihn, nein, daß er mich besessen hat, aber ich vermag schon nicht mehr zu sagen, wie er gekommen und wie er verschwunden ist. Etwas hat sich in mir oder um mich nicht zur Ruhe niedergelegt, ich weiß nicht was, aber ich nenne es den Tod. Sein Atem ist hinter mir, aber alle meine Sinne sind nach vorwärts gerichtet. Ich weiß, daß er geht, aber ich höre ihn nicht und spüre kein Verwehen mehr. Wo ist sein scharfer Ruch geblieben? Die Urstille

an der Scheide zwischen dem, was wir Sein und Nichtsein nennen, obschon das Nichtsein nur ein Sein in anderer Form, sogar die Formlosigkeit selber ist, sinnt nicht mehr im Raume, den ich durchfühle und erfülle, der Lärm der Welt im großen Rauschen der Zeit hat und hält mich wieder.

Nun habe ich gestern, im vollen Mittag, den Tod erlebt. Und das heißt: ich habe, ihn wahrnehmend, seine wahre Wirkung in mich aufgenommen. Er kam aus der Ferne herüber als Klang und nur als Klang. Im Rundfunk sprach er, durch die Stimme eines Menschen, in den Worten eines Toten, Hugo von Hofmannsthals, sich in der Pause hinter dem Verse aus:

«Erst, da ich sterbe, spür ich, daß ich bin.»

Da war eine Stille in mir und ein Schweigen im Raum, und eine Ruhe stand aus mir auf, trat vor und sann das Schweigen voll, bis es ausbrach und eigenes Wort gewann:

Ich bin der Hauch, den du noch Leben nennst,
Das Kommende in dir, das du verkennst.
Ich bin dir fremd und kann nur in dir sein.
Doch hast du mich erkannt, so bist du mein.
Du fällst und gehst in meinem Gehen fort,
Entsagst dem Klang und kommst zum höchsten Wort.
Dein Blick erlischt im Dämmer meiner Hand,
Dein Tag ist aus. Hast du mich Nacht genannt?
Du irrtest, da du riefest. Mein Gesicht
Ist deines Lächelns jengewehtes Licht,
Das leuchtet fort im zeitenlosen Raum.
Und die Gewesenheit wird dir zum Traum.

VI.

Es geht ein Lachen hinter allen Geschehnissen.

Ob da Schweigen oder Lärmen ist, ob die Welt in Blüten und in Stille leuchtet oder in Dürre und in Wüstheit leidet, ob die Tage noch ein Endchen Lächeln tragen, das die Ursprache der Güte ist, und die Nächte noch in

Schönheit ihren letzten Traum verträumen, immer fällt in jeder Ruhe, immer gellt durch jeden Ruf das verborgene Lachen.

So fürchterlich ist keine irdische Ausgelassenheit und so enthimmelischt keine überweltliche Lust. Das gibt sich zu erkennen als die entsetzlichste Schadenfreude, die jemals Laut gewann: der Haß lieh ihr die Kraft der maßlosen und also boshaft gewordenen Heiterkeit, ein Irrsinn lauert hinter ihren mächtigsten Wellen, und den Wahnsinn wird sie wecken, wo sie gefällige Ohren und willige Aufnahmeflächen fand.

Noch unheimlicher als die Permanenz der mörderischen Fröhlichkeit, die den Raum ihres eigenen Entsetzens sprengt, um sich in alle Lebenskammern zu ergießen, ist die Taubheit der Lebendigen, der die Urgewalt dieses Lachens, im Atemwürgen wie in der Schreckungswucht, nicht vernehmbar wird. Der Mensch, der das innerste Horchorgan der Seele, durch das allein er homo ist, herausgerissen und hinweggeschleudert hat, um seine Freiheit schrankenlos zu genießen, hört nicht mehr, was ihn vereisen müßte. Unverspürt gehen die Lachwellen an ihm vorbei, und im Anschwellen ihres Rauschens, das die tobende Folge eines infernalen Rausches ist, fühlt sein erstarrendes Herz keinen Temperaturwechsel, und sein erkaltender Geist weiß nichts von den tieferen Ursachen seiner unsagbaren Wandlung.

Je lauter die verderbliche Fröhlichkeit sich ausrast, umso leerer wird das Antlitz Derer, die Ohren haben und doch nicht hören. Der gestorbene Ernst in der unbehauchten Spiegelfläche der abgewürgten Anima gleicht sich immer mehr dem tierischen an, und wenn die Fülle der Ähnlichkeit erreicht ist, unterbricht der Lacher sich für eine Weile und schleudert, zwischen den stärkeren Wogen seiner welterschütternd sich veräußernden Zufriedenheit, mit teuflischer Stimme diese Worte in die Massen, die da verkümmert und verkrümmt zu Boden liegen, warten, lauschen und dennoch nichts vernehmen können:

Da bin ich schon und frei, im Nu die Tat
Der kleinen Höllendiener zu vollenden.
Ha, wie in roten Ernten meine Saat
Sich lohnt und lockt und überfließt in Bränden!
Dein Feuerchen, mein Bruder, fraß sich Bahn
Und ließ den Haß in kosmischen Ergüssen
Dem Trotz zur Siegeswaffe, und getan
Ist alles Werk! Nun wirst du rasen müssen,
Weil ewig rast, was sich vom Gott verlor,
Der seit Jahrtausenden und mehr mich machtlos
In seinem Banne hielt. Erlöst, du Tor,
Durch deine Hand, bin ich dein Herr, der nachtgroß
Nun immerdar gebietet. Sieh, das Tier
In dir erwacht und bricht, dich selbst entsetzend,
Aus den Gesetzen aus und kein Revier
Der Menschlichkeit ist ihm verschlossen. Hetzend
Gehetzt bist du, mein Liebling, Leid in Lug
Ist dein Gewinn, und meiner, noch betrügend
Den Glauben deines Aufstands, nie genug
Der Not im Zwang, zur Qual den Tod verfügend,
Der dich in Tropfen mordet, die Gewalt!
Gewalt! Gewalt, du Macht der Weltentichtung,
Ich bin die Mittenwucht in dir und kalt
Dein Herz des Untergangs. Denn die Vernichtung
Der Liebe, deines Heils, der Güte, ja,
Und der Geduld, die aller Schrecken letzte
Noch überhoffte, weil sie siegen sah
Den Herrn vor mir, bin Ich, der Eingesetzte
Der dunkelsten Epoche. Deine Sucht,
In MIR dich zu befreien, fand Erfüllung.
Nun steh und herrsche! Flucht und Widerflucht
Vor dir und Mir, unendliche Enthüllung
Der täglichen Verzweiflung, Furcht, Verrat,
Erniedrigung und Hunger, Scham und Schande,
Im Druck der Masse jedem Recht entnaht
Und ausgewcht als Schein des Nichts, am Rande
Der Hölle, deiner eignen Hölle, vor
Der meinen ganz durchlitten, noch in Irrung
Beharrend: «Seht, ich brenne!», wenn dich fror,
Und lachend in der endlichen Verwirrung,
Dann Fluch und Graus und Nacht, dann Neubeginn
In meinen Feuern: so dein Los in seiner Lösung,
Die auch die meine ist! Nun nimm sie hin
In ihrer meuchlerischsten Seinsverbösung

Und sieh dann zu! Ich bin der Herr, dein Leid,
Und darf dir meinen Bocksfuß schon entdecken.
Hier, fühle ihn und mache dich bereit,
Den roten Stiefel über deinem Mund zu lecken!
Der braune, der, für mich, dich gestern stieß,
Ist dir im Antlitz Mal des Kain geworden.
Doch dieser, den dir Satan selbst verhieß,
Wird dir im toten Aug noch Gott ermorden.

VII.

Auch das müßt ihr schauen können, mitten im Tage, in einer Stunde der Unbeschwertheit oder des Frohsinns, am Rande einer Lust, deren Schönheitsrausch ihr schon im Kommen spürt, im Trubel der Messe, wenn aus hundert Schalltrichtern der klingende Irrsinn sich als kakophonischer Ausdruck des herbstlichen Behagens irgendeine Stille zur Selbstberuhigung sucht und keine finden kann, tief im Rasen der mobilen und automobilen Materie, die knatternd und rasselnd den lachenden, tobenden Tanz der Geschöpfe fordert und herausfordert, plötzlich in der verworrenen und sich weiter verwirrenden Anpreisung sinnlosester und unsinnigster Schaustellungen, wenn dressierte Mäuse tierisch ernst wie Menschen handeln oder sechzig abgerichtete Hähne radfahren und kopfstehen, dann, ja dann müßt ihr euch vorstellen, daß es irgendwo im Lande auch das andere gibt: das verlassene Schweigen, das urhafte, geheimnisvolle und ferne Schweigen der Dinge, die unberührte Leisheit des Geschaffenen und Erschaffenen und darin, als ihre Ursache und doch zugleich ergriffen von ihrer Wirkung, den Menschen! Den Menschen, der sich seiner innersten Kräfte bewußt ist, weil er den Geist gebraucht, um seinem Dasein Halt und Gewicht zu geben, und der seinem Herzen erbötig sein möchte, um nach der unwandelbaren Verfassung seiner Seele das große Gesetz der Liebe zu erfüllen!

Und ihr müßt hören diesen seltsam endlosen Gang von Millionenschritten durch die Nacht der Zeit, in die euch hell die tägliche Sonne scheint, dieses haltlose, ungreifbare und pausenlose Weinen einer mächtigen Vielheit zwischen den dunklen Wänden der Not unterm Dach der Bitterkeit, dieses entnervende Scheppern die letzten Hänge eurer Freude entlang, das wie eine Riesenkette durch eure Ahnung geht und irgendwo das Leid an das Lebendige fesselt.

Sehen müßt ihr das unheimliche Gesicht eurer Tage, dieses gewaltige, erschütternde Allgesicht der Vergessenen und Verlorenen, das jäh am Fenster eurer Ausgelassenheit auftaucht wie ein Gespenst oder plötzlich, wenn der Jubel um die Flaschen und die Gläser eurer Festtische lichtert, sich sekundenlang im schwankenden, leise verzitternden Weinrest eurer Pokale spiegelt.

Das alles müßt ihr hören und sehen, um endlich zu spüren, daß dieses Abwesende nicht außer euch steht und leidet, wirkt und stirbt, um ewig neu zu werden, sondern Teil eures eigenen Daseins ist. Denn diesem Teile, euch zubemessen von Anbeginn, werdet ihr niemals entrinnen können, so fiebernd ihr auch die tägliche Flucht betreibt, immer wird es hinter euch her und in der Furcht, die ihr nicht leugnen dürft, schon in euch sein.

Auch dieses Gesicht müßt ihr ertragen lernen, denn euer Blick liegt mittendrin mit der Fülle seines Aufleuchtens und der Weite seines Entsetzens. Niemals lebt eure Ganzheit, wenn ihr den Augenblick erlebt. In keiner Weile habt ihr die äußersten Schatten eurer Wirklichkeit geschaut. Ihr seid ja viel mehr als die blanke Lust dieser Stunde: bald eine Besinnlichkeit im Wunder, daß in euern Taten am Saum der Ewigkeit die göttliche Poesie erblüht, die Gott von ihrer Zeit und ihren Empfindungen nur eins vom hundert gibt und nicht ahnen kann, daß Er sich rächt, indem Er hundert für eins zurückerstattet, bald eine gewaltige Säule, die denkt und schweigt, auf dem Marsche ist, sich emporhißt, um dann zu stehen und zu sprechen,

daß selbst die Ewigkeit tönt und widerklingt in ihren entsteinerten Worten, und bald eine Namenlosigkeit, die im Winkel einer Tageshälfte liegt und ihren Schmerz nicht mehr verhalten kann.

Alldas schimmert auf im verborgenen Antlitz, das euch dann und wann entgegenschaut und von euch einen Widerblick, in Abwehr und Erschrecken einen langen Widerblick verlangt. Ihr müßt es sehen und ertragen und müßt auch vernehmen, was es in seinem lauten, mahnenden und drohenden, einladenden und besänftigenden Schweigen spricht:

> Blickt mir ins Aug! Erschreckt nicht! Lächelt nur
> Und wißt: Ich hieß «Die Möglichkeit zur Güte,
> Die Kraft zur Liebe, die verloren ging.»
> Nun ist durch euch mein Name schon gewandelt.
> Wenn ihr mich rufen wollt, dann sagt das Echo:
> «Vorbei! Zu spät! Der Unmensch hat gesiegt!»

VIII.

Mir kommen, in den letzten Tagen, einige Verse nicht mehr aus dem Sinn. Immer wieder stehen sie auf wider den Lärm der Zeit und die Wucht der Stunde und wollen mich gewaltsam überzeugen, daß die Stärke nicht im Schrei, die Größe nicht im Aufruhr sich offenbaren kann, sondern in der Stille und im Schweigen.

Vielleicht wäre es gut und heilsam, wenn wir uns weniger dem Donner unserer maschinellen Macht als der Heimlichkeit aller sprach- und ruflosen Regungen hingeben wollten. Was die Raserei vermag, haben wir im überstandenen Sturme erlebt. Und ebenso haben wir, mitten im Tosen der entfesselten Menschheit, mitten im Toben und Splittern ihrer Bomben, die Urgewalt der Stummheit erkannt. Freilich lagen wir damals auf den untersten Gründen der Not und des Leids, zertreten, geschlagen, verfemt und geschunden, Sklaven der Empörer, aber

Kinder der höheren Einsicht, Horcher, die hinter den rauschenden Wirbeln des Krieges noch den unhörbaren Gang des Friedens vernahmen, Lauscher in die Ewigkeit, die über den satanisch durchjohlten Nächten niemals den frohen Klang des endlos herniederrinnenden Lichtes aus dem Ohr verloren. Alles Glück, das allerletzte in der Gefangenschaft, das wunderbarste in der Fesselung, war stumm. Unsere Sinne waren eingezogen und nach innen gewandt, jeder einzelne schien Spürung geworden zu sein nach den Urquellen des Daseins: wenn die Stunde günstig, die seelische Atmosphäre rein und offen war, noch blauer und durchsonnter als über unsern geschändeten Häuptern die unberührten, wenn auch vom Verderben durchzogenen Himmel dieser irdischen Welt, dann konnte es geschehen, daß wir einen Atem gehen fühlten, der unsern eigenen stockenden fing und mitnahm und die gleiche unverständliche, aber bleibende Wärme in unserm Geiste wie an unsern Herzen zurückließ. Was waren wir dann mehr als eine durchblutete Bündelung Vergessenheit, um die der sengende und mörderische Hauch der Zeitbeherrscher fast wirkungslos verwellte? Wir hörten ja nicht mehr ihre berstende Macht und vernahmen kaum noch die heulende, jaulende und explodierende Gewalt ihrer Führung. Der Schmerz aus ihrer Hand hatte unser Gehör für alles geschärft, was sich ihrer Herrlichkeit für immer entzogen hatte: die tiefe unausschöpfbare Sinnfülle des Schweigens, die unsagbare Schönheit der Entweltlichung, die beglükkende Kraft der Erkenntnis, die plötzlich die äußerste Einsamkeit als innerste Zweisamkeit vorstellte, begreifen, ausnutzen und sich vollenden ließ!

Der Wille zu diesem resoluten Hinüberschreiten in die Verlorenheit fehlt uns heute ganz. Als die Kanonen schwiegen, redete wieder der Mensch, und das Wort, das er in Gedankenlosigkeit und Lüge, in Formlosigkeit und Unvernunft, in Halbheit und Hohlheit ausspricht, tönt erschreckender als der Gemeinlärm seiner Todesmaschinen. Und tötet mehr. Denn was da sterben muß in diesem

ewigen Kampf der Wörter, ist der hohe und erhabene Sinn, die Wahrheit, das Gefühl, der warme Klang aus Herz und Geist, die Herrlichkeit der vielen unausdeutbaren Begriffe, die da zwischen Horchen, Hören, Schauen, Spüren und Begreifen hier und der Aussage drüben mitschwingen. Der Mensch verlernt zu leicht die Fähigkeit, den Sturm des Denkens und den Aufruhr seiner Stimmungen erst in sich auszustillen, in jener äußersten Einsamkeit, wo sein geklärter Gedanke plötzlich die erfreuende und überraschende Folge eines Zwiegespräches ist.

Ich glaube, ja ich glaube, wir müssen erst verstummen, ehe wir unsere Aussprache von Volk zu Volk, von Mensch zu Mensch weiterführen. Verstummen, um ausgestillt zu werden in allen Unmenschlichkeiten, die noch immer mitreden möchten, und so die Weihe der tieferen Ruhe zu empfangen. Dann erst dürften wir sprechen, denn wir sprächen die lautere Sprache, in der jedes Wort, das einfachste wie das gesuchteste, als wirkliche Erlittenheit aufleuchten könnte.

Wollen deshalb die Verse nicht in mir verklingen? Möchten sie diese Dinge aussagen auf ihre verhaltenere und heimlichere Art? Vielleicht. Ich befreie mich von ihnen, um vor ihnen Frieden zu finden:

Münder, die den Tod gespien,
Schweigen nun.
Kinder, die in Not geschrien,
Wollen ruhn.
Hört, die Stille, die Erflehte
Dieser Zeit,
Überdonnert im Gebete
Alles Leid.
Und ich werde dieses Wehens
Mitte nun.
Und die Peitscher meines Gehens
Stehn und ruhn,
Denn am Grunde der Zerstörung —
Spürt den Ton! —
Wirkt die Urkraft der Erhörung
Fort im Sohn.

Vater, Deines Volks Betörung
Ist vorbei.
Schreilos schlugst Du die Empörung.
Mach uns frei!

IX.

Die Stadt ist zurückgeblieben, und vor mir, im Zwielicht der Nacht, unterm Schneeschimmer monddurchleuchteter Wolken, buckelt sich fröstelnd die Merler Höhe. Ich schreite der Stille quer durchs Herz und höre das Weh der getretenen im Nachhall meiner Schritte vergehen, wiederkommen und das Schweigen in mir schlagen.

Der Weg läuft zwischen Häusern und Feldern dahin und in die Finsternis hinüber, aber das ist nur das sichtbare Bild einer tieferen Wirklichkeit, da er zwischen der Stummheit des Niebegriffenen und der Spracharmut eines Suchers seinen Strich der Trennung zieht.

Ja, es spricht in mir, aber es kommt von der andern Seite keine Antwort. Wie oft bin ich so durch die Nacht geschritten, in der mein inneres Ohr in die Zeit und über sie hinaus nach der andern Seite lauschte! Alles war Bereitschaft, die Replik von drüben aufzunehmen und auszukosten und an ihr sich herauszuwinden aus der großen heimlichen Furcht, die zwischen den Trittklängen des Wanderers das Haupt erhebt und den Fühlenden berührt. Alles Gehen in der Nacht ist Flucht vor dieser seltsamen Furcht, die mich jagt, und ist zugleich ein Lauf nach dem Kommenden, das ich erwarte, damit es die Bangnis in mir banne. Irgendwann muß doch die Begegnung stattfinden, irgendwo muß ich, Gefangener der Furcht, ins Licht des Widerwortes befreit werden!

Ich? Mit einem Male muß ich dem Klang des Einsilbers nachhorchen. Ich rufe ihn zurück und werfe ihn wieder hin, fange ihn ein und schleudere ihn zurück, ich spiele damit, wie aus kindlicher Lust, aber es ist mehr, denn es

Das ist ein Tag, wie viele sind: ein grauer Dezembertag ohne Glanz und ohne Leuchten. Die Farbe des Himmels, diese Unfarbe des Seins, hält die Mitte zwischen Nichts und Grauen, es regnet, nicht in ruhigen Kadenzen, sondern in einer kompakten Lautlosigkeit, es ist die Lautlosigkeit selber, eine stumpfe Enttönung der Zeit und des Raumes, die unaufhörlich fällt und fällt und nicht zu Ende kommen will. Unter ihrer Last dunkeln die Dächer, ducken sich die Häuserfirste zusammen und geben ergeben nach unter dem Druck der niedersinkenden Stofflosigkeit. Die Gärten sind ausgehungert vor lauter Sonnensehnsucht und ihre Baumarme greifen fassungslos, fast in stummer Verzweiflung, um Erbarmen aufwärts, auf daß sich die graue Decke über dem Sein des Grauens öffne und etliche Strahlen wenigstens die kahle Nacktheit der entkrönten und entblätterten Pflanzen mit einem Kleide aus Hauch und Glanz und Wärme umwöben. Die Erde hält den Atem ein, und ihre Züge haben die Falbheit des Todes. An allen Mauern klebt die Bitterkeit, in sämtlichen Winkeln hockt die Trostlosigkeit, und jede Ecke in der Stunde, in der Welt ist leer, weil die Erwartung geflohen ist vor dem grenzenlosen Schweigen der Dinge.

Und mitten in diesen Dingen steht der Mensch und muß alles hinnehmen, ertragen und begreifen. Da stehen wir alle, du und ich und unsere Freunde, du und ich und unsere Feinde. Zähle nicht nach, — der Feinde sind mehr. Denn im Leide ist der Mensch allein, und das Leid scheint unser Los für immer zu sein. Blind ist der Spiegel des Alls, unsere Seele, weil das Auge des Himmels, das sich drin betrachten sollte, zugeschlagen ist und weil unter dem geschlossenen Lide die feuchte Kühle als Botin des Untergangs dahinweht.

Wir aber haben die Augen aufgerissen und sehen nichts. Oder sehen das niedergeschlagene Nichts, das keinen Ton gibt und nirgendwo, weder auf den Schieferflächen noch auf den Asphaltstraßen, sich tropfenweise verspritzt. Das rinnt und rinnt aus unentwegtem Grau, und jede

Farbe ist ein halbvergessener Traum unserer Sehnsucht von gestern. Blau, o Wunderauge der Vergangenheit! Weiß, du strahlende Helle der Erinnerung! Grün, du satte Trunkenheit der wälderseligen Kinderzeit! Rot, ach, wallende warme Glut des Glücks! Es gibt keinen Schutz gegen den dichten Fall der Hoffnungslosigkeit. Hüllen wir uns ein ins feste Gewand des Hauses, so sickert es unhörbar und unendlich durch die steinernen Poren der Wände, und flüchten wir vor ihrer Beharrlichkeit unter die doppelten Wölbungen der Nacht, dann holt sie immer uns ein und kommt uns stets zuvor auf den Schwingen der Verzweiflung.

Allgegenwärtig ist auch das Leid, seitdem wir die omnipräsente Allmacht der Liebe leugnen. Und da wir im Leide stehen, möchten wir wieder an die Liebe glauben. Aber wir sagen es nicht. Die Stummheit, die unsern Tag erfüllt, steigt aus uns selber. Die Lichtlosigkeit der Zeit ist nur die Spiegelung unserer angedunkelten Seelen. Wir dulden und schweigen, — Jeder für sich. Wir können nicht einmal, aus Scheu und Angst vor der Offenbarung übersinnlicher Regungen, die inneren Blutungen an der eigenen Stille stillen.

Und ich weiß dennoch, daß in jedem Einzelnen der Wunsch lebt, sich auszuschreien. Hinzufallen, wo er hält, die Hände vors Gesicht zu legen und die angefeuchteten dann zusammenzuschlagen, hinanzurücken an den nächsten Knieenden und mit ihm gemeinsam der gleichen Not dasselbe Wort zu leihen:

Mach auf des Himmels Tür und Tor!

Und laß Dein Licht der Gnade, laß den Strahl Deiner ordnenden und verbindenden Liebe niederfallen auf unsere ergrauten kalten Seelen! Denn wir möchten endlich in Glanz und Schönheit, in allen Himmelsfarben des wahren Lebens wieder erwarmen an Dir und Deinem Worte, das neuerdings geboren würde in den öden Wohnungen unserer Herzen.

XI.

Eine Winterwolke glitt
Leicht übers Haus.
Nahm sie meine Seele mit
Glückwärts hinaus?
Eine Tanne rauschte mir
Sanft ins Gesicht:
Alles Große atmet hier!
Spürst du es nicht?
Hinter jedem Heimatrain
Lauert schon Leid.
Enge dich im Winkel ein,
Froher, befreit!

XII.

Und so blüht denn auch die Welt noch mitten im Frost. Über mir, aus leichtem Dunstschleier, rinnt in langen Sakkaden und wärmenden Kaskaden die Freude, jene heimlich wirkende Kraft der Sonne aus sämtlichen Offenheiten des Himmels und stellt das Übergossene in die wundervolle Klarheit einer stillen, stummen Heiterkeit. Die Fernen sind mit grauen Wänden abgedichtet, aber alles, was zwischen mir und den Horizonten steht, hat plötzlich das alte Gesicht verloren und sieht mich aus geklärten und verjüngten Augen an. Ein Glanz ohne Fluß, ein Licht ohne Bewunderung ist allen Dingen eigen, und nur wenn ein Strahl von oben diesem stehenden Lichte und dem ruhenden Glanze begegnet, fängt das Regungslose zu flimmern an; alles um mich wird mit einem Male zu einem geheimnisvollen Wunsche, in einem weißen blendenden Schrei die Gefrorenheit des Universums und die Kälte der Kreatur da zu erreichen und zu erweichen, wo im Gehör die Erstarrung sich löst und auch das Innerste warm und flutend wird in der Berührung durch einen heimlichen Klang, der in sich trüge die Fülle aller Lebenslust!

Doch es ist die Zeit der kompakten Stummheit. Kein Ruf schlägt die Stille an, und nur der Nachhall meines Schrittes hebt sich vom gefrorenen Boden und schwingt sich unermüdlich, immer in derselben verebbenden Wellenbewegung, irgendwelchen Grenzen zu, die mein Horchen nicht überschreiten darf. Meinen Sinnen aber stehen alle Herrlichkeiten offen. In einer Nacht des Zaubers und des Schweigens hat sich die Welt gewandelt. Durch die Schöpfermacht der Kälte, die auch die schleichenden Nebelschwaden bezwang und das Wallende stehend, das Unfaßbare stofflich machte, um alles Tragende damit zu beschweren, ist das Gewohnte geändert worden. Das vom Menschen dauernd umgefälschte Bild der Landschaft hat ein Korrektiv erfahren, das plötzlich den Akzent der Beherrschung und der Herrlichkeit von den künstlich geformten Dingen wegzieht und auf das Natürliche zurücklegt: alle Häuser der nahen und fernen Dörfer liegen hinter Schleiern, ihre Farben haben alle Tönungen des Dunkels und der Gräue angenommen, aber vor ihnen, strahlend in nächster wie in fernster Sicht, heben sich die Bäume und Gräser, die Hecken und Sträucher in unbewegtem Blust von allem Steinernen ab. Die leiseste Linie eines Halmes wird klar, der verborgenste Strich eines Zweiges springt in hellster Gerade empor, und aus Millionen Strichen und Linien, die ihre Reinheit zu allen umflorten Bläuen emporjauchzen möchten, während das Stämmige in dunkelster Verhaltenheit den Überschwang vergebens zu bändigen versucht, bildet sich eine einzige hinreißende und überwältigende Symphonie in Weiß, die ihre unendliche Gewalt aus ihrer Stummheit schöpft!

Den starren Braus dieser Melodie nicht zu vernehmen, — ach, was kann noch der Menschheit an jubelnder Schönheit verloren gehen! Das ist nicht eine Ohnmacht der Natur, die nicht Laute zu finden wüßte, — es gibt ja keinen höheren Laut als die Ausdrücklichkeit dieser einen einzigen Farbe, die in ihrer Vollkommenheit schon bereit ist, die Färbung zu negieren! — sondern eine Ohnmacht

unseres Auges, das der Urgewalt des Sanges aller nächsten Dinge noch nicht hörig geworden ist.

Und das legt uns jene andere Ohnmacht des Menschen offen, der allmählich die Sehkraft verliert, jene innere Sichtigkeit, die in allen Kältezeiten der Seele ihren Blick zurückholt aus der metaphysischen Ferne und ihn der unsagbaren Schönheit und Klarheit der gegenwartsnahen Objekte erschließt.

Es wird uns schwer, auf die üble Gewohnheit des Ausblicks zu verzichten, um mit einem Male einen Einblick in das Wesentliche oder einen Überblick über die nachbarlichen Stimmungen und Gedanken zu versuchen. Aber wenn die Not uns alle Horizonte abdunkelt und das Leid den flüchtigen Aushauch aller Qualen in uns erstarren läßt, dann offenbart sich, sobald das heimliche Leuchten der Bescheidung über den Zuständen der Seele aufgeht, die traumhafte Schönheit der inneren Landschaft, die uns in strahlender Greifbarkeit die Blütenglorie des nahen Frühlings, mit seinem quellenden Glück und seiner werdenden Freude, vorwegnimmt.

Auch die Trauerstunde hat ihre Herrlichkeit, die in ihrem Stehen und in ihrer Erstarrung wie eine stumme und doch vernehmliche Vorverkündigung des kommenden erlösten und also bewegten, fließenden, strömenden Wunders der inneren Durchwärmung in der ewigen Begnadung ist.

XIII.

Manche sagen: «Lausche, eh du weinst,
Über jedes Erdenleid empor!
Noch einmal geboren wird dereinst,
Was die Welt an Freudenlicht verlor!»

Alle Sterne geben andern Schein
Über Trümmern, überm Tränenmeer.
Ach, wir werden wieder Menschen sein,
Und sich neigen wird das letzte Heer.

Brüder sind wir. Bruder, beug das Knie:
Seltsam geht in dieser Nacht der Wind!
Viele staunen, Manche sagen: Sieh!
Friede ist! Da lächelt ihn das Kind!

XIV.

«O gib, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?»...

Ach, es wäre genug, wenn die Ruhe nicht flöhe und wenn, im Werden, das noch dunkler als der Abend quillt, meiner Herzensunrast irgendwo ein Ende lockte!

Doch die Finsternis wird weit und tiefer, und im selben Maße wächst das stumme Ungestilltsein meines Geistes unterm Impetus der Seele, die nun gleicherweis am Gehenden und Kommenden zu leiden wähnt.

Was geht, ist nicht zu sagen. Es kann die Fülle eines Friedens sein, der Glück und Zuversicht für immer hatte bleiben wollen und doch von einer einzigen Enttäuschung, jäh, im späten Nachmittag des Wintererstens, ausgerissen worden war für lange Zeiten.

Seinem Wurzelgrund, so schien es bald, entquollen dunkle Wellen, die ich Trauer nannte, als sie langsam schwollen und, in einer ungewohnten Nebelwerdung, schwebend wurden, um durch die trägste Verschleierung der Not meiner schwarzen Ungeduld die letzten Buchten der Zuflucht zu erschließen.

Ich wollte nicht sehen, was verdeckt ward, und erkannte doch, daß keine Macht verbergen könnte, was im Tag vom Glanz der Sonne meiner Seligkeit die Nahrung gab und was in der Entlichtung jeder Zeit Gesicht mit tausend Zügen voller Finsterschärfe blieb.

Wie soll ich schlafen, wenn die Augen dieses Antlitzes offen in mich einschauen und aus ihren Unermeßlich-

keiten endlos das Gewoge der Verachtung und des halben Hasses ausscheiden? Sieh, das fließt und steigt und mischt sich mit dem andern Löschstrom, den es überherrscht, obschon die fernen Glocken — ach, daß es noch Menschen geben kann, die mit den Glocken in der Freude läuten! — dort und drüben ihren müden Sang beginnen:

Nun kommt die Nacht und hebt die Liebe
In ihren weichen Schaukelarm.
Ich weiß, daß ich verlassen bliebe,
Wenn sie nicht wiegte meinen Harm...

Ich kann die Melodie nicht formen, denn ich vermag nur einen Ton zu finden, einen schwachen Ton, der dunkel geht und dunkler wird und schließlich wie ein schwingender Fluß dahinzieht, ohne sich in eine Mündung einzustürzen. Er rauscht und trägt, was ohne Rauschung mich umkreist. Sein Klang ist hohl, und aus der Höhlung rinnt, unhaltbar und noch dichter als das andere Dunkel, eine Qual, die mich durchschlägt, bevor sie abfällt in die schwärzere Schwellung.

Ertrunken sind die Tagesdinge. Doch die Augen bleiben, und es bleibt ein bitterer Mund im Raum. Die Züge stehn und wollen sich nicht wandeln. Ich selber senke dann die Lider und erschauere. Denn ich schaue, wie zuvor, die finsteren Blicke in der Finsternis. So schlage ich die Wimpern wieder hoch und betrachte erneut das — Nein! Ich starre in eine sanfte Helle. Denn über den nächtigen Wolken, über den grauenden Wolken, in einer Dunstung, die nur Wirbel und Wechsel ist, schwimmt der Mond, der weiche Mond mit feuchten Wangen und verhängten Augen. Eine Weile gleitet er über das Meer des Unlichts, eine Weile leidet er sich buchtend fort, dann sinkt er ruflos unter, und ich sinke mit und habe, in den sieben Sekunden des Aufschimmerns, irgendwo im Himmelsspiegel mein eigenes übertränktes Angesicht gesehen.

Wie soll ich schlafen können, wenn das Bild mich peinigt, da sich keine warme Hand erhebt, um die Ver-

weinung wegzuwischen und die entglänzten Unermeßlichkeiten also abzugrenzen, daß an der kleinen bebenden Fläche sich die vielzuvielen Offenheiten schlössen, alles ruhte, alles sich der Dämmerung ergäbe und mit einem Male wieder das andere, das gesuchte und geliebte Antlitz lächelte im Licht des neuen Tages?

XV.

Im lautlosen Sturme der Gnaden
Geschah, was die Zeiten durchschnitt.
Wir waren zum Leide geladen
Und liebten, was außer uns litt.

Und lauschen der Trauer im Munde,
Ins Stillsein des Allhinteralls:
Die Wunde der nächtlichen Stunde
Verharscht schon im Wunder des Stalls.

Die Frau wird Mutter den Toren,
Die unten im Fluche vergehn.
Denn jäh sind wir wiedergeboren
In ihren gesegneten Wehn.

Ein Antlitz ist Spiegel der Welten,
Und Friede des Schauers Geschick.
Gesetze, die außen noch gelten,
Verfallen im kindlichen Blick.

Der Richter im Glanz des Gerechten
Entsagt seinem Zorn und vergißt
Vorm seligen Lächeln des echten
Gebieters der Freude, die ist.

XVI.

Wäre es nicht gut, für eine Weile die gewöhnliche Sprache des Menschen zu vergessen und mit den Worten auch die Enge des Geistes, der alltäglich tätig ist, die Selbstsucht der Redenden, die nur handeln, um sich am

Gesetz der Liebe zu vergehen, und die Erbärmlichkeit der Sprecher, denen längst der Sinn für das Wunder des Ausdrucks mit dem Gefühl für den zutreffenden Begriff verloren ging?

Was könnten wir nicht alles gewinnen, wenn wir das rechte Ohr den Stimmen der Natur erschlössen, die dem Leid der Zeit den tieferen Akzent und der Schwermut des Advents die höhere Deutung geben!

Ich weiß, ich weiß: noch weniger als auf die gesprochenen Stimmungsträger oder auf die geschriebenen Empfindungsvermittler horcht der Mensch von heute auf die geheimen Zuflüsterungen, ach, auf die geheimnisvollen Einflüsterungen der Umwelt, die er totsagt, weil in ihm selber das verborgene Spürorgan für das Mitleben der Dinge abgestorben ist. Er horcht nicht mehr dem Drang von früher, jeden Wandel seines Innern in den bewegten Außenflächen, zwischen Himmel und Erde, zu spiegeln und in der Lauschung der Natur nichts anderes als die Fortsetzung und die Steigerung seiner eigenen Erwartung zu sehen. Sein Ich ist seine Welt geworden, über deren Ränder schaut er nicht mehr hinaus.

Die ihre Kleinheit noch erkennen, weil sie stets des Einbaus ihres Wesens in die Größe der Welt bewußt sind, nennt er Verrückte, Sonderlinge und Poeten. Wer seine Gefühle auf die Hintergründe der Felder und der Wälder, der Wolken und der Sterne projiziert, erscheint ihm närrisch, und verlacht wird Jeder, der, wie ich, den Traum der Tage jetzt als Trauer auf der Stirne trägt.

Als Trauer? Wohl, ich sage:

Was bebte, fiel. Was lebte, starb.
Das Glühende erlosch in Falb.
Ihr wißt nicht, was in mir verdarb
Und hört nicht meinen Schrei: Weshalb?
Und hört nicht, was die Zeit verspricht,
Wenn sich die Sehnsucht eingesteht:
Inwendig blüht dein Angesicht
Im Sturme, der nur Tand verweht!

Da wirkt schon eine Leuchtung mit in der Melancholie. Da lächelt eine Erleuchtung schon sich an hinter der Träne des Tages. Denn nicht alles ist erstarrt und nicht alles grau geworden oder eingezwungen in den Einton der Natur. Immer steht in der Gestorbenheit des Herzens eine leichte Hoffnung, immer in der Starrheit der Wälder noch das Grün der Tanne. Diese zieht uns an. An ihr entzündet sich nun vieles:

Pyramiden und schwer
Grünt dein Atem empor.
Hebst du, Horchende, mehr
Als die Zeit, die erfror?
Ja, wir harren des Windes.
Stumm und ohne Gewicht
Hüllt der Nebel uns ein.
Jeder Tropfen wird Licht,
Alles Feuchte wird Schein,
Bald, im Lächeln des Kindes!

So sind wir plötzlich wieder aufgehellt, vielleicht nur durch die Laune einer Erinnerung, vielleicht durch die Macht der Besinnung, vielleicht durch mehr. Wir überdenken es schon nicht mehr, denn hingegeben sind wir Dem, was kommen muß. Wir spüren das Bewegte und das Bewegende am Stillstand unseres Seins. Etwas nähert sich, das uns angeht. Lächeln? Licht? Und Liebe? Etwas öffnet sich in uns und wartet. Bereit sind wir, das Nichtzusagende, doch Leichtzutragende aufzunehmen. Wann? Wir ahnen die Nähe des begnadenden Augenblicks. Denn:

Schon dunkelt die Sehnsucht dem Abend voraus
Und Wehmut umfließt unser heimlichstes Haus.
Schon dämmert die Ahnung, drei Stunden vor Nacht:
Heim wollt ihr! Heim weht ihr! Erhebt euch und wacht!
Die Tage der Furcht sind im Lauschen verstillt.
Nun horcht und gehorcht, wenn ein Dunkler befiehlt:
Enttrauert den Tagen! Die Mittnacht ist nah.
Durchfriedete, singt, denn das Wunder geschah!

XVII.

Ihr, die ihr mitten im Leben die Freiheit ausgenießet, stellt euch vor, wie das sein muß:

In einer fernen, feindlichen Stadt, kurz vor Weihnachten, sagen wir: des Jahres 1940, in Berlin, kracht hinter euch die Kerkertür ins Schloß. Die Benommenheit des ersten Augenblicks läßt euch Gefühl und Denken, Wissen und Erinnerung vergessen. Ihr seid für eine Weile dem täglichen Leben aus der Hand und aus dem Gesetze gefallen, ihr laßt euch weiterstürzen, ins Grund- und Sinnlose hinab, und plötzlich schlagt ihr irgendwo auf, vielleicht auf dem Boden der Erbitterung, vielleicht auf der ersten Stufe zur Verzweiflung. Da hat das Leben euch wieder, und ihr erkennt es nicht mehr als das wahre an. Denn es ist, unterm Hauche dieser kalten Zeit, vereist wie alles: die Stunde ist eingefroren, die Sicht vermauert, die Schönheit von keiner Sonne mehr beschienen, und das Glück verwelkt, verweht wie jedes grüne Blatt der Welt.

Und das Ich? Das Ich ist dort das Herz der stehenden Stunde, gläsern, starr und eingeschlossen, das Ich ist urkalte Bewegungslosigkeit, Zorn und Haß und Leid und Schrei, die keinen Ton mehr finden, weil der Herzensruf allein in Wärme und der Seelenklang nur in Liebe gedeihen kann.

Ihr steht und starrt, denn auch der Blick ist dieser Kälte untertan und hält sich am gleichen leblosen und unwandelbaren Objekte fest: an einem gekreuzten Gitter zuerst und drüben an einer grauen Mauer, die der Tod vorzeiten in seinem Atem gezeichnet hat. Alles gehorcht nun dem Willen des Todes, ihm verfällt, was ihm entgegenkommt oder ihn nicht flieht, und sein wird, was ihm widersteht. Das Laute hat er erstickt und die Bewegung ausgelöscht. Er regiert. Schon seid ihr seine letzten Sklaven. Schließt die Augen, denn alles ist aus!

Nein, reißt sie auf, denn das Größere hebt an! Spürt ihr, wie die Starrheit allmählich erbebt, wie jener tote

Raum über den grauen Mauern des Todes pulst und Atem schöpft? Seht ihr, wie er sich bewegt, wie es sich bewegt in ihm, und wie mit einem Male in tausend winzigen Erregungen die Welt, das Ich, das ganze All, gelöst, erlöst, noch lautlos, noch einer werdenden Freude ahnungsvoll erschlossen, zu schreiten und zu tanzen beginnt und wie im Grau das Licht und wie im Licht der Glanz des Kreisenden den Raum vor euch, die Welt in euch und alle Zeiten vor und hinter euch erfüllt?

Es schneit!

Ihr sagt: es schneit! Ich sage: Es ist mehr.
Es rieselt weiße Rosenblätter nieder
Und blüht in tänzerischer Wiederkehr
Die Nächte tägig und in kühle Lieder
Das Schweigen einer müden Zeit. Es läßt
Den Atem eurer schlichten Worte stehen
Und webt sich, ruhlos, licht und sanft zum Fest
Der Einkehr seine Schleier. Seht, sie wehen
In Wellen schaum- und lautlos hier vorbei
An eurer Hand, sie gehn geheim in Schauern
Die Ahnung an, und ihr erbebt, als sei
Die Gnade Gottes über euer Trauern
Aus halberschlossenen Himmeln ausgesät.
Fern überm Glanze, der in Flockenschritten
Den Firn der Zeit erreicht vor Abend, späht
Der Schimmer eines Sterns. Und tief inmitten
Der dunklen Seele wirkt der sanfte Duft
Von Harz und Kerzen einen Traum ohn Ende.
Die tiefste Lust ist leicht hinangetupft
Ins hohe Wunder, das an keiner Wende
Des Weltentags sich wandelt. Immer geht
In ihm der Atem der Geburt und rauschen
Die Winde jener Mitternacht. Ihr seht
Den alten Hirten nach und hört euch lauschen
Am Fluß des Augenblicks, der gleichfalls klingt,
Vorbei den Stimmen, die noch «Gloria» singen.
Ihr sagt: es sang! Ich sage: Nein, es singt
Und jubelt hinter diesem weißen Schwingen
Das gleiche Lied durch alle Zeiten fort.
In allen Ställen ist das Stroh bereitet,
In allen Dörfern wird zum Fleisch das Wort

Und Weihnachtsseligkeit ins Sein geleitet.
Ihr sagt: Es schneit! Ich sage: Es ist mehr.
Das Tor des Himmels ist nun aufgegangen,
Der Geist flockt über die Beglückten her,
Und nur der Hassende bleibt leidumfangen.

XVIII.

Stillatemeins mit dir,
O winterschwerer Baum,
Erahne ich in mir
Nun deinen Wartetraum.
Von allem, was das ist,
Sind nur wir zwei bewegt.
Wo du durchschauert bist,
Ist auch mein Herz erregt.
Welch dunkle Welle rann
Jäh in uns beide ein?
Das kann der Tod und kann
Das neue Leben sein!

XIX.

Steh ich tiefer im Tag,
Steh ich sonnlich im Abend?
Um mich ist Licht,
Um mich ist flutendes Leuchten.
Sterne künden die Nacht,
Und die Ferne führt Dunkel.
Trage ich Schein,
Trage ich Licht um die Lenden?
Schafe, jagt euch die Furcht?
Brüder, blendet mein Gehen?
Zitternd hinein,
Zitternd versink ich im Wunder.
Schwere beugt mir das Haupt,
Auf die Schultern fällt Schwere,
Leise und warm.
Leis wie das Licht in die Nächte.

Knieend wird es mir klar:
Licht hat Seele und Atem,
Licht wird Gestalt!
Engel, Du, sei uns gegrüßet!

XX.

Nur den Klang des einen Wortes: Weihnacht! hören, und ich fühle mich befallen von der freudigsten der Unruhen.

Denn mit einem Male bin ich zurückgerissen in die Zeit, ein Dunkel tut sich auf, ich bin hinein-, hinabgeschleudert und stehe plötzlich doch, nach einem wehlosen Fall, in lauter Licht.

Ja, alles ist zu Licht geworden: Sein und Klang und Raum. Nun gibt es keine Grenzen mehr und keine Maße. Wer, frage ich, kann dieses Licht nun treiben, fassen, wiegen oder messen? Immer, wenn ich zupacken will, ist alles, das Zufassende wie das zu Fassende, nichts anderes als Licht und Licht im Lichte.

Es ist ein Licht, das ich mit leiblichen Augen nicht sehe, aber merkwürdigerweise körperlich weiß und spüre. Es ist vor meinen geschlossenen Augen wie vor meiner offenen Seele. Außer diesem Lichte gibt es nichts mehr, und was da ist, das zählt nicht mehr, und was da war, hat alles Nächtige verloren und brennt als Flamme jetzt und als Erleuchtung in der Lichtung, in der jähen, blendenden Lichtung der Zeit.

Auch du und ich, wir alle, wir, die kleinen, aber eingebildeten Gestalter der Geschichte, sind in dieser Strahlung entzündet worden, doch der flammenlose Brand, die wogenlose Brandung um und über uns ist nur der Widerschein eines andern unbegreiflicheren Lichtes. Dem sind wir maßlos fern. Durch die Schächte, durch die Glanzkanäle von Jahrhunderten kommt es auf uns zugeflossen, unauslöschbar, unversiegbar, umbraust uns in mächtigem Gescheine, hebt uns und trägt uns. Wohin? Wie lange?

Sekundenlang bin ich in diesem Wirbel. Wirkt die Sekunde wie ein Jahr? Das Jahr wie ein beseligter Augenblick? Es schaukelt mich und wiegt mich, es hält und erfüllt mich und läßt mich plötzlich fallen. Das Licht erlöscht. Es stirbt an einem Ton, es stirbt in einen Klang hinein. Jede Lichtwelle geht in einer Klangwelle unter. Ich aber bin geschaukelt wie zuvor. Denn aller Wellen Fortgetriebenheit sind wir.

Und was da um mich, was da in mir klingt, ist Wort, und was da singt und aus mir selber jauchzt, ist eine junge lichte Kinderseele. Ja, da bin ich, scheu und selig wie vorzeiten, und weiß in einer Melodie das Wunder zu fassen und den Jubel zu halten:

Il est né le divin enfant! —

Ich lese diese Worte zweimal nach und überprüfe andere, die ich vor Jahren aus der Stimmung einer hochgesegneten Dezemberwoche heraus geschrieben habe und erkenne an der wort- und phrasenreichen Unzulänglichkeit der Beschreibung, die sich nirgends mit der gewaltigen Idee der Inkarnation zu decken vermag, weil sie eher auf die Zuflüsterungen des Gemütes hörte als auf die wesentlichere Mitsprache des Geistes, wie unsagbar gefährlich doch in religiösen Dingen die lyrische Überschwänglichkeit des besten Dichters wirken kann.

Da ist ja nur das Herz, das den leichten Abglanz aller Äußerlichkeiten reflektiert und sich erfreut und auch die Seele mit befriedigt an den Spieleffekten einer Strahlung, die doch wahrlich in sich trägt die Kraft zu höchsten Zielen und den Drang nach einer stärkeren Spiegelung.

Auffangen alles Wunderbare und reflektieren bis zur äußersten Erregung müßte hier der Geist, der in fortkreisenden und immer weiter wallenden Reflexionen plötzlich in der herrlichsten Erkenntnis das Faktum dieser Weihenacht als den tieferen Sinn und den größeren Beginn der Geschichte zu erfassen vermöchte.

Dann hörte das Ohr des Begnadeten vielleicht das heimlichere Rauschen der Zeit, die, nun durchpulst vom war-

men Blut der Ewigkeit, das menschliche Werden zum Nichts verwandelt hat in ein Werden zum Sein und Überstehn. Und sichtig geworden durch die Wucht des Wunders, sähe er, daß über Nacht die Lebensstraße der Vernichtung ihren Fall verloren hat und aufwärts führt als Weg der Wesung nach der Glorie ohne Ende. Er begriffe endlich, daß die Werte der Vergangenheit unsagbar eingeschrumpft sind und gleich verschwinden müssen vor dem Neugeborenen, Der, als stete Gegenwart, als ahnbar atmende Präsenz für immer, zum einzigen Maß des Geschehenen und zu Geschehenden geworden ist, Sinn des Daseins, Fülle jeder Zeit und Erfüllung der Geschichte. Er allein, Den still die Mutter preist mit Worten, die auch dem größten Sänger heute als die herrlichsten erscheinen.

Magnificat anima mea Dominum!

Und die Stille, die dann folgte, wäre nichts als das Schweigen des Erschütterten, der da niederfiele und die Lider senkte, weil er nicht gleich die ferne Verheißung, die des Lichtes Lichtung in der Nacht der Zeiten freilegte, zu ertragen wüßte: es wäre der Freude zuviel für den, der, aller Hoffnungen fähig, doch immer nur zu leicht die Not und die Verzweiflung zu Häfen seines Lebens macht.

XXI.

Wie soll ich anders, wenn nicht kindlich, zu dem reinen Kinde
reden, das mir seine Mutter zu der eigenen gab
Und mitternächtig unter Tieren aufstand, um vor Tag mein
Menschentum mit seinem Himmelslächeln zu verklären?
Ich bin nur einer von den ausgestossenen Hirten, wohl der letzte,
weil der Jammer meines Lebens mich verkleinert und mein
Stab
Nicht langen kann, was unrein meine Seele macht, mit
einem Stoße auszuloten und die Zähren,
Die ich im Innersten, aus Furcht und Feigheit, weine, sichtbar
abzustecken. Doch ich komme wie die Andern zu Dir her

Und bringe nichts als meinen Schreck in einem Staunen, daß
ein Stall Dein Heim und eine Krippe Deine Wiege,
Ach, daß ein Fetzen Deine Kleidung und ein Häuflein Stroh
Dein Lager ist, indes Paläste hoffnungsvoll und bettenleer
An allen Straßen anderer Länder auf das Wunder der Erfüllung
warten und die Herren, die sie haben, noch im Taumel ihrer
Siege
Des Neides Schwerter blinken lassen, um die Unschuld in den
Hütten und den Kellern zu bedrohen. Sieh, die Welt ist
wieder roh und arm
Wie damals, als Du kamst, und Ställe, die verfallen, sind die
Schlafgemächer derer, die im Elend noch zu Dir geboren
werden.
Und selbst in dieser, ja, in Deiner Nacht des Heiles kehrt die
Menschheit diabolischen Gemütes, voller Hohn und Harm,
Im blinden Eifer ihres Fortschritts ins Vernichtende zurück.
Ich bin nur klein und machtlos mit dabei und bitte: Nun so
führe sie auch heim in Deinen Stall und in den Frieden Deiner
Erden!

XXII.

«Wo kommst du hergeschneit?» fragt mich das Kind,
Indes ich leicht den Schnee vom Kleide schlage.
«Ich komme aus der Ferne mit dem Wind,
Ihn hab ich angefleht, daß er mich trage.
So hob er sanft mich auf sein Flügelpaar.
Die Flocken tanzten Wirbel in die Stille,
Und voller Sehnsucht, Lust und Hoffnung war
Der weite Abend, den ein scheuer Wille
Mir gleich mit Wundern füllte. Ach, die Zeit
Ist seltsam voll, die mir Erinnerungen
Leicht aus dem Dunkel hebt und trägt und weiht!
Mit Liedern und Gesang sind sie durchdrungen,
Und alles trägt der Wind, Gesang und Lied
Und selbst die Schwere der erwachten Stunde.
Doch weiß ich nicht, was mich so fühlbar zieht,
Und fasse nicht den Sinn der stummen Kunde.»
«Ich weiß es», sagt das Kind und lächelt still
Und stellt wie zum Gebete scheu die Lippe.
Da fühl ich leicht, was es mir sagen will,
Denn hell in seinem Denken steht die Krippe.

XXIII.

Der Himmel bebte leis, die Erde war durchschauert,
Und alles strömte mit dem Weh der Nacht hinein
In einen Stall, in eine auserwählte Frau.
Und Sie gebar.
Das Kind lag gottsam und verklärt
Im kleinen Stall am Herzen jener reinsten Frau.
Und sieh: da floß ein Doppellächeln in die Nacht hinein.
Die Himmel schwangen, und das All war freuddurchschauert.

XXIV.

Ich bin, weiß Gott, ein sehr prosaischer Mensch. Es ist mein Fluch, daß ich die sogenannte Volksseele weder kenne noch anerkenne, wenn sie in Prunkmantel und Blinkschuhen in die Straße steigt, um die Kollektivität der allesfeiernden Bürger zu epatieren. Ich erwärme mich, spießbürgerlich wie ich nun einmal bin, nur für die scheue Einzelseele, die sich in Hemdsärmeln und Pantoffeln höchstenfalls ins Licht eines Reimgebildes stellt und selbst da noch die erschrockenen Augen niederschlägt. Und wenn ich, etwa am Christabend vor den Lichtern des Weihnachtsbaumes, mit ihr ein Zwiegesprächlein anspinne, habe ich vorsorglich die Öffnungen zur Masse Publikum vorerst abgedichtet. Mögen sie außen lächeln über den närrischen Sonderling, der sich einbildet, das große Sein genau so fest in der Enge seines Stübchens zu halten wie sie in der Grenzenlosigkeit des freien Raumes. Leider kann ich, Volltyp einer dunkelmännerischen Vergangenheit, nichts gegen eine Überzeugung, die mir einredet, jenes herrlichste Lied der Welt, das in diesen Wochen gesungen, gespielt, geschrien und mit Lust und Wonne profaniert wurde, erst im Innern des Hauses und der Häuslichkeit seine überwältigende Innerlichkeit hergibt, und daß auch der Lichterbaum seinen unsagbaren Duft, der die Tiefe und Leichtheit des Geheiligten hat und viel

mehr ist als der heimliche Atem der Nadeln, des Wachses und des Harzes, nur in die Winzigkeit eines Familienzimmers und einer Kirche hineinweht.

Sie aber, die den Sinn eines Kirchenfestes in der Arbeitsruhe mit all ihren Begleiterscheinungen zwischen Dauerschlaf und Abendbummel erkannt haben, feiern Weihnachten auf der Straße. Auf öffentlichen Plätzen tragen ihre Tannenbäume das elektrische Licht ihrer inneren Heiterkeit, deren Wundersamkeit darin besteht, daß sie sich beliebig ein- und ausknipsen läßt. Mehr noch: auch ihr Herzensjubel weiß sich ad libitum lauttönenden Ausdruck zu verschaffen, und wenn die Stahlnadel ihrer technisierten Empfindlichkeit über die Gefühlsrillen ihrer platten und substituierten Schallseele kratzt, stehen sie schweigend an den abgeseilten Rändern des Festsymbols und hören süßerinnerungdurchschauert, daß in dieser stillen und heiligen Nacht alles schläft. Auch ihre Seele. Denn nur die Kollektivseele, die, nach dem Grundsatz: Eines für Alle! die Allgemeinstimmung im Lautsprecher kondensiert und entpersönlicht, wacht in dieser Massenfeier um den entheiligten Christbaum. Sie wärmt die Menge im Schein der mehrkerzigen Glühbirnen, und wenn sie damit nicht bis zum Innersten vordringt, hilft sie mit Sprühwein und ähnlichen Frohsinnsschaffern nach. Und sobald der Geist dieser Dinge hinabgeprickelt ist bis auf die Gründe des Menschseins, steigt die innere Heiterkeit in Allen bis zur Decke des Herzens empor. Die Stummheit weicht vor der einladenden und unermüdlichen Singfröhlichkeit des Grammophons, und bald bricht aus hundert oder tausend Kehlen das Mohr'sche Lied fortissimo hinan zu den Sternen.

Dann rasch eine neue Platte auf den rotierenden Untergrund dieses schallenden Feierjubels! Minuit, chrétiens!

Aber weder Mitternacht noch Christen hören zu, da inzwischen das große Wunder der Menschwerdung geschehen ist, fern von dieser lärmenden Geschäftigkeit, die geschäftlichen Geistern ihr Dasein verdankt, in der Leis-

heit und im ehrfürchtigen Lauschen aller wahrhaft ergriffenen Seelen, die nicht mehr schreien, sondern nur noch flüstern oder beten können.

Aber die Menge, die Weihnachten aus der Einsamkeit des Stalles in die Geselligkeit der Straße zerrt, hat keinen Sinn für das Unaussprechlichste, das nicht mit Äußerlichkeiten erjagt werden kann; ihrem lautsprechenden und plattschallenden Interpreten innerster Freude fehlt ja um Weihnachten das Wesentliche: das Ohr, das die Regungen der gläubigen Einzelseele erlauscht!

Tut nichts! Sie werden ihre Weihnachtsbäume weiter in die Öffentlichkeit pflanzen.

Denn ich bin ihnen nur ein närrischer Sonderling, der die Welt verachtet, weil er sie nicht in ihrem Fröhlichsten verstehen kann.

Ein Mensch also, der hineinpaßt ins verlorene Zeitalter der Wachskerze und nicht in jenes der tausendkerzigen Glühbirnen.

Letzten Endes ein Finsterling, der keinen Sinn hat für die Poesie einer Einrichtung, hinter der die neueste Sachlichkeit ihren Geldbeutel offen- und ihren Ehrgeiz feilhält!

Wie soll die blinde Begeisterung das merken können, wenn sie mit champagnisierter Lust im Vordergrunde schreit:

«Stille Nacht, heilige Nacht!....»

XXV.

Ist nicht in dieser Nacht
Die Ewigkeit erwacht?
Ihr Atem schlug die Zeit.
Da sank ein dunkler Klang
Ins Herz der Endlichkeit —
Und tief im Weltsein sprang
Ein wunderschweres Wort
Zu Sinn und Seele fort.

Der Mensch erfing es nicht
Und stand verstummt und hart
Und bebte erst, als licht
Das Wort zum Fleische ward.

XXVI.

Als sie im Stalle stand,
Begrüßte sie den Wind:
«Durch meines Wesens Wand
Umkühlst du schon das Kind.
Sein ist dein leiser Hauch,
Der um die Dinge weht.
Erbebe ich nun auch?
Horch! Wie Sein Atem geht!
Wind, laß dein Wehen sein,
Wo meins nun tiefer ist!
Es braust ja zeithinein
Aus mir der Weltsturm Christ!»

XXVII.

Ich habe manchmal jene Angst, in der ein resoluter Mensch wieder aufzublühen vermag zu neuen Taten der Warnung und der Selbsterforschung. Das ist ein Gefühl der innersten Erschrockenheit, unser Leben hier, unser geistiges Leben, unser Dasein aus dem allgemeinen und allumfassenden Geiste beginne, nach einer entsetzlichen Pause wohltuender und fruchtbarer Durchrüttelung im Wirbel der weltlichen Ereignisse, wie früher zu stagnieren, die katholische Existenz werde vom Menschen dieser bewegten Zeit und vom Kinde der heilverheißenden Kirche verstanden als ein bequemes Stehen im Genuß, als ein vergnügtes Umsichselbergehen, ja, als ein simples Warten auf das große Wunder, das uns endlich aus der Macht der unheimlich um sich greifenden Fäulnis zu erlösen vermöchte.

Nur wenigen will es einfallen, daß diese Fäulnis ja die Folge unserer Faulheit ist, die es der Seele, sich und Gott versagt, der Gnade mühsam und beladen entgegenzuziehen, um sie in Not und Qualen zu verdienen und durch den täglichen Stachel des Leides aktiv werden zu lassen.

Wohl nennen wir uns Katholiken, aber wir sind schon nicht mehr bereit, für unsere angepriesene Weltanschauung einzustehen bis zur äußersten Verfolgung und ihretwegen uns durch alle Stadien des Hohnes und der Niedertracht, des Spottes und der Verachtung fortzukämpfen.

Wir fetten uns am Egoismus wie am Materialismus ein und lassen dann den Strom der Gnade wie das Wasser der Taufe, innerlich vollkommen unberührt, die Außenhaut entlanglaufen. Das Herz bleibt trocken, und die Seele hart, der Geist kennt niemals mehr die feuchte Segnung, die sich manchmal, wenn die Not der Kreatur vor unsern Blicken oder das Bewußtsein unserer eigenen Schuld uns noch zu treffen wußte, als nasser Schimmer in den Augen äußerte.

Heute gleichen wir uns den Apostaten an, die seit Jahrhunderten sich bemühen, Gottes Sterne auszulöschen, um nicht durch den nächtlichen Stirnenreif des Himmlischen an die Existenz eines höchsten Herrn erinnert zu werden. Nun reihen wir uns ein bei ihnen und unterscheiden uns nur noch durch die permanente Heuchelei, die den Glauben an einen ewigen Richter wohl ausdrücken, aber in hundert heimlichen Taten oder im offenen Nichtstun ihn doch zur gleichen Zeit hintergehen möchte.

Wer empfindet nicht, sobald er die Wucht dieser Unwahrhaftigkeit bedenkt, die gleiche Angst?

Erschrickt nicht jede Seele vor dem möglichen Ausbruch eines überweltlichen und überwältigenden Zornes?

Zuckt nicht dann und wann auch dein Gewissen zusammen?

> Bebst du schon, erschauernd mit den Dingen,
> Wenn die Stunden an die Nacht versingen,

Was im Tage deine Lust vertan?
Horche nur! Auch deine Kraft verlor sich,
Tiefres Dunkel hat dein Herz nun vor sich,
Denn die Not fängt erst zu schwingen an.
Wohl sind Sterne um dein Haupt geschlagen,
Aber keiner kann dein Leid vertagen,
Sinner! Sei dir selber zugewandt!
Alles Weh ist deines Willens Wirkung,
Deiner Trauer gibt die Schuld Bezirkung,
Und in Qualen wirst du dir bekannt.
Du erschrickst im leichten Fall der Schleier.
Nackten Ichs begehst du Morgenfeier.
Spüre deine Menschlichkeit vereist!
Immer trafst du, wen die Harten schlugen,
Nimmer nahmst du, was die Müden trugen,
Aber herrlich ward dein Trotz gespeist.
Aller Milde Flammen, die verschwelen,
Sammeln graue Aschen auf die Seelen.
Schau mit Schauder, wie dein Geist verschlackt!
Löscht dein Atem unsern Glutplaneten
Oder muß die Kälte dich betreten,
Die im Schoße dieser Erde brackt?
Einmal, wenn im Haß die Herzen sintern,
Wird der letzte Glanz an dir verwintern.
O, dann träume deine Nacht zu Licht!
Nur im Traume darfst du wieder sehen,
Wie die Wellen eines Lächelns gehen
Dingzu aus von Gottes Angesicht!
Mitternächtig hast du dich verschwendet
Wider jene Leuchtung, die vollendet.
Nun erwache, da die Sehnsucht schreit:
«Gib mir, Göttlicher den Schlag, der zündet,
Eh mein Irrlicht ins Vergessen mündet!» —
Und du dunkelst in Allewigkeit.

XXVIII.

Wir, die ins Elend Gebornen,
Aber dem Licht überm Leid
Herrscherlich Ewig-Erkornen
Löschen uns selbst aus der Zeit.
Kleine verfemte Gewalten,
Die uns dem Trotze erziehn,

Treiben uns, harte Gestalten,
Rascher zum Härteren hin.
Was wir im Frühling gewesen,
Hat uns der Sommer geraubt.
Nur — in den Träumen zu lesen —
Bleibt eine Lichtung, die glaubt.
Alles im Kommen Geschaute
Welkt schon im Blick, der uns eint.
Alles der Hoffnung Erblaute
Wird unsern Augen zum Feind.
Einsam ersteigen wir stündlich
Hügel und Höllen des Zorns.
Einsamer fallen wir hündlich
Über ins Nacktsein des Dorns,
Dessen erblühende Hürden
Einstens der Himmel beging.
Wuchtiger lasten die Bürden,
Denn wir versteinern zum Ding.
Gluten und Fluten, die leise
Schwankten, verdankten Gewichts,
Stehn und vergehn im Geeise
Unsers vertierten Gesichts.
Überm Verschreiten der Schreie,
Die unser Herz noch vergellt,
Werden wir, Meister und Laie,
Wölfisch zu Führern der Welt.
Unserm Befehl ist gegeben,
Henker der Erde zu sein,
Wollust zum Tod wird das Leben.
Bebt doch! Die Kugel sprang ein!
Was ihr verliert, ist nur Körper,
Atem und Qual ohne Sinn.
Oder verharrtet ihr, Dörper,
Streng im Gebot des ICHBIN?
Lacht und verlacht das Gejammer
Eurer verseligten Zeit!
Schlagt, daß er dröhne, den Hammer
Fester ins Wort, das entzweit!
Wir sind die Herren, die sterben,
Wenn es den Fäusten gefiel,
Gierig das letzte Verderben
Frech zu entfesseln als Spiel.
Dann ist das Tiefste vergessen,
Was uns durchstaunte: das Ich!

Immer vom Nachtsein besessen,
Greifen und morden wir: Dich!
Dich, des Erinnerns Gestrahle,
Das uns die Schönheit beschwor,
Wenn sich, o, mitten im Mahle,
Jäh unsre Wirrung verlor!
Aber die mordenden Mächte
Sprechen sich fröhlicher frei,
Wo nur der Wahn, der erzechte,
Tobt, daß es Heldentum sei.
Wünsche des Geistes, kristallen
Tief in der Pein zu bestehn,
Bricht unser Hohn, und mit allen
Muß das Gedächtnis vergehn.
Immer der Schimmer des Stolzes
Über den Tränen zu sein,
Ist uns am Fuße des Holzes
Grausam verwehrt. Wir sind Stein.

Nein, denn die Tränen sind stärker
Als unser Haß im Geherz.
Heimlich durchwühlen uns Werker
Unter dem härtesten Schmerz.
Taten von einstens bedrängen,
Was schon als Tod uns begeht.
Rückschwingt aus hellen Gesängen,
Längstens im Morgen verweht,
Alles Unsterbliche wieder,
Das uns wie Lazarus ruft...
Stehn wir, so fallen wir nieder,
Seltsam ins Wunder gestuft:
Atemlos sehn wir uns hören,
Wie wir vor Jahren gelauscht,
Da mit verfreudeten Chören
Heim unser Flehen gerauscht:
«Deus, qui humanae
substantiae dignitatem
mirabiliter condidisti
et mirabilius reformasti...»
Leben wir, angstlos, doch bebend,
Plötzlich am Tode vorbei? —
Gehn wir im Ewigen strebend,
Macht uns Unsterbliches frei.

Und die ins Elend Gebornen,
Aber dem Licht überm Leid
Herrscherlich Ewig-Erkornen
Bleiben dem Heile bereit.

XXIX.

Ich komme zu früh, ich weiß es, da noch ein bißchen Fließsand im Zeitenglas des Jahres zu sehen ist. In einigen Stunden aber wird es leer stehen und langsam um die eigene Achse rotieren, um das unterste nach oben zu kehren und neuerdings seinen Inhalt ausrinnen zu lassen. Dann werden in allen Ecken der Welt die Gläser erhoben sein, und keiner wird ahnen, daß es mein Wunsch gewesen ist, allen besseren Gästen in den Arm zu fallen, um manche Unbedachtsamkeit und jede Bedenkenlosigkeit zu verhindern. Dürfte ich doch, wo gesprochen werden muß, eine Weile nur ums Wort bitten! Was ich sagen möchte? O, nur dieses:

«Nun hat die Welt ihre Weihnachtslichter gehabt, aber es ist nicht heller geworden. Das Zwielicht will uns nicht verlassen und bleibt um uns wie der blasse Abglanz unserer trauervollen Existenz. Oder haben wir uns noch immer nicht an die volle Entfachung des wahren Leuchtens, das ein Überlicht der Wahrhaftigkeit ist, gewöhnen können, nachdem eine dunkelsüchtige Vergangenheit uns immer wieder gezwungen hat, das Helle zu verhängen und das Allzulichte auszulöschen? Wir haben so vieles in dieser Gewaltepoche verloren, das Licht der Weisheit wie den Glanz der Menschlichkeit, den offenen Schimmer der Güte wie das unverdeckte Funkeln der Brüderlichkeit, und zaudern noch immer, im Nachschwang welcher Furcht?, die lichte Fülle zum weithin sichtbaren Zeichen der hohen Pax um uns und alle Völker zu breiten.

Aber wir möchten nun feiern. Vor uns dehnt sich die Ebene der Humanität wie eine ungeheuer weite und einladende Tanzdiele aus. Noch schweben über der glatten

Fläche die Rauchwolken und der Schwelgeruch jenes gigantischen Brandfeuers, das wir mit vereinten Kräften soeben bezwungen haben. Das gewaltige Werk ist vollbracht. Wir stehen an einer neuen Wende. Mit Tanz und Jubel wollen wir sie bezwingen.

Ja, noch tragen wir den Klang im Ohr, mit dem uns das Jahr neunzehnhunderttristundtrübe verlassen hat. Aber das ist nicht der Ausschwang eines Jahres, sondern der Nachhall eines Zeitalters gewesen. Ein neues sieht uns an. Sind wir bereit? Dürfen wir schon, ohne Übergang, aus der Trunkenheit des Leids in die Trunkenheit der frohen Hoffnung hinübertanzen? Die Füße harren des rhythmischen Tones, der Dirigent der Zeitkapelle hat schon den Taktstock bereit, den Einsatz seiner Solisten und den Einfall des Orchesters zu fordern, und im Zwielicht der Gegenwart flimmert ein geheimnisvoll perlender Lethetrank in den erhobenen Gläsern. Wollen wir?

Nein, noch nicht! Verweilen wir einen Augenblick in der Nüchternheit der Besinnung! Wohl, es ist nicht leicht, in ausgedörrten Kehlen den Brandreiz zu ertragen, aber wir müssen wieder, kühnen und kühlen Willens, über die gerettete Ebene der Humanität das Ufer einer besseren Zukunft ersteigen. Geeint? Blickt nur hinaus! Da stehen wir getrennt wie gestern, hie rechts und hie links, da Wahrheit und dort Lüge, drüben Gewalt und hüben die Güte, und es gibt keine Brücke, die uns verbinden könnte. Fehlt uns nun der Wille, diese hohe, sämtlichen Feuern des Verderbens abgerungene Fläche zu betreten, in deren Dielen noch die Glut verborgen weiterschwelt? Hält uns die Angst, da wir die unerledigte Gefahr noch mit den feinsten Innensinnen erfassen? Oder langen die geistig-sittlichen Reserven unserer laizisierten Existenz nicht mehr zum Ab- und Übergang?

Ich sehe: euere Gläser sind erhoben. Ihr steht, im Lauschen und in der Erwartung gespannt. Unter euern Füßen knistern schon die heimlichen Funken des kaum besiegten Feuers. Ihr wollt einen frohen Trinkspruch hören. Wohlan!

So gießt denn den löschenden Inhalt eurer Gläser, diese trunken- und vergessenlassende Lust, im einen und im selben Schwung des guten Willens und der also besiegelten Eintracht über die schwelenden Herde auf der Ebene der Humanität, damit die Menschlichkeit endgültig bewahrt und die Menschheit definitiv gerettet werde!

Und wenn in dieser großen Stunde ein Kelch erhoben werden muß, dann sei es der goldene im Zeichen des Kreuzes. Es ist das einzige Zeichen des Heiles. Daraufhin wagen wir den Schritt über die Schwelle, den Gang ins Neue einzuleiten und jener Ewigkeit zuzustreben, in der alle Differenzen leicht im Lichte gelöst werden.»

Ja, das hätte ich sagen wollen, obschon ich weiß, daß es so Wenige gibt, die den Unterschied begreifen zwischen der Lust im Taumel, die, ohne Übergang, Frucht und Nährstoff des furchtbarsten Leides ist, und dem stillen dauernden Lächeln, das aus dem Ernst der Besinnung kommt, als bestrahlte, von der Ewigkeit her bestrahlte Nachwirkung des furchtbarsten Leides, das seinen höheren Sinn plötzlich wie den hellergetönten Streifen des aufgewühlten Meeres hinter dem dahinziehenden Schiff der gottzugewandten Schmerzen erkannt hat.

XXX.

Widersprüche bezeichnen die Etappen unserer Existenz.
Das ganze Universum wird elektrifiziert.
Im Explosionsleuchten der Atome brennt das All.
Aber Nacht erfüllt den Atem- und den Lebensraum unserer Hoffnung.
Finsternis umhüllt unser Denken.
Unser Empfinden hat keinen warmen Glanz mehr.
Die Verblendung unseres Geistes wächst mit der Produktion unserer Glühbirnen.
Helle Individualitäten machen ungloriosen Individuen Platz.
Alles Lebende drängt zur eintönigen Masse hin.
Inmitten der gehallten hirn- und gesichtslosen Menge werden wir zu Einsamen.

Der Erschaffene fühlt sich haltlos und gefesselt in einem.
Jeder Mensch ist ein Atom in der humanen Materie: jeder eine potentielle Knall- und Zerstörergewalt.
Denn explosiv sind Neid und Ichsucht.
Jeder kreist für sich, jeder rennt in die Verzweiflung.
Warum wohl?
Sollte er die Fähigkeit, zu beten, ganz verloren haben?
Beten ist die bewußte Hinwendung zum Andern: ein Einswerden mit dem Andern, ein Sich-Entichten um des Andern willen.
Allein wir denken nur an uns.
Gott ist uns verloren gegangen: Gott im Nächsten und Gott im Verzichte auf die Befriedigung der täglichen Gier.
Wir beten nicht mehr, weil wir nicht mehr glauben.
Ach, wir protestieren gegen eine solche Behauptung, denn wir nennen uns noch Christen.
Und wir sind es: Scheinchristen, Taufchristen, Sonntagsmüßiggänger des Herrn und gewissenhafte Osterbeichtlinge.
Was tun wir diesetwegen?
Wir glauben, daß wir glauben.
Allein wir ahmen nur überlieferte Gesten nach.
Wir lassen unsern Mund zur Plappermühle werden und mahlen Wörter ohne Sinn.
Wir reden ohne Seele ins Ungewisse hinaus.
Denn unser Gewissen schläft den Schlaf der Ungerechten.
Unser Herz ist geschlossen, keine Himmelsgnade vermag hinein zu regnen.
Das Kreuz, das wir von Zeit zu Zeit noch schlagen, kreuzigt immer wieder Unsern Herrn.
Oder kreuzen wir am Kalender nur die Lotto- und die Tototage als rote Stationen unserer besten Chancen an?
Berechtigt diese Tat uns zur Verkündung unserer Christgläubigkeit?
Kinder Gottes?
Nein, armselige Teufelchen sind wir, die ihre Beschaffenheit ignorieren.
Verspielt ist unsere Engelhaftigkeit.
Und wir sind dabei, die letzte Größe der Gottesebenbildlichkeit zu verludern.
O, wir vernehmen noch die Forderung: «Wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder!»
Aber wir erfüllen sie bestenfalls durch die Verkindischung unseres Wesens.
Nicht in den Zustand der Unschuld, sondern in den der Dummheit kämpfen wir uns zurück.

Leiden wir dann, so entwerten wir das Leid durch Ungeduld und Empörerhaltung.
Wir hassen, was uns quält, wir quälen, was uns haßt.
Der Haß macht häßlich, und Häßlichkeit fließt in schwarzen Wellen durch die Zeit und durch den Raum.
So wird es Nacht, wo wir agieren.
Wehe uns, daß wir in dunklen Zeiten leben!
Doch immer wieder wird die Weltfinsternis durch die Macht einer einzigen Nacht besiegt.
Die große Weihestunde wandelt den natürlichen Zustand unserer Schlafenszeit in einem Wunder ohne Ende.
Durchlichtet ist mit einem Mal das Außendunkel und durchstrahlt die Innengräue des Geschöpfes.
Allerwelten hebt eine Orientierung hin zum Lichte an:
In unserer Unsicherheit erschließt sich eine Sicherheit, in unserer Ungewißheit eine Gewißheit.
Ein Tor geht auf in sämtlichen Engsperren, und es ist das Herz, das jäh zu einem Kelch in Blüte wird.
Oder öffnet sich der Geist, sobald er den Kontakt zum Nächsten wie zum Größeren und Höchsten gefunden hat?
Alles ist bereit in uns, das altgewohnte Nehmen in ein frohes Geben zu verwandeln.
Unser Wille äußert sich als Hang und Drang zur Hingabe.
Wir spüren, daß wir von uns selber befreit werden und sofort geneigt sind, uns der Schuldhaftigkeit unseres Zustandes bewußt zu bleiben.
Nein, wir leiden schon an der Erkenntnis, das Erhabene verkannt zu haben.
Das Leid enthüllt sich als Bedauern, immerfort das Ich und nie das Du gesucht zu haben:
Unermüdlich das vollkommenere Du in einer pausenlosen Selbstvervollkommnung.
Auf diese Weise, leicht und einfach, wird die Qual uns zum Gebet.
Und langsam ändert sich die Gewandung unserer Reue.
Ist sie anfangs grau und Poenitenz in Trauer gewesen, so wird sie allmählich weiß in der Lust zu singen, und im Eifer, aufzujauchzen.
Die Poenitenz in der Freude macht uns weit und mutig.
Vor der fremden Frechheit werden wir zu Bekennern unserer Schwäche, die sich bald als Stärke entlarven wird.
Denn ein unbegreifliches Licht leuchtet in unsere Finsternis.
Das ist mehr als die Lux Pacis in uns: die Klarheit, die wir spüren und nicht fassen, kommt von außen- und von obenher

Wir stehen inmitten einer Leuchtbahn, die eine strahlende Cäsur in die Zeit geschnitten hat.
Glanz geht durch unser Sein und macht uns schimmernd.
Wir sehen uns sehend in der Blitzung, welche Vieles klärt und Etliches verklärt.
Vom Lächeln des göttlichen Kindes?
Seht, wir lächeln heimlich mit.
Denn wir sind mitgeboren worden und liegen in der Nacht der Welt als Kinder des Lichtes.
Laudamus lucem! Gaudeamus in claritate!

XXXI.

Halt! Ehe der Fuß die andere Schwelle berührt, sei die Schwere des entscheidenden Schrittes überdacht! Wir stehen an der Wende, die bedeutsamer ist als die äußerste Biegung jeden anderen Jahres, denn in der Sekunde des raschen Übergangs fällt uns die größere Wucht einer neuen Verantwortung an. Wenn an diesem Tage im Zeitenniemandsland zwischen dem ersten und dem zwölften Mitternachtsschlag der Uhr, unser Geist das Vergangene abgeworfen und in die lässige Hand der Geschichte hat sinken lassen, wenn das Kommende noch als leichter Strahl in Glanz und Schönheit zu fühlen ist, wenn alle getrösteten Hoffnungen von den Gräbern der Enttäuschungen herübergeschritten kommen in unsern Gesichtskreis, dann erhebt auch das vergessene Gewissen wieder seine eindringlichere Stimme und redet die Betroffenen an.

Ich möchte ihr hier, für einige tausend Taube, den einen oder andern wahren Menschen hörend und hörig machen und von ihren heimlichen Worten etliche wenigstens der Besinnung unserer Besten zuführen. Wir können, in den zwölf Sekunden zwischen dem ersten und dem letzten Mitternachtsschlage, nicht das Ganze überdenken, wie sehr es auch, in dieser und in jeder Weile, überdacht werden müßte, aber wir dürften doch das Wesentliche

streifen und in aller Denkerlust dem jähen hochzeitlich gestimmten Ernst als hinterlassene Tochter der Freude bräutlich zugesellen, um dieses neueste Jahr mit einer Vorfeier zur werdenden pax humana einzuleiten.

Die Stimme spricht also:

«Ihr wünscht den Frieden, doch ihr sprecht vom Kriege. So beschwört ihr den gehaßten und habt ihn geistig vorbereitet, noch ehe euere Waffenproduktionsmaschinen ihren Rotationsgesang wieder aufgenommen haben. Ihr wollt menschlich und barmherzig sein und entkommt nicht eurer niedrigsten Furcht. Und furchtbar seid ihr in dieser Furcht, erbärmlich noch in eurer Barmherzigkeit, unmenschlich in eurer Menschlichkeit. Was euch hetzt, ist die Angst vor euch selber, was euch jagt, das Mißtrauen vor dem Nächsten, was euch hinanzieht in die obersten Etagen des Hasses, eure Ehrsucht, was euch blendet, eure namenlose Selbstliebe. Dauernd hascht ihr nach Ungreifbarkeiten, und in jedem Zugriff tötet ihr einen Nebenmenschen.

Ihr denkt genau wir jener sanfte Russe, von dem euch Alain berichtet: er habe in einem Augenblick der Depression in die Welt gerufen: «Wie leicht wäre es doch, den Frieden zu sichern! Zwölftausend Menschen, bestens ausgewählt und einfach hingerichtet! Das wäre wirksamer als jede Weltverbrüderungsgesellschaft mit unbeschränkten Gedankenmitteln.» Zwölftausend Mann! Welch geringe Zahl im Vergleich zu den Millionen, die auf den Schlachtfeldern der Menschheit fallen! Aber wäre dieses entsetzliche Mittel wirklich ausreichend, um endlich die pax humana herzustellen? Nein! Denn auch der Krieg, den ihr wider den Krieg führt, schlägt seine Ruinen. Materielle weniger als moralische, und die sind die allerschlimmsten. Denn gewaltiger als die Atombombe zerstört die Lüge, die vollkommen die Welt der Wahrheit vernichtet, wenn die neueste Waffe nur ein Stück der wahren Welt in Trümmer legt.

Es genügt nicht mehr der Glaube an den Frieden. Ihr müßt ihn wollen, denn in euch selber fängt er an. Die pax christiana ist eine individuelle Tat vor der allgemeinen. Der gute Wille in jedem Einzelnen ist aufgerufen, um das weiße Friedenstuch zu schaffen, das gewoben ist aus Millionen Zugeständnissen.

Euer Sein ist Traurigkeit, gewiß. Aber der gesunde Mensch überwindet sie oder schwört zum mindesten, sie endlich zu überwinden. Ihr habet einen weiten Weg zurückzulegen, ehe ihr zur Erkenntnis kommt, daß euer Glück wohl möglich ist, aber daß es den Beweis von Mut zur unerläßlichen Voraussetzung hat.

Doch im Grunde seid ihr angefressen von der minderen Feigheit. In euern täglichen Begegnungen laßt ihr die gepriesene und notwendige Stärke vermissen, den Sträfling als Menschen, den Geschlagenen als Kameraden und den Unglücklichen als Freund zu behandeln.

Denn allzuschwer fällt euch die Überwindung des Fanatismus, der immer nur eine Animalregung des entgeistigten Menschen ist.

Ihr berauscht euch dennoch an eurer Kultur. Auch die ist gefälscht, seitdem sie nicht mehr die ordnende Gewalt des Geistes, sondern eine anarchisierende und permanente Vergewaltigung des Geistes selber ist, die dem vollzogenen Unrecht gern und willig das allessanktionierende Gesetz schafft. Ihr leidet, weil ihr vergessen habt, daß die Gerechtigkeit nicht die Auswirkung eures erbosten Gefühles im harten Joch eures eigenen Gesetzes, sondern eine Tat ist, die fortwirkt unter den dauernden Impulsen von Wille und Wagnis nach jenen unvergänglichen Bestimmungen, die über allen Sentimentalitäten wurzeln und wachsen und dennoch einzig und allein aus der Liebe leben und gedeihen.

Das alles und noch viel mehr habt ihr neu zu lernen, einfach und ergeben wie die Kinder der Erstzeit, ehe ihr das Leben schließlich begreifet, nicht als ein Gejagtwerden

von der Furcht, sondern immer und überall, auch in den dunklen Nächten der Not und der Qual, als ein endloses Gezogenwerden von der Freude, deren Himmlischkeit ihr wohl heute ahnen, doch nicht ermessen könnt!»

XXXII.

Im Tempel der Alten waren die Götter
Gäste ihrer Schöpfer:
erbärmliche Kreaturen einer Menschheit
die sich selbst verwarf.
Sobald sie Schein des Lebens hatten,
widersprachen sie einander lautlos,
usurpierten Himmelsthrone
und konnten dennoch gemeinsam als Verschwörer
sich im Pantheon vertragen.
Sie verstanden, weil sie nicht bestanden,
sich im Schweigen
einer ungeheuerlichen Komplizität.
Schändlicher als ihre Rufer
vermenschelten sie die Zeit,
bis Gott mit einem Mal in Bethlehem
der Überfurcht Sein Antlitz zeigte.
Sofort erhoben jene sich zum Kampfe
wider Jesus,
welcher lächelnd durch die Reihen
der Bekränzten ging.
Als Er vorüber war, da staunten alle Sehenden:
denn ruhmlos waren die Schattengestalten von Seinem Lichte
ausgelöscht worden,
während ein unsterbliches Wundern
aufzublühen begann
im ersten Wunder dieser neuen Welt.

XXXIII.

Schweigt mir, denn der Tod ist in der Welt!

Drüben an den weißen Koppen, wo das Greisenhaupt nun zu ruhen scheint für immer, fallen langsam dunkle Schleier über das Gesicht der Weite, und der Hang in

unserer Nähe läßt mit einem Male das offene und waldige Gerippe der Verschiedenen noch nächtiger als in den kalten Tagen der Vergangenheit zum Ausdruck kommen, während rechts und links im Tal die kleinen Strauchgeschöpfe unhaltbar stumm und bebend erdwärts sinken.

Sind wir, letzte Überlebende einer gewaltigen Revolution, die das ganze Universum umgewandelt hat, denn weniger fühlsam als die nackten Dinge, die da trauern, wo wir unergriffen stehen möchten? Nein, es packt uns, nein, schon hat uns ihre Not und zwingt uns alle in das Leid, das rings den Raum mit einer Unsäglichkeit erfüllt, die uns noch mehr als das Erstarrte angeht. Laßt uns stille werden, denn der Schmerz will reden!

Über uns, auf breiter Wolkenstraße, fährt — von welchen unheimlichen Rappen gezogen? — der große Totenwagen vor, weit wehen, da er herjagt, die gelösten Behänge aus, und die grauen Haare des vergrämten Zügellenkers flattern gleich den schwarzen Mähnen seiner Tiere.

Und der Himmel selber ist erschüttert, denn unverhofft vergießt er, aus geschlossenen Augen, die klaren Tränen des mittrauernden Bewegtseins.

Wie könnten wir trockenen Lids vor solchen Weinungen bestehen, wenn es unsere Größe ausmacht, Herz zu haben und Gemüt vor jedem echten Kummer zu bekunden? Feuchten wir die Wimpern an, da alles näßlich seine Qual verrät! Laßt uns stiller werden in der Stillung einer Stunde, die unter der Last des Augenblicks den einfachsten Laut verliert! Verhalten wir den Atem, wo das Atmende keinen Ein- und keinen Aushauch mehr hat! Ach, seien wir wie jenes Haupt, das drüben auf der Koppe liegt, durchleist, verklärt und ohne Wallung!

Was aber ist mit seinem Odem geschehn? Wo kam er hin? Da weht er noch! Sein Hauch? Oder meiner? Ja, da regt er sich, da pulst es noch, da wächst ein Atem her und setzt sich selber fort, da geht ein Blutschlag durch die Zeit, o, heimlich und geheimnisvoll, ein Atem, der aus

Atem lebt, bewegt die Ferne, wiegt sich und erregt uns mit, nun weht es wuchtiger und steigert sich im Winden, Sehnsucht, scheint's, will laut zu Sehnsucht streben, immer schwillt es, nimmer fällt es, ruft sich, wiederholt sich, steigt und ruht, durchhorcht das Schweigen, liebt es nicht und stärkt sich in der Tonerneuerung, erkennt sein Wesen in der Lautbetonung, überhebt sich, teilt und treibt sich, wird verzehnt-, verhundert- und vertausendfacht, entsetzt sich, schreckt sich selber, steilt sich wider jede Steilung, schlägt sich, stößt sich, schreit und heult, — ach, ja, es sind die Klagestimmen des Kosmos, der den Heimgang seiner Liebsten öffentlich bedauern läßt.

Aus allen Winkeln des Daseins wellen nun die Lamentationen der Unsichtbaren her, die der Betrübnis eines Hohen und zugleich der eigenen Untröstlichkeit die Stimmen der Berufenen leihen. Das fließt vor uns zusammen in einem ruhlosen Wirbel des Jammerns, fällt uns an und verfällt dem Wahn, auch uns, die Überlebenden, mit allen festgewachsenen Objekten in denselben Tanz der flehentlichen Klamation dahinzureißen.

Doch im Atemwuchs der Tobenden droht uns der Atem auszugehen, wir möchten in der Mitte aller Stillen daheimsein und den Überschrei der Klagenden vergessen, die der Qual der Zeit die höheren Akzente der Verzweiflung schenken, um im Untergang der Erde den elementaren Ausbruch der äußersten Hoffnungslosigkeit zu verkünden. Wehren wir uns noch? Vergeblich, denn die orkanischen Zerrungen der entfesselten Trauermächte werden uns wohl bald aus jedem Willenshalt geschleudert haben. Schließen wir die Augen und falten wir die Hände, denn das Ende naht!

Eine Weile nur! Wenn nun die wilden Heulgewalten ihre letzten Kräfte einsetzen werden, muß es im Nu vorbei sein. Horcht! Da hebt es an, da jagt es her! In Gottes Namen! Packt es euch, wie es mich selber jetzt umfaßt hat? Hört die Schwellung dieser pfeifenden Atemstöße!

Hört den Wandel in den Tönen! Hört, ja, hört die Hellerwerdung in den raumgefüllten Lauten! Hört ihre steigende Enttiefung! Hört den Umschwung! Hört die Lichtung in dem dunklen Brausen! Hört die Leuchtung nun und seht, o, seht dort über den veränderten Koppen eine blaue Insel in den Wolkenmeeren, staunt und wundert euch, denn alles kehrt sich jäh ins Wunder, da die Stimmen aus den Fernen plötzlich singen und die Bläue einen Strahl versendet, der das Greisenhaupt der Erde leicht mit Glanz und Silberlicht umkränzt.

Und dort, wo diese Strahlung auftrifft, scheidet die Erde wie Dampf den Odem des Erschauernden aus.

Drum singt nun mit den Fernen, deren schwellende und verwellende Töne kaum den Jubel himmlischer Offenbarerinnen zu verhalten wissen, denen das Leben zueigen ist.

Die Erde lebt, und morgen wird sie uns die frohe Hoffnung mit Millionen Blüten zieren.

XXXIV.

Nun wollen wir eine Weile den Schritt verhalten, denn vor uns, am Herzen einer jähen Nacht, lauscht der Tod.

Diese Nacht steht außer dem Gesetz der Welt, durchweht wohl, wie jede andere, von den Wundern der Zeit, aber ihre Lasten tragen den heimlichen Duft von Balsam herüber, während ihre Laute schon der unendliche Widerhall menschlicher Reuen sind. Ihre Finsternis hat nicht mehr die seltsame Offenheit der Vornächte, da in den letzten Abgeschlossenheiten immer noch die geheimnisvolle Wachheit eines Augenpaares zu ahnen war und ein Atem das andere Wehen entlangfloß als die endlos herrinnende Beglückung aus einer Seele, die vor sämtlichen Verborgenheiten Wache hielt wider den Ausfall der Not und den Ansturm des Hasses.

Nun sind auch diese Augen geschlossen, und der Atem ist verronnen. Noch am Herzen der Nacht ist es Nacht

geworden, und die Quelle des Wehens ist eine tönende Leere, aus der kein Traum mehr steigen wird, um die Schauerlichkeit des entlichteten Seins zu überzaubern. Im Dunkel steht das Riesenhaus des Todes und ist der Welt ein Grab, von dessen Wänden in ordnungslosen Intervallen die Schollen der Verlassenheit fallen gleich Seufzern der in Leid verstofflichten Zeit. Die Stille fühlt sich marmoren an, und auf der versteinten Kälte liegt das verstummte Haupt des Seins. In die Tiefe seines Schweigens, in die grundlose Tiefe seiner Ruhe fließen die Tränen aller Bäche und Fontänen hinab, und das Rauschen der Natur ist nichts anderes als das Echo jenes säkularen Stromes, den die Verlorenen der Geschichte im Weh ihrer Sehnsucht vor sich hingeweint haben.

Mitten darin herrscht der Tod. Wo alles, selbst die Sprache der Jahrtausende schweigt, beginnt er den neuen Toten anzureden:

«Aller Größen Größe habe ich getragen, nur Du bist mir zu schwer. Erfüllt wurde, was immer mein Wille wollte, doch Dein Wunsch von gestern, ausgeworfen mit dem letzten Atemzuge, überwindet mich noch heute. Es gibt keine Schönheit, die ich nicht empfangen, keine Güte, die ich nicht getrunken, keine Liebe, die ich nicht gelöscht, keine Süße, die ich nicht genossen, keine Heimlichkeit, die ich nicht enthüllt hätte. Ich bin die Mündung aller Sanftheiten und der Füllborn eines jeden Aufruhrs. Doch jetzt ist eine Stille in mich abgeflossen, die ich nicht in meinen Fängen auszustillen vermag, und ein Streicheln wellt an mir dahin, das ich in seiner Unfaßlichkeit nicht übernehmen kann. Dein Schlaf in meinem Schlafe ist weder Untätigkeit noch Untertänigkeit und ist noch nicht Entwilligung am Ende, sondern fortgesetzt ein Lauschen zwischen Zweien, ein Harren auf das Neue, gegen dessen Kommen ich mich nicht mehr stellen darf, weil ich schwach wurde an Dir, meinem Opfer, in Dir, den ich bezwungen habe und der doch, in der unverständlichsten Umkehrung aller Gesetze, in der Verwun-

derung dieses Augenblicks, im höchsten Wunder der Geschichte, nun mich selber überwindet. So stirbt an einem Toten der Tod. Schon schwanke ich, schon wanke ich, ein Blitz vor meinen trunkenen Augen, ein Blitz in meiner Nacht, ein fremder Atem hinter meinem Atem, ein stehender hinter meinem vergehenden, ich sinke, sieh, da falle ich hin, und die Zeiten haben sich erfüllt!»

Und in der Welt ist die ungeheure Erwartung geblieben. Ihr Fieber verwellt als leises Beben an den Fingern der Zukunft, die hinter sich eine Glorie im Mantel des Jubels verbirgt. Von den Menschen aber ist nichts mehr zu sagen, denn sie liegen mit verdeckten Gesichtern in der Fülle der Hoffnung.

Einer nur, den sie ewig Judas nennen, hat die Hände in den Saum der Verzweiflung geschlagen. Selbst er ist berührt vom Geheimnis der Erwartung, das ihn anzuflüstern scheint:

«Harre aus mit den andern! Eine Weile noch, dann wird Er dich küssen mit den verklärten Lippen im rauschenden Triumph Seiner Liebe!»

Doch Judas ist der einzige, der nicht warten kann. Er ist und bleibt der Vater des Elends.

XXXV.

So offen ist die Zeit geworden und so unabweisbar ihre Einladung, daß ich die Stunde verlasse und den Lärm in mir entlaute, um hinaufzusteigen in das Schweigen der Verlorenheit, die im Duft von Kerzen und von Überwelt, von Tannen und von Gottesatem den Ruch des Weiterseins bestimmen möchte.

Der letzten Stille bin ich plötzlich eingeboren und den Erdendingen abgetrieben, damit auf den Untergründen der Stummheit ich den Regungen lausche, die der Weihnachtszauber in mir langsam auszulösen trachtet.

Warum wandelt sich in meiner Seele die geliebte Landschaft der Erwartung, die nichts mehr ist als die Spiegelung der Weltenpanoramen, wenn diese bleiben, was sie wochenlang gewesen sind?

Weshalb stehe ich mit einem Male in vertrauten Räumen fremd mir selber gegenüber? Ach, wie darf ich dort mich kennen und erkennen als ein schwaches Wesen, wo die Emanationen eines Wunders an den toten Objekten spurenlos vorüberwehen und das Menschliche, das sich ihnen voller Hoffnung ausliefert, in einer unverdienten Transposition zu erhöhen und zu vollenden unternehmen?

Nein, ich bin schon nicht mehr ich; die früheren Begierden sind dahin und neuerstanden meine alten Sehnsüchte nach dem wahren Verbum über allen Wörtern. Seht, ich halte an und werde doch getrieben, mich in allen Winkeln des Denkens nach der Deutung meines Innenwechsels umzusehen und die Glorie des Augenblicks mit Klängen auszusagen, die den Himmel selber überraschen müßten.

Ob ich wohl gezwungen wäre, mich in die Werke des heiligen Johannes vom Kreuze hineinzustürzen oder an den Schriften der auserkorenen Theresia meine Stimmungen zu klären? Könnte mir der heilige Augustinus jetzt und hier die Unvergleichlichkeit des Fühlens als Geheimnis einer Übertragung aus dem Mysterium der Mitternacht zu deuten wagen? Dürfte ich, dem eigenen Spürsinn ausgeliefert, in Thomas von Aquin die Sätze finden, aus denen die Geburt des Heiles als eine Explosion der Gnade begreifbar würde?

Ich versage meiner Wissenssucht die Mit- und Mittenwirkung der gesegneten Schriften und greife nach den Versen eines Suchers, der gleich mir beschaffen schien und deshalb in die Reihe meiner Freunde kam: er nannte sich Max Jacob, als er noch hienieden wandelte, und sagte singend aus, solange ihm zu singen einst gestattet war:

«Je vous offre cette définition de mon Dieu,
et qui n'est pas un jeu... non qui n'est pas un jeu,
car ce petit salon empli de porcelaines
avec ses aegypans, ses acteurs, ses sirènes
est à l'image de la terre
de nos péchés et de nos haines.
Ces bibelots légers, bleus bien qu'ils n'en aient pas l'air
figurent nos destins vers Dieu ou vers l'enfer.
Or une petite fille jouait avec sa balle
la lançait au miroir pareille à une comète
puis la lançait en diagonale
puis la serrait contre son coeur
tournait sur soi-même en pirouette
et s'appliquait avec ferveur.
Voici: la balle ne revint plus!
A qui se plaindre et demander main forte:
car ce jeu de salon était très défendu!
Ce n'est que bien plus tard la petite étant morte
qu'on retrouva la balle
dans un groupe antique de Sèvres entre la voûte et la balèvre.
Le groupe figurait Jésus-Christ et sa Mère
ta balle, mon enfant, était une prière.»

Ich wiederhole diese leichten Verse der Verheiterung, liege sanft in meiner Abgeschiedenheit und fange langsam, als ein Kind und wie das Mädchen, vor mich hin zu spielen an: meine Worte sind wie Bälle, meine Stimmungen wie wuchtige Gewalten und meine Gedanken, welche mit den Ausgeworfenheiten fliegen, leicht und leuchtend wie die Gummikugeln, ach, Entzückung rufend und Verzücktheit fördernd, wie die makellosen Freudenäußerungen der Kleinen.

Vielleicht ist dieses heimliche Spiel im geweihten Vorraum einer Glanzepoche Dem verboten, der Gefühl und Reflexion nicht eingestimmt hat auf die Schwingung des Unausdeutbaren und auf die Tönung des Unendlichen!

Ja, es will sich eine scheue Furcht in meinem Herzen irgendwo erheben, auf daß ich reuig werde, eine Schuld bekenne, die sakrale Würde der Feiersphäre wahre und geschlagen mich im kalten Tieresernst der Außenwelt

verliere: ein enthimmlischtes Geschöpf im Zwang der harten und gemeinen Freudentöter!

Doch ich weiß nun, weil Max Jacob es entdeckt hat, daß mein liebstes, daß mein federndes, daß mein entsprungenes Spielzeug in der Mitte einer herrgottshellen Gruppe ruht.

Ich schaue, mit geschlossenen Augen, die Gestalten: Josef und Maria und das Kind, die Hirten dann und, ferner, Ochs und Esel, die erstaunt mein Wurfgeschoß betrachten und, den Menschen gleich, den Hauch verhalten vor der warmen Bitte, die ich ahnungslos und glückdurchströmt dem jungen König vor den Thron zu schleudern vermag.

XXXVI.

Noch einmal habe ich gestern, als schon die Kartage über dem Ostermorgen zu verdämmern begannen, in Charles Péguy, dem Freunde meiner Seele, oder sage ich besser: in Charles Péguy, dem Vater meiner Seele, Worte der Überraschung und Sätze der Wahrheit gelesen.

Worte und Sätze, die mich neuerdings zu staunen zwangen über den Dichter, der vor der Kirche inniger zu glauben und zu deuten wußte, was in der Kirche wir nur halb zu fühlen oder halb zu ahnen vermögen, als der Auserwählte, welcher Tag für Tag sein Introibo ad altare Dei spricht.

Denn Charles Péguy, der einstige Sozialist, den die Caritas im ursprünglichen Sinne durch alle Tiefen des Leids zu sämtlichen Höhen des Denkens führte, war allzeit seiner eigenen Erkenntnis absolutester Erfüller, dem zwar die Verwerfung früherer Überzeugungen schwer fiel, der jedoch die alten willentlich gestürzten Ansichten zu Stufen für den Fuß machte, der ihn aufwärts in die Klarheit und vorwärts in den Bann der Heiligen vor dem Atemraume Gottes trug.

Eine unerklärliche Scheu hielt ihn vor dem körperlichen Eintritt ins Sanktissimum des Herrn zurück, allein sein Herz und seine Gedanken waren dort, wo die Wunder des Himmels, unsichtbar und unsagbar, in fortgesetzten Gnadenströmen geschehen, sodaß der Außen- oder Fernerstehende mehr gesegnet scheint als der Innenknieende, der nicht immer reden muß wie in der biblischen Parabel jener Pharisäer.

Doch der Außen- oder Fernerstehende erschauert mehr als dieser, und sobald er spricht, geht in dem, was er verkündet, ein geheimnisvoller flatus vocis mit, in welchem sich ein Hauch der Ewigkeit wie das spürbare Nachwehen eines Schleierfalls bemerkbar machen will.

So denn sind von mir die Worte gelesen, vernommen und begriffen worden, welche Charles Péguy in seinem köstlichen «System-Geist», der in einer mörderischen Parodie die Philosophen und die Philosophieschüler oder Philosophenschulen erledigt, in die Zeit geschrieben hat:

«...näher als dem kleinen Bourgeois ist dem großen Herrn der Bettler; der Mann, dem nichts gehört, der gar nichts hat zueigen, ist dem König näher als dem kleinen Kapitalisten oder auch dem kleinen Krämer; der Mann, dem nichts gehört, tritt ein in Versailles und betritt das Haus des kleinen Funktionärs nicht; der Mann, dem nichts gehört, tritt ein in Versailles, wo das Haus des Königs ist; er tritt in Notre-Dame ein, welches ist die Wohnung Gottes; er wird das Haus des kleinen Rentners nicht betreten; der Bettler ist des Königs Vetter, und Jesus Christus ist gestorben, um ihn zu erretten; allein er ist nicht Vetter eines Mannes, der ein wenig hat von drei Prozent...»

Bin ich nicht an diesem Tage, wie an vielen andern Tagen, jener Mann, der nichts besitzt und irgendwo in einer Notre-Dame dem Heimweh eine Heimat findet?

Betrete ich an diesem Morgen, wie an manchen andern Morgen, nicht als Bettler den Palast des Königs, der mir Vetter ist und mehr als Vetter, um von ihm ein neues Almosen als Panis meus für die Feierstunden zu erflehen?

Ja, ich meide die Behausungen der Kleinen jeder Art, die eng im Herzen und noch enger im Gedanken sind; ich gehe an den Satten und den Selbstzufriedenen, an den Bourgeois und den Münzenhortern, an den Festbesoldeten und den Mehrundmehrforderern rasch vorbei und lasse mich von diesen bespötteln und von jenen verachten.

Ich weiß genau, an welche Türen ich anklopfen darf, damit mir Liebespforten als Gnadentore aufgehn. Da bin ich ein willkommner Gast, und da ist alles, was ich für den Augenblick benötige, mein.

Der Augenblick, den optimal die Caritas bestimmt, hat, ohne daß ich es empfinde, die Weite der Unendlichkeit: das Beste wird darin gegeben und das Höchste auch empfangen, so als sei es das Natürliche und das Übernatürliche in einem, Stoff und spirituelle Gewalt, Nahrung und Hunger nach der allerletzten Labe, Pein und auch Beseligung, Stärkung am Geschenk und dann Erschwachung im Willen der Allmacht.

Ich bin im Nu, sobald ich nur das Donum dieses Herrn, Der gibt, genossen habe, aller Armut bar und reich in einem Reiche, welches dem Geschenke beigegeben ward.

Sogleich beginne ich das Alleluja des erfreuten Danksagers auszusingen, der in seinem Jubel nicht mehr wahrnimmt, wie die Lumpenhüllen fallen und er die Strahlenkleidung des Verklärten trägt, welcher jäh im Abglanze des Resurgierenden ein zweites Mal und herrlicher als zuvor beschenkt wird.

Ich bin ein Bettelmann des Ewigen; in Huld neigt sich der König aller Könige mir als Vetter zu.

Laudate eum, omnes populi!

Dies ist der Tag der Freude, den Er uns geschaffen hat. Exsultemus et laetemur in ea!

XXXVII.

Mir fällt aus der Masse jener Skizzen, Pläne, Notizen und Versuche, die niemals ausgereift und verwirklicht werden konnten, ein Spieltorso in die Hände, der im Jahre der Unabhängigkeitsgedenkfeiern, also 1939, einem einheimischen Musiker die Unterlage zu einer klingenden und singenden Festaufführung hatte liefern sollen. In einer eigentümlichen Stimmung, die nostalgische Momente kennt, überlese ich die vergessenen Zeilen und spüre allmählich, daß die kreatorische Lust zur Vollendung des Werkes in einem furchtbaren Erlebnis zugrunde gegangen ist. Und wie hatte mich damals der Einfall, vor dem Stadthause die herrlichsten Episoden unserer Geschichte einer Sekunden- oder Minutenwirklichkeit zurückzugeben und die Heimatmenschen zu entflammen an den funkelnden und funkenden Fakten der Vergangenheit, begeistert!

Das Festspiel hob, im stärksten Nachtdunkel, mit einem Rufe an, der aus den Lüften fiel und aus der Erde stieg:

Freihét! Freihét! Freihét!

Musik nahm den Ton auf und ließ ihn anschwellen, bis der Braus seiner Helligkeit plötzlich alles zu beleuchten schien und einen schlichten Narrator als Mittelpunkt des Platzes, der die Welt bedeutete, in Erscheinung treten ließ. Der Mann wiederholte den Schrei: Freihét!, bedachte dessen Sinn und sagte:

We' wann den Himmel hârd gesongen hätt
An d'Ierd ging op zu alle Stiere ruffen!
E Noklank fe'l an d'Endlecht zréck a ble'f
Hei op der Hand — nén, hei am Hierz mer sötzen!
A wann ech an hie lauschtren, wéss ech net,
Op hie vu Frieme könnt, fir hei ze stierwen,
Op hien aus onbekannten De'ften aus
Mir selwer sprengt an e'weg liewe wöllt!
Et ass eng égenarteg Stonn, an der
Mir wârden an op émol he'ren dat
De Klank, den hei an do de schwârze Nuechtsâm
Ganz lues bere'ert, dausend Joer de'f ass,
An dat hien a mir leit an ech verwâlt

An him mech hémlech fest gefânge fannen.
Scho wéss ech net me', op ech Dengens Pier,
Op Klôse Neckel héschen, oder op
Mei läschte Nuem net einfach Hémecht ass.
So' stin ech hei an he'ren eppes Gro'sses
Aus allen Dîre vun der Welt hiertröpplen.
De Klank get Schrött, dén hémlech em mech gét,
De Schrött fönnt Kierper, dé viru mir stét,
Dé Freihét rifft a we' eng Braut mir lâcht.
Vun hiere ro'de Löppen dröppst meln Nuem:
Ech hésche Letzeburg a si gewielt,
Fir si, fir si u mengem Hierz ze fillen.
Ech huele se, ech hâle se an droen
Si hei op mengen Hänn crop an d'Lîcht,
Ech brenge se a réchen Iech se all
Als hellecht Wonner de'f an d'Se'len an.
Scho brennt et an Iech fort a flâmt
We' Brand a Klank töscht allen Himmlen op,
Scho git dir an hir önner an et bleiwt
Als Enzegt nömmen me' hirt Ruffen: Freihét!

Mit einem Male aber wollte er mehr als die Verkörperung der Menschheit, nämlich ein Gaukler oder Magier sein, der seinen geheimnisvollen Fähigkeiten alles zutraute. Denn er redete sich selber zu:

Ech ower wöll vill me' we' Ruff a Klank,
Ech wöll dem freie Wiesen, dat do sengt,
So' Géscht a Se'l erklammen a gesin,
We' si dûrch No't a Léd zur Stierkt erwuess.
Et ass mer lîcht. Ech hiewen hei de Fanger
A schloe kûrz a blann e Krés an d'Dausend.
A wien am Zierkel stét, ass ausgehuewen.
Zeng oder zwanzeg zwangen ech erfort
An dreiwe se jordausendstrôsseweit
Aus Re'merleiwer a sech selwer zreck.
Nuecht, komm a se' mer dreimol önnerdôn!
Verwandel, wat a mengem Zîrkel stong,
A göff dem Gudde Sprôch, dem Schlechte Wûrt
A weiß, we' d'Freihét aus de Kette sprengt!

Und es stellte sich, nach einer Pause der Spannung, heraus, daß er wirklich zu zaubern verstand: das Licht erlitt einen Wandel, die Stille tönte, und irgendwo sang ein unsichtbarer Chor:

De Buedem selwer huet Klank,
De Stén höllt Otem an te'nt,
An d'Lîcht ge'ßt Fe'wer an d'Stonnen,
Bis jider Stier dûrch d'Nuechte rifft:
Freihét!
Da gét e Rauschen dûrch d'Loft
A schwöllt e Sangen an d'Welt,
Aus allen Himmle fällt et
A stierwt an onsem läschten Hauch:
Freihét!

Die Folge war erschreckend in der verblüffenden Plötzlichkeit ihres Einbruchs: es erscholl ein aufdringliches Lachen, das die Musik in Mißklang über Mißklang stürzte. Erst nach einer Weile wurde die Stimme des fröhlich peinigenden Widersprechers hörbar.

En Deimléck hiewt de Käppchen op, e jeitzt
An d'Welt eran a wöllt mat alle Gro'ssen
Un engem Dösch seng E'replâtz bestellen.
A wa seng Fauscht hie ne'erfâle le'sst,
Da penkt ganz lucs e Glâs a vleicht ze't och
Eng Méck hir Schöllre kromm an d'Ae quiesch.
A wann hie Freihét rifft, da klengt et grad
We' wann hien Ierd an Himmel froe ge'f,
Fir drop ze schreiwen: Alles dat ass mein!

Aber auch dieser lachende Gegner des Narrators fand seinen seriösen Opponenten. Ein jäher Lichtwechsel, der die andere Seite des Raumes in Helle setzte, ließ den Wortführer eines mächtigen Loberbundes sichtbar werden, der entgegnete:

Nén, nén! Et liewt e Vollek enk a friddlech
Sein égent Liewen töschend ville Grenzen.
Sein Hierz ass blank, seng Klenghét ass him Gnôd.
A wann et stolz an hârt der Freihét rifft,
Da frét et kémols Gre'sst a Land a Wuessdom,
Mé nömmen dat, wat och am Klenge gro'ß ass:
Sei Recht am Nuem vun der Gereehtegkét!

Allein der Lacher zeigte sich weder überzeugt noch stille. Er kam wieder und behauptete, im Tonfall jener Klugschwätzer, die den Bornen der Weisheit das notwendige Intelligenzwasser zu liefern vermeinen:

E Vollek, dat e Vollek ass, brauch net
Sei Recht ze sichen, d'huet et aus sech selwer.
Seng Stierkt verschâft him lîcht och all Gesetz,
Op dem et stoe muss, an alles ass
Berét, mat sengem Hierzbludd dat z'erkâfen.
Wat d'Reicher ste'lt. An d'Recht ass mat dem Stârken.

Demgegenüber war der ernste Widersacher warm und beschwörend in der Replik. Seinen Worten lieh er das Pathos des überzeugten Heimatfreundes, der sich der nationalistischen Übertreibungen zu enthalten wußte, da er in der Freiheit ein Donum sah, durch das die Nächstenachtung als Voraussetzung der Selbstachtung bezeugt wurde:

Dat ass de gro'ssen Irtom vu Verblendten,
De' ömmer mengen, d'Sonn am A an d'Recht
An hîrer Fauscht ze dron an net gesin,
We' d'wirklecht Recht de Schwâchen dreimol stierkt,
An zengmol wönnt, wo et sech wiere muss.
E Vollek ass en hellegt Ganzt, so' bâl
Et net eleng fir d'ége Freihét stierwen,
Mé och all Nôperfreihét e're kann.
Dat ass eng ûrâl letzeburger Dugend,
De' iwwer zwémol dausend Joer schonn
Als Gof vu Papp op Kanner weidergét,
An allen Hierzer Friddensflâmen niert
An d'Sigfriddland bestömmt onstierwlech mecht.

Der advocatus diaboli, dessen Heiterkeit freilich nicht höllischen Ursprungs war, da sie, offenvernehmlich, gemacht und erzwungen klang, wurde, ohne Übergang, zum Stürmer, der nur noch Eroberertheorien in die Realität übersetzen lassen wollte:

Onstierwlech ass net, wié seng friddlech Hänn
Jorhonnertlâng am eidle Scho'ss gefâlt
A kémols et gewôt huet, dûrch e Stûrm
Dem be'se Wand vum Noper vîrzekommen.
Mat bréder Fauscht an d'Ro' geschloen, frech
Seng Kräften higeworf, — an d'Welt ass deng!

Ihm antwortete, wort- und lautärmer, der sanftere Bruder, der ein besseres Argument zu präsentieren wußte:

Mat wârmem Hierz fir All geliewt a stöll
No jidder Seit gelâcht an d'Aerm gehâlen,
Fir zwé an ént ze schlon, — an du bass gro'ss!

Der Gegner war nicht leicht zu schlagen. Er lachte wieder, doch in seiner Heiterkeit schwang diesmal eine Bitterkeit mit, die dem Bedauern eher als dem Hohne verwandt war. Der Ton seiner Stimme änderte, und der Rhythmus seiner Aussagen wurde sakkadiert in einer plötzlich aufkommenden Stürmischkeit:

Du hues et ausprobe'ert, a mir wössen,
We's du a Ro' a Se'legkét gewuess bass.
De' Fauscht, de net gefacht, hues du verluer,
De Fo'ss, dé net gesto'ss, ass ofgestuerwen,
A bliwen ass e schwâchen Drettelskierper,
Dé steif a schei sech hanner d'Nôpren duckt.

Der Narrator schien betroffen, denn er schwieg. Er schwieg sekundenlang, so als dächte er nach, wie er am sichersten der furchtbaren Anklage zu begegnen vermöchte. Und als er dann wieder redete, machte er dem Berufsnamen Ehre, denn er erzählte mit der Wärme des Gepackten, der an seine Worte glaubte:

Ech wéss, et gong vir me'mols honnert Joer
E Stûrem stârk durch d'Es'lecksböscher hin.
Et wor e Frlemen Här an onsem Land,
An d'Hierzer hun a Schmôt a Léd gebrannt.
Du lo'f e Ruff vu Bierg zu Bierger fort,
E Nuem huet de'f a jidder Se'l geflâmt,
An d'Böscher selwer hun de Klank gehâlen
A we' en Donner ausgeworf an d'Welt:
«Ons Freihét leid! Ons Freihét rifft!»

Und ein unsichtbarer Chor wiederholte:

«Ons Freihét leid! Ons Freihét rifft!»

Der Narrator wurde leidenschaftlicher, als er fortfuhr:

An d'Uelzecht fâsst de Ruff an dre't e fort
A wörft en, schon verstierkt, der Sauer zo'.
An d'Wasser wiesst, et wiesst de stölle Klank,
Et wiesst dûreh d'Nuecht an deischterer Hémlechkét
E Männerfloß zu engem gro'sse Mier,

Aus dém op émol heil en Dausche brecht:
«Ons Hémecht wöllt et! Follegt hir!»

Der Chor gab Widerhall:

«Ons Hémecht wöllt et! Follegt hir!»

Und der Erzähler wirkte eine Erregung in seine Stimme, die mit einem Male unter Tränenschleiern zu klingen schien:

E Mann trött einfach aus de Reie vir,
Hiewt d'Hand an d'Lûcht a wörft e ro'egt Wûrt
A jidder Wand: «Meng Le'ft gin ech der Hémecht,
Mei Bludd fir d'Freihét. Kommt!» Da stre'mt e Vollek
Mat sengem Chef begéschtert an den Do't.
An an den Dierfer wiesst all Kloen aus zum Schwuer:
«Mir wuesse no. Mir sin nach do!»

Der Chor hatte die Lautstärke einer unübersehbaren Jugend, als er ausrief:

«Mir wuesse no. Mir sin nach do!»

Hier brach das unvollendete Festspiel ab, dessen Bruchstück mir heute den Eindruck vermittelt, als habe der deutsche Einbruch den Abbruch gefordert und dennoch gleichzeitig den Schwur des letzten Verses durch die Resistenz verwirklichen lassen, die für weitere Jahrhunderte die Wahrheit unserer Erkenntnis an die Nachkommen überliefern wird:

Heimat ist doch mehr als die Wärme des Landes und die Schönheit der heimeligen Breiten zwischen engen Grenzen;

Heimat ist auch mehr als Schutzglück und Liebe, mehr noch als Wohlsein und Erinnerung;

Heimat ist das große Wunderherz, das in allen schlägt, obwohl es Alle umschließt!

Sieh, da es deines ist, geht es Allen gut!

Indem ich dem Weitergang der Handlung nachsinne, ist mir, als sei von den früheren Ideen nichts mehr zurückgeblieben als das Raunen eines verborgenen Chores, der aus meiner Erinnerung hinüberflüsterte in die Herrscherin, die unser kleines freies Land verkörpert:

Heimat, so fraulich wie Du und heiter in engsten Gefilden,
Mütterlich groß in der Duldkraft fruchtschwer sich weitender Äcker,
Trotzend den größten Gefahren, schlug uns zum adligen Volk.
Dreimal der Hunderte tausend schauen beglückt, wie inmitten
Güte das Szepter nun hält und Weisheit mit Goldreif gekrönt ist,
Da ein gefestigter Thron uns Heimat und Fürstin umfängt.
Narrt mich die Feier der Stunde? — Diese und jene sind eines!
Beug ich vor beiden das Haupt nur, ehr ich in beiden mich selbst.

XXXVIII.

Immer irren wir dort, wo wir das Gefühl zum Glauben erheben, alle Schrecken von gestern seien für alle Zeiten Ornamente der Erinnerung oder Opfer des Vergessens geworden. Ein Schlag, der, nach dem Herzen und hinter dem Empfindungszentrum, die Gedächtnisgründe trifft, jagt stets die Wehung eines Horrors auf, der im Bereiche des Leides belebend wirkt. Fünfzehn Jahre haben vieles um uns erschlagen, doch nicht alles in uns gemordet. Scheintotes erwacht beim Posaunenstoß der ersten besten Not. Wohl verwinden wir die Qualen, die uns die Unmenschlichkeit geschlagen hat, allein wir überwinden sie nicht ganz; plötzlich sind sie wieder da, als Spiegelungen oder Widerspiele einer Wirklichkeit, die hin ist: wir kehren, fremd geworden unserm Icherkennen, zu uns selbst zurück und grüßen in den tristen Gestalten von gestern die präsenten Freudensäer, die wir noch nicht begreifen.

Das Leid hat dich geschlagen, und die Stille ist in dir zuende. Es stürmt, wo vorher Glanz und Heiterkeit zu ruhen schienen. Ein Tau liegt über deinen versonnten Blicken, und mir, dem Schauer, der erschauert, steigt es feucht im Auge auf. Die Zeit hat keine Balken mehr; so sinken wir zu zweit hinab, hinunter ins Gewesene.

Ahntest du bereits und spürst du schon, wie es damals war? Aus dem gleichen Brunnen tranken wir das gleiche Leid. Groß war der Becher, den wir gemeinsam hoben. Aus sämtlichen Zisternen der Qual schöpften wir den

Trank der Wehmut. An allen Fontänen der Sorge hatten wir ihn gefüllt, an allen Quellen der Not und an sämtlichen Strömen der Ungunst. Und nirgends fanden wir die Stillung, die wir suchten. Alles Getrunkene war herb und brennend wie in uns die Sehnsucht, die da wollte, daß wir einmal — und dann immer — den Becher füllten in der allerletzten Bitterkeit der Selbstüberwindung, irgendwo in einem Hinterweltenmeere, und ihn leerten in einem einzigen Zuge, um an der gesteigerten Qual die unendliche Tiefe dereinstigen Gestilltseins am heiligen Kelche der Erlösung zu ahnen.

So waren die Leidensjahre für mich und dich nichts anderes als die Erweiterung einer Todeszelle. Wie sangen wir uns in dieser Pressung der Furcht?

Sechs engen Wänden bin ich Herz und Mitte,
Ein Toter für die Welt! Es hat mein Sarg
Ein Auge, das ist blind. Und wenn ich bitte,
Daß doch der Lärm des Lebens, der mich barg,
An meine Stille schlage, ist mit sieben
Stahlriegeln auch dem Raumes Mund versperrt.
Ein halber Dämmer ist vom Licht geblieben,
Vielleicht als Schatten ewiger Nacht entzerrt.
Ins Menschenlose bin ich eingesunken,
Und leiser tickt mein Herz. Es wölbt die Wucht
Der Enge hoch sich über mich, und trunken
Fährt nun mein Geist der Ewigkeit zu Bucht.
So leblos lebe ich durch tausend Stunden.
Es sagt mein Geist: Du bist ein Toter nun!
Gefühl entgegnet: Dich hast du gefunden,
Und Großes wirst du in dir selber tun!

Das Gefühl siegte, und das Leben gab dem Gefühle einen Glorienschein, das ihn an dich weiterreichte. Hörst du nicht erneut das Lied, das, solches sehend, meine Hoffnung sich erlitt?

Hèm aus der Kélt vun der Fèren drämt sech meng Se'l
Hèmlech an d'Wieremt vu göscht.
Glo'st nach e Quénkelche Gléck mer enner dem He'l,
Fra, dir zo' Fe'ss oder verwöscht

Alles, wat wor, schonn e Wandsto'ss hanner der Fréd?
He'er nach êmol meng Le'ft
Lues aus de Flâme vum Feier, lues aus dem Lèd,
Dat mech durchwâlt a verde'ft:
Hèm aus der Nuecht vun der Friemt verlângert mei Bléck
Affen no dengem Gesîcht.
Dre't et nach ömmer we' dun den Otem vum Gléck,
Hieft sech all Donkel an d'Lîcht.
Hâl, o verhâl net den Otem! Dro e me' weit!
E'rens te'nt scho mein Trött.
Huel a behâl mech! Da si mer iwer der Zeit
E'weg vum Gléck eröm d'Mött.

Allein der Weg ist weit, der von der Peripherie des Entsetzens in die Mitte des Glückes führt, und tausend, wenn nicht abertausend Stufen der Selbsterhöhung durch die Überwindung der Verzweiflung sind zu ersteigen, bevor die Not sich umkehrt und zum Ton einer frohen Verheißung wird. Gelang uns der Gang, weil wir die Kraft besaßen, die errettet, oder weil wir die Gewalt erflehten, vor der wir, als sie uns geschenkt ward, alle Schwächen abwarfen? Ich weiß es nicht, du weißt es nicht; doch beide wissen wir, daß der Ton uns zufiel und in uns den Frohsinn spannte, bis er klang:

Immer Lust zu Lust gegeben,
Stillt die Stunden bis zum Rand.
Erst im Leid beginnt das Leben, —
Komm und reich mir deine Hand!
Deine Hand in meinen Händen,
Wollen wir die Not bestehn.
Mächte, die das Dunkel senden,
Möchten auch im Licht uns sehn.
Sieh, schon sind wir leicht gehoben.
Härte fiel von unserm Fuß,
Leid ruft Kraft. Sie treibt nach oben,
Was sich liebend läutern muß.
Sehnend steigen wir, wie Flammen,
Herz an Herz im gleichen Brand.
Inniger wuchs nie zusammen,
Was sich je zum Bunde fand.
Deine Not in meine Sorgen!
Alles wird im Feuer gleich.

Brennen wir die Nacht zum Morgen!
Sonne, du wirst unser Reich!
Heller steigt aus Leid das Leben.
Tag, wir grüßen dich mit Sang!
Uns wirst du zu Glück gegeben
Sieben Seligkeiten lang!

Ja, so ist es einmal gewesen, — lang, — wie lange schon? — liegt das zurück. Oder liegt es vor uns? Nein, du weißt es nicht, allein wir wissen beide, daß es jetzt, durch Stoß und Widerstoß, durch Pein und Gegenpein, uns neuerdings ineinesbrennt.

XXXIX.

Wat viru foffzeg Joer mir gesongen,
Der Konscht ergin, an dér den Himmel ble't,
Huet haut nach ömmer net zu Enn geklongen,
Well dreimôl schâlt a Loscht, wat ons verre't:

«A wann och d'Welt an allen De'fte kréckelt,
So'bal ge'nt d'Recht nés Feischt a Flönte stin,
Dann dre't dé leschte Stûrm, den ons zerstéckelt,
Nach onse Ruff: Mir bleiwe, wat mer sin!
Well mir hun d'Krâft gedronk aus dausend Joer,
Onst Hierz fâsst d'Ierd an d'E'wegkét onst Lidd,
An onse Se'le brennt, we' um Altoer
Dem Hellegsten, e Lîcht: dem freie Fridd!
Et rascht entzwo' eng Ketten an den Zeiten,
Un der all Glidd onst Hand- an Hierzbludd dre't.
Hir Renk sin ausgestrét no alle Seiten,
Vu Sigfridvolleksstierkt a -glaw zerbe't.
Als auserwielt Natio'n vun Härrgottsgnôden
Bal Mött, bal Iwergank, si mir ganz lues,
Wann och verspillt, verkâft, zerrass, verroden,
Aus Schmierz a Ketten dach an d'Gre'sst gewuess.
A wann de Gèscht vun onse gro'sse Männer —
Dén haut nach licht an d'Klöppelfeischte sprengt —
Sein Zéchen héscht am Brandkrés vun de Länner,
Da flâmt op émol, feireg a verjengt,
Den Uelzechtfielsebierg aus donklen De'ften,
An himmelssîchdeg wuesse Bûrg an Tir,

We' Wonner iwerm Dall vun onse Le'ften,
Dûrch d'zengt bis an dat lescht Jorhonnert vir.
Well mir sin e'weg, we' den Driff no uewen,
A brieche mir aus Fielsen onsen Tro'n,
Dann ass en an d'Joerdausende gehuewen,
An iwer d'Welt lîcht d'Letzeburger Kro'n.
Dé klengste Grof, den onse Grond gedroen,
Erhiewt op émol ons zu Késergre'sst,
An onse Nuem ass an d'Geschicht gescbloen,
So' bal eng Karelsfauscht de Staw emschle'sst.
An onsen hélgen Drâm: zo' allen Zeiten
Töscht Rechts a Lenks de volleksneie Klank
Aus Hierz a Se'l ze ruffen an ze deiten,
We' d'Gre'sst am Klengen nach den he'gen Dank
Vun alle Stârke fönnt, huet onse Blannen
Vum helle Be'men hîr op weidem Wé
Nom deischtre Crécy, o'ni hém ze fannen,
An d'Onvergänglechkét gelieft. A ké
Verloscht un hélgem Land a kén Zerdélen
Vum gre'sseren Hémechtskierper hât de' Schmôt,
De' stomm an de'f, vu kenger Zeit ze hélen,
Nach haut ons énzeg Schân ge'nt Himmel klôt:
«E gro'sse Kinnek wollt, no Streit a Fâlen,
Bei Iech a leschter Ro' dem sche'nste Lîcht
Seng ausgebrannten An dohinnenhâlen
An nach durch Ierd a Stén sonnstârk a -rîcht
De Sc'lcschein vu sengem Vollek spîren.
Mé we' sei Liewen, blo'f sei Stierwe Nuecht
An d'Friemt sei Bettl» An honnertdausend schwieren
Nach haut bei sengem Géscht an hale Wuecht
Als Schiet a Schemen dûrch d'Geschicht eriwer,
Bis dat en Aneren, dé Nuem a Kro'n
Vum Blannen dre't an dém och d'Aen iwer
Vu Le'ft a Liewe lâfen, he'ch vum Tro'n
Den Urpapp le'sst an d'Hierz vum Ländche senken.
A mir stin no derbei, an t'schengt en Drâm
Vu Léd a Lâchen an den Dég ze henken,
An ömmer wiesst nach, stöll we' Kuel a Flâm,
Onst Vollek fort durch Stûrm an Ieweldengen
A liewt verduebelt, wann entzwo' de' Gro'ss
Sech gre'sser mân mam Hierzsâft vun de Klengen.
An dreimol dreift de Schmierz an ons de' Glo'ss,
De' de'f no banne brennt, wo' frech am Freien
De Brand zerschloe go'f, an dreimol hét

Et d'Mönschen hard zu Hémechtsstôl. E neien
A lîchtre Gèscht schwieft iwer ons a gét
We' Fraefro'senn a we' Mammelâchen
Ganz lues vu Noperland zo' Noperland
Durch alles fort. A Wonnerwierder wâchen
Weit an den Hierzer op vu Mann a Kand:
«Onst Gléck brauch ne'rens Millio'neweiten,
Et wûrzelt hémlech a verluer an d'De'ft!
Frei sin ass vill, nach me': zu allen Zeiten
Sech selwer trei ze hâlen an der Le'ft!
Wat mir verluer hun, konnte mir verle'ren,
So' lang ons d'«Hémecht» net durch d'Odre schwengt!
Mé gro'ss si mir, so' lang mir frédeg he'ren,
Wann d'Se'l vum Land an onser Sproch erklengt!
Well si huet d'Krâft gedronk aus dausend Joer,
Hîrt Hierz fâsst d'Ierd, an d'E'wegkét hîrt Lidd,
An hîrem Otem brennt, we' um Altoer
Dem Hellegsten, e Lîcht: dem freie Fridd!
An wann och d'Welt an allen De'fte kréckelt,
So' bal ge'nt Recht nés Felscht a Flente stin,
Dann dre't am leschte Stûrm, dén ons zerstéckelt,
Si nach de Ruff: Mir bleiwe, wat mer sin!»

An Onser Härrgott, Dém mer ons verschwueren,
Wiewt hémlech Gnôd a Glanz a jidder Lidd,
An de'f a Senger Stommhét göt gebueren,
Wat Glâw a Gléck virun der Do'd behitt.
Well dreimol schwöllt ons Sängerloscht an d'Zeiten
Voll Schlôf a Nuecht virun der Hoffnonksfréd,
De' mir als lieweg Musek aus de Weiten
Vun iwermuer erle'sen. Operstét
De Gèscht vu göschter: Männer, d'Klacke pénken
An d'Uergel fènkt scho lues ze te'nen un!
Losst d'Stömme bieden, wann èr Ae blenken!
All Enegkét muss dausend Joer hun!

XL.

Ech wéß, dat elo ons Letzeburger vu Mauthausen, Dachau an Oranienburg zu enger bestömmter Stonn hir nodenklech Minutte kre'en. E Joerzengt ass et hir, date mir de schlömmste Chröschtdâg vun alle Chröschtdég am Exil

hu missen erdroen. Wor et net, ewe' wann dat Fest net me' fir ons Letzeburger bestömmt wir, de' enzeg Feier, de' hirt Feier fre'er ewe' eng Hoffnonk, hir Hoffnonk ewe' e Licht an ons Se'le geschott huet?

Mir so'tzen o'ni Lîcht a mir stongen o'ni Hoffnonk.

We' d'Kanner dohém berét woren, hir Lidder we' flösseg Fréd iwer d'Kröppchen auszege'ssen, woren d'Preise mat Do'd a Léd iwer hinnen. No't an Angscht woren an ons, de' mer do hannen de lèschten Echo, hémlech um Radio erlauschtert, net vun de Friddensklacken, mé vun de Rundstedtkano'nen he'eren hun. Onse Kalenner wor der Wirklechkét viraus: mir hâten am Sönn, de «Gloria in excelsis Deo» ze sangen a konnte nömmen an ons de Noklank vun engem «Dies irae» mat sengem firchterlechste Vers: «Solvet saeculum in favilla» opfenken. Öm ons an dohém datselwecht Verdierwnes, net «teste David cum sybilla» erfuer, mé mat égenen Aen a mat égenen O'eren erliewt!

Freihét! Fréd! A Fridden!

Mir hâten derno verlângert, we' d'Blumm nôm Lîcht. Ower d'Donkel ass me' deischter gin, all Diren no der Sche'nhét si mat engem dompe Schlâg an d'Klensch gefall. Mir wore verlôss a mir hun et gespîrt.

Mé mir woren nömmen én Dél vun der Mönschhét, de' zönter Joerdausenden ömmer eröm durch de Stolz an durch d'Revolte ge'nt d'E'wegkét vun enger Grupp onsen Dâg zu engem Dies irae mécht, dé jidferén tröfft, well en alles erfâsst. Ömmer gi mer a Léd a Bângen dûrch én Advent, dén onse Bléck eröm ausrîcht no dem énzegen Himmelsnorden, ons verdrechent Se'len opreisst an ons Gebieder nés erföllt mat der Demut a mam Glâf aus der de'fster Le'ft.

An der Nuecht vum Exil ass dé Stir ons opgângen. Sei Licht huet ons gelackelt, seng Hoffnonk huet ons geruff, a mir sin opgestânen a virgestiremt, fir op émol ne'er ze fâlen, hinzekne'en an elo, mötten am Glanz a mötten

an der Fréd, de' d'Folleg vun der Freihét an ons ewe' öm ons ass, Wirder ze sangen, de' vleicht vun Engele kommen:

Et in terra pax hominibus!

Do leie mer an do jubile'ere mer. Ons Tre'nen sin e Geschenk an ons Gefiller me' ewe' Dank. Gong vill och verluer, — haut ass ons gebuer, dén ömmer erle'st!

Mir hun hien erwârd a mir wârde virun. Vun uewenhir mécht hien sein Aschnött an ons Zeit, en Aschnött a sengem Zéchen, dat e Licht vun der E'wegkét an ons Zeitlechkét ne'erwörft an ons Hoffnonk do verwîrklecht, wo' se d'Licht mat onsem gudde Wölle kreizt: am Fridden, no dém d'Natio'nen hongeren an d'Se'le verlângeren!

XLI.

All Fönstre si mat Nuecht verhângen,
An allen Dîren drét der Do't.
Mir sin am donkle Léd gefângen
An drémen d'Freihét: bloweissro't!

De Preiss schle't Schân aus alle Stonnen
Vun owes bis an d'Hierz vum Do.
Mir bludden, mé aus dausend Wonnen
Fle'sst d'Trei zur Hémecht: ro'tweissblo!

Den Honger buert sech honnert Strôssen
Dûrch jidder We' bis of an d'No't.
Mir knaen hémlech Hâss a lôssen
D'lescht Hoffnonk lîchten: bloweissro't!

Mir wölle liewen als den Uedem
Vum gro'sse Recht. De Stûrm ass no.
Stitt op! Stîrmt mat! A kuckt: all Buedem
Brennt a Gesank ons ro'tweissblo!

XLII.

Ent schwiere mer haut: wann den Dâg emol könnt,
Wo' den Hâss aus den Hierzer an d'Feischte spréngt
A jidder Verzweiwlong en Auswé fönnt,
Wo' d'Fréd we' e Stûrem durch d'Se'l ons séngt,
Si mir derbei!

Wann d'Fuendele fle'en an d'Tromme schlon
An d'Schle'er gejôt gin dûrch Bösch an dûrch Bann,
Wann iwer der No't, de' stomm mir erdron,
Onser Härrgott am Himmel eröm otme kann,
Si mir derbei!

Ons Klengt ass vergiess an der Gre'sst vun der Trei,
Well dreimol am Blutt ass ons E'er gebuer.
Vleicht rifft och der Do'd. Mir äntweren: «Hei!
Dem Recht sin de' Klengst am lengste verschwuer,
A mir sin derbei!»

Meine heiligen Patrone

RECHTFERTIGUNG

So. Nun soll auch die innerste Musik für eine Weile ausgeschaltet, die Stimmung des Herzens gedämpft und die Erregung des Geistes beruhigt sein. Die Demut habe das Wort! Tiefer noch und stiller sei die Sprache, die, ihr ergeben, ihres Wesens lichte Sanftmut tragend, nur der Größe dienen und eine tote Hoheit beschwören muß! Ein Endchen Glorie um Namen, ein Quäntchen Glanz vor manche Heiligkeit zu breiten, ist mein Wille. Ach, es ist so schwer, die Fülle des Lichtes in der letzten Einfachheit des Ausdrucks zu erfassen, noch schwerer aber, im Prunk und in der Pracht der Aussage die schlichte Schönheit eines fernen Lebens auszudeuten. Nun vermag ich, trunken fast vor Nüchternheit, nicht einmal Linien um die geballte Reinheit jener Gestalt zu ziehen, die ich heute höher als einst der längst vergessene Maler Alexandre Hesse in dic Öffentlichkeit stellen möchte:

Da reckt sich, auf einem kleinen Felsen, im Schatten eines riesenhaften Baumes, ein Prälat empor, hält in der einen Hand sein Kruzifix und weist mit der andern himmelan. Um ihn drängen sich fünfzehn, zwanzig Bauern und Bäuerinnen, stehend, sich beugend, knieend oder hingestreckt, und lauschen den Worten, die der Geistliche ihnen zuwirft. Die Wahrheit schwebt unsichtbar, aber fühlbar durch den Raum, und alle Seelen öffnen sich, die ausgesandte in sich einzufangen. Schon hat sie diese Frau, die eng am Felsen steht, den Stein küßt, der den Prediger trägt, und die Arme nach oben wirft, berührt und ausgezeichnet; bald wird sie jenen Mann am Baume gleicherweise angehen und beglücken und in seinem durchschauerten Schweigen die Frage wecken:

Wer ist dieser Mann, der in seiner Stille so gewaltig, in seiner Sanftheit so hinreißend wirkt?

Alexandre Hesse hat in zierlichen Buchstaben die Antwort hingeschrieben: Prédication de saint François dans le Chablais.

Ja, das ist er in seiner unerschütterlichen Milde und bezwungenen Feuerigkeit, der Edelmann und advocatus Dei, der seine Rechtsanwaltschaft in der Welt verlassen hat, um sich zum berufenen Verteidiger des katholischen Glaubens zu machen: Franz von Sales!

Ich sehe ihn heute weniger durch seine Werke «Introduction à la vie dévote» und «Traité de l'amour de Dieu» als durch seine unerschrockene Haltung während den Konversionsversuchen im Chablais: mehrmals inszenierten die protestantischen Fanatiker ihre gemeinen Mordanschläge gegen den fein gebildeten Humanisten, den weder die Gefahr der Verblendeten noch die Unbeugsamkeit der Kalvinisten zurückzuschrecken vermochte von der Verkündigung der frohen Botschaft. Er ging hinaus, redete ihnen zu und ward besiegt, er fing von neuem an, begeisterte und siegte. Die Schmähung der Gegner wurde ihm zum täglichen Ansporn: er vergaß ihren Haß und gab seine Liebe. So blieb er der Stärkere, — omnia vincit amor. Seine Feinde von damals sind längstens vergessen, aber sein Gesicht leuchtet, seit dreihundertfünfzig Jahren, fort in der doppelten Glorie der Heiligkeit und der Unsterblichkeit.

Und ein Glanzteil fällt nun herüber in unsere Zeit, die wir gestalten und entfalten sollen. Ich fühle mich davon getroffen, wie meine Freunde davon überstrahlt sind. Ich kann nicht für meine Freunde sprechen, die, gleich mir, die Feder für den Sieg der Wahrheit führen, aber ich darf in diesem salesianischen Lichte meine volle Unzulänglichkeit erkennen. Vielleicht ist meine Feder kräftig, aber meine Liebe mäßig, vielleicht ist mein Wort gewaltig, aber meine Seele schwach. Mein Wille heiß und mein Herz zu kalt, meine Absicht rein und mein Geist der Sünde offen! Ich stehe auf wider die Lüge und lebe selber, hier oder dort, in der inneren Unordnung, ich möchte für die Seelen der Nächsten sorgen und vergesse, in unentschuldbarer Nachläßigkeit, das Heil der eigenen.

Mein Sinn ist immer, advocatus Dei zu sein, und ich verfalle, ach, so leicht den Mächten des Teufels.

Heute ist ein Tag, an welchem ich Patronen diene: hier meine Hand und hier meine Feder! Jene zittert schon und diese schreibt vielleicht mit Blut. Sieh, ich kniee im Tag, der unser ist, und rufe Dich an: laß jene erstarken und diese mit dem Strahle schreiben, der die warme, haftende, wirkende Flüssigkeit der Wahrheit, der Liebe, der Gerechtigkeit und der Kraft ad maiorem Dei gloriam ist! So möchte ich wirken wie Du, — der Schwere zuwider und der Schmähung zum Trotz.

Dein Wort vermag so vieles: leihe es mir und leihe es uns an diesem Tage für alle Tage, vor dem Throne des Herrn und für die Götter der Welt, die wir in ihrem Stolz und in ihrer Hoffart, in ihrem Hasse und in ihrer Unmenschlichkeit treffen möchten durch die einzige ruhige, herrliche und allesüberwindende Gewalt seines Ausdrucks, der den Duft des Glaubens und die Schönheit der Liebe trägt!

Ich habe Annecy noch nicht gesehen, aber ich erkenne, wenn ich in den «Entretiens spirituels», in der «Introductio», im «Traité» oder in der «Correspondance» lese, gleich das Licht, die Farben und die Linien der Umgebung jenes französischen Gebirgsstädtchens, das einen Heiligen geformt und die Formen eines geistlichen Literaten bestimmt hat.

Hier ist der Stil eines Menschen zur ausdrücklichen Spiegelfläche geworden, auf welcher sich der Abglanz einer stillen Außenwelt und das Widerleuchten einer beruhigten Seele plötzlich konfundieren und ein Bild erzeugen, das mich immer wieder anziehen, fesseln und zur Liebe bewegen wird.

So liebe ich schon Annecy, noch eh ich seine Straßen und Einwohner, seine Monumente und Merkwürdigkeiten erlebt habe, und ich schaue es bereits als Siedlung voller Klarheit, elegant im Ausziehen der ersten Alpenhöhenstriche an den Horizonten, diskret in der Verhüllung aller

nackten Felsenmassen, scheu in der halben Offenbarung seiner see- und almenhaften Lockwinkel und charmant im stummen Angebot seiner tausend lautlosen Herrlichkeiten. Das kleine Reich hat alles abgestimmt auf die überschleierte Bläue des Himmels. Das kann nicht schreien, doch es ruft und wirbt. Es überwältigt nicht und läßt den Wanderer dennoch seinen Reizen verfallen sein.

Habe ich gesagt, das sei eine Schilderung des natürlichen Ausblicks auf die Hänge und die Berge quelque part aux marches de la Savoie? So nehme ich das Wort zurück und erkläre deutlicher, daß mir solcherart das Seelenpanorama meines Schutzpatrones aufgegangen ist. Er, der heilige Franz von Sales, Doktor der Vollkommenheit, breitet seinen Geist, sein Herz und seinen Sinn wie beträchtliche und betrachtbar reine Landschaften vor mir aus, Gedanken blühen darin wie Bergblumen, Gefühle duften auf wie Rosen, weder hier noch dort hat irgendwas den Trieb, sich anzudunkeln oder zu belasten, aber alles, alles hält sich gelassen unter der unscheinbar scheinenden Obhut, unter der kalmierenden Überwölbung des Verstandes. Der moderiert, was aufzuwallen drängte, und dämpft den Schrei, der explodieren wollte. Die Temperatur seines Intellektes ist warm, doch ohne Hitze, das Temperament seines besten Alters innig, ohne Weichheit, und der Ton seiner inneren Stimme lyrisch einfach, ohne femininen Mitklang.

Sein Auge aber, heiter leuchtend in der äußeren Betätigung, leugnet nie die ungeschwächte Sicherheit der Kraft, die das Unwesentliche zu durchdringen und das Wesentliche ohne weiteres zu schauen vermag. Und das Wesentliche nennt er nicht anders als Seele. Seele selber meint für ihn das lebendige, wirkende und begnadete Medium zwischen Stofflichkeit und Gott. Was er sucht, ist Seele, was er denkt ist Seele, was er kultiviert, ist Seele: die eigene beackert er mit den Schweißtropfen der Heiligung wie die fremden mit den Blutopfern der Liebe. So kennt er sie in ihren letzten Furchen und so entdeckt er über den

fernsten Breiten noch den Wind des Herrn, der Seine Früchte bestäubt.

Ja, er entwickelt sich zum erstaunlichsten Psychologen seiner Zeit, wenn nicht zum erstaunlichsten Seelenkenner aller Zeiten, da er das Mittenleben im lebendigen Geschöpf Gottes selbstverständlich, als den Atemaushauch des Ewigen, empfindet. Das Seelische ist ihm so greifbar wie begreifbar: in der schlichtesten Sprache dessen, der sich eingeweiht und im Besitze der Erkenntnis weiß, verkündet er die Lösung jener Fragen, die uns Geheimnis, Rätsel oder Allnächtigkeit ohne Ende zu sein schienen. Doch er publiziert sie nicht als Offenbarungen eines genialen Philosophen oder eines außerordentlichen Theologen, sondern als die simplen Ratschläge eines Lehrers, der nichts mehr zu leben wünscht als das ganz gewöhnliche Dasein eines wahren Christen. Nur in den «Controverses» hebt er den Ton; aber die «Controverses» sind ein Jugendbuch, das den Stimmungen des Antihäretikerkampfes entsprang und also nicht der durchsonnten Stille von Annecy entspricht.

Denn in Annecy entdeckte er in jedem Laut die wirkende Präsenz des Schöpfers. Sein eigenes Wort kam nie an Ihm vorbei: wo es klang, ertönte, in der leisen Art des Himmlischen, auch der Unendliche mit, nicht als Drohung, sondern als Tröstung, nicht als Zorn, nein, als Verheißung.

Ich verehre ihn um seiner ausgeruhten Wissenheit, um seiner ausfließenden und kommunikativen Sicherheit willen. Selten sind die Schreiber, die ihm nahekommen. Louis Veuillot? Zu aufgeregt, zu leidenschaftdurchglüht! Pierre l'Ermite? Vielleicht!

Vor ihm und seiner Güte bekenne ich meine Mängel. Zur Perfektion des Berufes fehlt mir, ach, die innere Vollkommenheit, die ihm den Ehrennamen gesichert hat. Ich will, gleich meinem englischen Kollegen, Gille, an jedem Tage ihn bestürmen:

«Heiliger Franz, teurer Patron einer gequälten Zunft, gewähre uns deinen Schutz! Verleih uns, deinen Dienern,

etwas mehr von deinem kritischen Geiste und etwas weniger davon unsern Lesern! Erteile unseren Abonnenten die Gnade der Herablassung, damit sie unsere Fehler übersehen; die Gnade der Erleuchtung, damit sie unsere Verdienste anerkennen; die Gnade der Bereitschaft, damit sie unsere Rechnungen bezahlen! Mach sie weniger empfindlich bei Tadel, weniger kritisch bei Druckfehlern! Gib uns schöne Gedanken, tapfere Gedanken, so daß wir, deine Kinder, den Mut haben, so zu schreiben, wie wir denken, und unsere Leser die Fähigkeit, so zu denken, wie wir schreiben! Dann werden wir, deine treuen Diener, unter deinem Schutze verbleibend, die Schlachten Gottes mit freudigem Herzen schlagen, den Wolf von der Tür, den Teufel von der Herde vertreiben und mit dir im ewigen Frieden vereint werden. Amen.»

Den Humor der Bitten wird er sanft belächeln und, vielleicht, zur Antwort geben: «Vivez et écrivez selon la raison et non selon vos inclinations ou aversions. Il faut tordre votre coeur comme une serviette pour le faire venir à la raison. C'est elle, d'abord, qui vous aidera à faire un grand bâtiment qui sera la demeure de Dieu!»

Wo das erhabenere Haus gebaut wird, will ich, als Steinträger nur, dabei und also Zeuge sein, wie der heilige Franz von Sales, in Gemeinschaft mit den andern Freunden in aeterno, dem heiligen Vinzenz, beispielsweise, und dem heiligen Franziskus, alles leiten läßt, damit sich alles finde, alles binde unterm Zeichen, welches sämtliche Aktionen meiner Zeit ins Ewige verlängert, wenn es als gewolltes und betontes C.D. erstrahlt.

Freilich, auch die neuesten Lexika unserer Alleswisser gehen in der Auslegung dieses Letternpaares auseinander: den freisinnigen bedeutet es nicht mehr als eine Abkürzung für das akkreditierte Corps Diplomatique, das sich, mit diesem Doppelzeichen auf dem Wagen oder auf den Reisekoffern, etwas leichter über die Zollschranken hinwegschwingen darf, während die katholischen der Ansicht sind, es meine nur die Carmelitae Discalceati, die als

unbeschuhte Ordensmänner dennoch wacker durch das Leben schreiten.

Chemiker sind versucht, in ihm das Cadmium zu entdecken, mit dem sie wohl die Desoxydation des Eisens, doch niemals die gefährlichere der Seele betreiben. Richter betrachten es, erhaben und erhoben, überlegt und überlegen, als das einzige Corpus Delicti, dem ein Schuldiger zum Opfer fällt, obschon es nicht den Menschen einfachhin der Ungeheuerlichkeit seiner täglichen Frevel überführen kann. Und alle Musiker lesen es als Vorzeichen ihrer muntersten Melodien, die noch in C-Dur dem Sphärensang der Gegenwart die unerschütterliche Innigkeit unserer alten Glaubenslieder vorenthalten.

Ich aber, der ich Lexika nur gebrauche, um die erschreckende Winzigkeit meiner Kenntnisse doppelhändig auszuwiegen, weder abgesandt, um eines andern als des Geistes Reich und Würde zu vertreten, noch chemisch unterrichtet, wie der Rost des Daseins sich vom Herzen des Erschaffenen vertreiben läßt, sehe an den Richtern vorbei, die allzuleicht, von höherer Warte aus, auch mich belangen dürften, und möchte selbst den Schlüsseln der Komponisten, Sänger, Geiger und Trompeter nicht die Erschließung jener geheimnisvollen Kammern zutrauen, in denen sich mit Rhythmus, Wohllaut, Harmonie und Klang die Freude ihre Wunder und die Trauer ihre Tiefe sichert.

Doch halt! Weshalb nicht Musik, wenn die lautlose Gebärde ihres Zeichens mir den Weg angibt zu jener Klarheit, in der auch mein Gedanke Ausdruck findet und im Nu erklärt, was eigentlich seit Anbeginn mein C.D. gemeint hat?

C-Dur könnte durch sein Vermögen, das sich am stärksten in der Abwesenheit ausspricht, meinen Gefühlen zur herrlichsten Illustration werden. Wenn ich nämlich alle leiseren und lauten, heimlichsten und verheimlichten Lieder meines Herzens niederschreibe und in den Notenzeilen jedes Vorzeichen vergesse oder unterlasse, so gibt

doch immer das C-Dur den Ton an. Die Absenz akzentuiert die Bestimmtheit seines Wertes. Nur das Abgleiten ins Weiche und Verdämmernde kann es ausradieren. Hasse es bis zur konsequenten Unterdrückung, und es hat sich niemals sieghafter durchsetzen können als in dieser supprimierenden Verfolgung!

Ich weiß nicht, ob in der United-Nations-Organization viele Musiker zugegen sind. Der Lärm, den sie produziert, ist vielleicht ein Beweis für ihre physische Kraft, aber kein Beleg für die moralische Stärke, alle Friedensweisen in den Hoffnungen der Menschheit adäquat ins Harmonische zu transskribieren. Was sie polyphon begonnen hat, setzt sie kakophonisch fort. Immer offener werden Diskrepanz und Mißklang zu den vorherrschenden Merkmalen ihrer klanglichen Anstrengungen. Denn sie hat, statt das sinngebende C.D. zu unterschlagen, in mente ein C.D. an den Anfang ihrer Tätigkeit gesetzt, aber dieses cum diabolo gedeutet. Und das heißt: der Teufel ist an der Auslegung mitbeteiligt gewesen und hat sofort die Stimmen der Mehrheit für sich gewonnen! Denn er hat seinem ewigen Gegenspieler, diesem himmlischen Flötisten, der in Moll die Leidbeladenen tröstet, feierlich eins auswischen wollen.

Gott hat in der UNO ausgesungen; das ist jetzt zum dritten Male von den Freunden und den Dienern seines Widersachers allen Preisern und Anbetern des Weltenschöpfers öffentlich bestätigt worden: die Zeiten, da dic Irdischen C.D. ihr Höchstes und ihr Schwerstes unternahmen, sind vorbei! Man schreibt nicht mehr Cum Deo in das Hauptbuch der Geschichte, seitdem sogar die doppelte, die amerikanische Komptabilität die Schwankungen des politischen Universalmarktes so registriert, daß die raffinierten Eintragungen eines Riesenfälschers, der sich von allen führenden Direktoren gedeckt weiß, nicht mehr zu entlarven sind. Man unterschlägt, zu vielem andern, nun auch das Vorzeichen.

Man unterläßt seine Niederschrift und erschrickt dann eines Tages vor der Feststellung, daß das Fehlen dic

Präsenz nur unterstrichen hat: wie bei der Komposition das C-Dur, so steht auch hier das C.D. Seine Unsichtbarkeit wirkt durch die Leere des Raumes wuchtiger als je zuvor. Da es keine Linien hat, macht es sich alle freien Weiten zueigen. Seine Bogen wachsen und finden keine Grenzen. Nicht Tinte, sondern Feuer ist seine Schrift, sein Sinn nicht Stummheit, sondern Schrei.

Cum Deo!

ER ist da. Geleugnet, aber in der Leugnung heftiger, weil im Haß bejaht! Und es geschieht, daß ER, der Tonangeber und der Wertbestimmer, auch der Richter ist, der seinerseits die vergeßlichen Buchführer des Lebens, die kleinen und geheimen Fälscher aller unendlichen Berechnungen, mit dem unterdrückten Zeichen schänden und also das C.D. auf ihre Stirnen brennen läßt.

Dann aber wird es nur zu deuten sein als herrisches: «Corpus Delicti, du, des Gott- und Welt-vernichtenden Verbrechens, Mensch, tritt vor!»

Höre ich die Worte schon von meinen heiligen Patronen her oder sind sie mir im Vorausdenken aus dem Eigenen zu Gedächtnis gekommen? Ich weiß es nicht und ahne doch, daß sie, geformt oder unausgesprochen, mich innerlich weiter und breiter gemacht haben.

Mitten im Ausstrahlungsfelde dieser Tage, durchdrungen vom Dunkel der Weltenstimmung, erschauernd im Banne des Todes, berührt vom Hauche der Ewigkeit, der Atem des Unbegreiflichen im Wehen der Gnade ist, bin ich still und klein und elend geworden. Die Seele steht zwischen Trauer und Gesang, der Schmerz im Geiste erreicht sie nicht mehr, und die Stimme des Herzens will sie noch nicht vernehmen. Doch sie lauscht. Sie lauscht mit angespanntem Horchsinn über sich hinaus und hört mit einem Male den Schritt einer fernen und vergessenen Zeit.

Sie ist nicht unterm Anschlag des Willens, sondern unter der Einwirkung von Farbe, Duft und Licht Erinnerung geworden. Nun erlebt sie, durch ein zartes Gewebe aus Nebel und Sonnenstrahlen, die unbesingbare Passio der

Geschichte. Und erleidet wieder in diesem göttlichen Leid ihre menschlichste Sehnsucht, die, ach, schon längst die Wucht und Tiefe einer aussichtslosen Dichterpassio gewonnen hat.

Immer möchte sie sich ausgießen über die erhabensten Sätze der Menschensprache und gleichzeitig eingegossen sein mit allen Ahnungen und Schauern, Erregungen und Eingebungen in die sakralen Worte eines Poems, das aller Wunder Gefäß und aller Himmlischkeiten Klang und Leuchtung wäre. Das ist seit zwanzig Jahren zu jeder Großzeit meine innerste Passio: ein kreatorischer Duldergang, der eine schöpferische Leidenschaft gewesen und geblieben ist.

Etliches hat sich doch in Art und Ziel gewandelt. Damals, als ich vor keiner Größe zurückschrak und ungestraft, weil vierfach maskiert, die gesamte Literatur herausfordern durfte, glaubte ich an meine Kraft und meine Größe. Ich verherrlichte das letzte Wunder der Inkarnation und erkannte in meiner Verblendung nicht die Stümpertat, die ich beging, als ich eine Funzel entzündete, um das ewige Licht zu bescheinen. Heute neige ich in Scham das Haupt, vergesse alle Lyrik, die gedruckte wie die verbrannte, und steige ins Schweigen empor, nachdem ich hinabgefallen war in die unterste Wehmut des Verzichtes.

Nun bin ich zwischen Trauer und Jubel daheim; ich trage die Träne im Auge, doch in ihr einen Glanz der Freude. In meinem Ohre ist ein Brausen, das über dem dunklen Lautengrunde eines «Crucifige!» die schlichte Helle des «Victimae paschali laudes» anschwellen und verklingen läßt. Den Tod spüre ich an meinen Händen und fühle das Leben in mir mächtiger als zuvor. Verzweiflung will mich packen, da faßt mich die Hoffnung und hält mich und erhebt mich. Was kann ich tun? Wie soll ich mich entscheiden? Weinen oder jubeln?

Weinen und jubeln! Der Bosheit in allen Qualen und in allen Bitterkeiten entsterben, um Auferstehung zu feiern in der Güte! Täglich Herzblut am Kreuz der Reue

vergießen, um täglich in Glorie wiederzukommen! Die Passio Christi zur Passion des Christen machen, der ergriffen die Unbegreiflichkeit der erlösenden Caritas bedenkt und also voller Hingabe die Pax Domini, die erste Verheißung nach der Auferstehung erstrebt!

Hier halte ich nun: nicht mehr als selbstbewußter Sänger wie einst, sondern als schwacher und fehlender Sinner, der so weit sich vergessen möchte, daß alle geistigen und seelischen Vergehen jeder trostlosen Wirkung entbehrten. Ich dürfte, mit dem feierlichen «Surrexit Christus mea spes» auf den Lippen, nicht länger dem entsetzlichen Worte «Non est pax impiis» verfallen, das gewaltige Friedenswerk der Zeit in mir selber beginnen. Denn ich weiß, daß der Friede nicht in der Welt anhebt, um von dorther den Einzelnen zu ergreifen und zu beglücken, sondern umgekehrt. Es ist wohl direkt ein Werk der Liebe und indirekt eine Folge der Gerechtigkeit, aber zuvor eine große ordnende Tat. In der Unordnung blühen sogar die Bomben zu tödlichen Feuerblumen empor, das ist das sinnfälligste Wunder des Teufels. In der Ordnung aber, auch in der allerschlichtesten, da die Veilchen unterm Atemhauch des Himmels gedeihen, lächelt die beruhigte, die in sich und in der Welt beruhigte Kreatur den Vater der Dinge an. Sobald die Beziehungen zwischen Gesetz und Begierde im Individuum, zwischen Mensch und Mensch im Leben und zwischen Mensch und Gott in der Kirche wieder geregelt sind, wird unterm Druck der Gnade endlich die befriedigende und erfreuende res publica hominis sub Deo gelingen.

Wird sie jetzt gelingen? Ich sehe in der Natur den Ordo wiederhergestellt und das Sein erlöst von den Drohungen des Todes. Blumen wachsen über Leichenhügeln. Weht ihr Duft auch über die Gräber in uns? Ich bejahe keine Frage, denn ich weiß, daß ich noch vieles in mir abtöten und einscharren muß, ehe ich lauter sein werde, wie es verlangt worden ist. Neuordnen und abstufen! Mich lösen, um erlöst zu sein! Ich bin dabei. Wer noch?

Schon ahne ich, daß auch diese geistige Großzeit wie die kirchliche ihr brausendes und erhebendes Finale finden wird. Schon rauscht und tönt es dort, wo das letzte Schluchzen noch nicht verklungen ist: Jubilate! Alleluia! Und millionenfach funkelt, herrlicher und verklärender als je, im feuchten Nachschimmer unserer Trauer die Sonne als ein Licht des Erstandenen.

Und vor meinen heiligen Patronen vergesse ich das schönste Schweigen und fange, eingewundert in die Lautheit Gottes, neuerdings zu singen an.

ICH MALE FRANZ VON SALES

Ich will, bevor ich mich entscheide, welches von den dreißig Manuskripten nun den Sturzflug in den Abfallkorb eröffnen wird,

und eh ich zu begreifen trachte, ob noch immer an der Wand die Leeren von den deutschen Bilderstürmertaten zeugen dürfen,

auf die nackte Fläche vor mir, nur um Grau zu mahlen und die Prüfereile abzudrosseln, die mein aufgerissenes Herz verwirrt,

das sanfte Bildnis meines heiligen Patrons, dort, wo mir auch Sankt Paulus fehlt, erblühen lassen als ein Lächeln. Ja, in schwarzen und in roten Farbenwürfen!

Ich weiß, ihr habt noch nie gesehn, daß ich mit einem Pinsel von Paletten die Gedanken hebe, die ich über euern von den euern habe,

und daß ich, was ich träume oder fühle, was ich höre oder bin, auf einen festern Stoff als auf die lumpenduftenden und holzpapiernen Blätter schreibe.

Ja, was könnt ihr von jenem Menschen wissen, den bequem als Tagespinsel ihr zu führen pflegt? Vielleicht bin ich doch mehr als die geringe Gabe,

mit der ihr nur das Eselshäutchen euerer Geistesknechte kitzelt. Tüchtig rupft ihr schon; allein der Haare, die ich lasse, sind zu wenig, daß mit ihnen euere Blößen ich vertreibe.

Verlacht mich, da ich lächle! Doch ihr könnt nicht ahnen, wie ich jetzt beseligt, stumm und losgelöst, die Väterreihe aufwärts schwebe, fort und fort,

Jahrhunderte erschließen sich und mich, und irgendwo um eine Biegung fern, in einem sanftern Abendfall der fremden und verlorenen Zeiten,

erkenne ich mein wahres Angesicht im Augendoppelspiegel eines großen Malers. Seine Schöpfergnade fällt mich an, ich jauchze ohne Wort

wie er und alle, die den schöneren Sinn des Lebens ach, in sieben Regenbogentönen an den Himmel heften und die Lust der Seele hoch ins Blaue weiten.

Er hat den Heiligen verehrt und liebt ihn fort in meinem Herzen. Wer versteht das Rätsel unseres Blutes, das nicht sterben läßt, obschon es selber stirbt,

was stromhaft, seelenatemleis und unerfaßlich stets dieselbe warme Welle an der gleichen aufgewühlten Tiefe schäumen läßt?

Ist er dem Heiligen ein Sohn gewesen, muß ich selbst als Kind ihm wohl entgegentreten, das um seinen väterlichen Segen wirbt.

sobald die Schreibenden, die dauernd schreien, nichts als seines Namens Klang verschweigen. Überzeugt euch, Zweifler: Heute ist sein Fest!

Und heute, wo der Lärm um alle Giebel, wo der Haß aus allen Herzen heult, durchstrahlt sein sanftes Bildnis meine Seele. Ja, ich mal es!

Ich mal es groß hinein in jede Leere: an die Wände meiner Klause, auf die Stirnen euers Dünkels, noch ins Grauen, schwarz und rot,

und zeichne mit den Lettern, die ihr schändet, seinen Namen rand- und brandvoll quer durch euer Unverständnis: Franz von Sales!

Der Pinsel, o, der Pinsel, den ihr anspuckt, tupft nicht schlecht. Seht her und staunt: In allen Farben lebt das Himmlische! Nur ihr seid tot,

weil ihr der Lüge dient, die gleich ihr Sklavenpack erschlägt, und er die Wahrheit sucht, wo sie geheimnisvoll das Zeitliche entzeitet.

Habt ihr nicht dreimal wiederholt, das Böse wüchse nur in Schlössern und das Laster schlüge Wurzeln im Palast, verlottert sei, was Diamanten trage,

in Hütten aber und in Slums, in Mietskasernen, Vorstadthäusern und in Ställen sei zuerst dem Edelsten das Heim bereitet,

die Güte habe Lumpen angelegt, die Demut schufte, und die Liebe, die geliebte Liebe trete mehrfach täglich im Verzicht zutage?

Und er? Ich habe, nah bei Annecy, das Haus gesehen, das ihn damals aufnahm und viel prinzlicher als mich mein kleines Luxemburger Heim

zu betten wußte. Sagt mir nicht, er sei ein Bösewicht und ich ein Lockenengelchen gewesen. Nein, der Teufel wählte anders als ihr glaubt,

und anders, als ihr denkt, geschehn die Dinge. Vieles lenkt der Himmel über goldene Straßen aufwärts, aber manches geht dem Teufel auf den Leim,

weil vieles dümmer als der Teufel ist. Nur er kam unbetört vorbei: die bessere Weisheit trug sein schlichtes Herrenhaupt,

die mindere mein Bauernkopf. Er stieg, ich fiel, wie alle fallen. Die Beschränkten gehen ja entwundert durch des Wunders stündliche Gewalten

und stehen staunend vor dem Hokuspokus eines Höllensohnes, der ihr Hirnstroh telepathisch zu entzünden weiß.

Es brennen, zwischen Morgenrot und Abendröte, viele leere Dächer, die gelehrte Häuser abzuschirmen wähnen und nur Sünd- und Zündstoff halten.

Denn Satan ist ein guter Feuermeister, und die Gierdegluten, die er schürt, verflammen Überheblichkeit; sie wecken eitler Brünste weiten Loderkreis

und lassen Köpfe als betropfte Fackeln leuchten auf den Wegen zum Inferno. Franz von Sales aber fackelte vor keinem hohlen Locker,

er ging vergilisierend, als die Unschuld, die mit Cicero und Augustinus subätherisch nur verkehrte, durch das schöne, durch das lästernde Paris

und kam an allen Eckenmagdalenen einfach still und ahnungslos vorbei, auf tausend Quer- und Kreuzesgängen, feierlicher Nirgendsstocker,

zur kleinen Pforte, die ins Reich der Reiche aus dem Land der Reichen führt. Es war die Heiterkeit, die ihn empfing, als er das Leichtere verließ:

Bequemlichkeit, Genuß, Vergnügen, Tand und Tanz, den Wein, das Weib, die sonderbaren Dandyehren einer sogenannten höheren Gesellschaftswelt,

den Ritterruhm und dies und jenes noch, was weiß ich alles; doch er fand, als dann in Padua sein Geist das Recht studierte und sein Herz das Rechte,

nicht gleich das Leben wie den Codex iuris hingeordnet und die Straße seiner Wahl mit hundert Paragraphenfunzeln freundlich aufgehellt.

Er stand und schwankte manche Weile, betete das Vaterunser seiner neuen Lehrer, die geläufig ihr «Distinguo» sprachen, durch die langen Nächte

und wußte nicht, ob ihm der Höflings-, ob der Pfaffenrock ihm besser säße als das freiere und unauffällige, das leichtere, weil säkulare Wams.

In seiner Wählernot zog er das Retterkleid der distinguierten Distinguisten aller wohlberedten Zeiten: den Talar der Advokaten an

und führte dann in Chambéry den eigenen Prozeß dem Ende zu. Er war, wenn ich nicht irre, auch der erste seines wortbewehrten, mundbewährten Stamms,

der unbedenklich, rasch und lichten Sinns als Richter sich unwürdig fand, den polsterweichen Senatorenstuhl zu scheuern, wenn die Bahn

zum Höheren und Besseren unausgeworfen blieb. Er mußte tätig gehn und der lokalmobilen Politik entsagen, die nur stehend weiter kann

und Fortschritt nennt, was, fort und fort im selben seichten Dällchen der Parteiung trippelnd, stets im hohen Ego maiestatis spricht.

In ihm rief alles: Du! Das meinte, was ihn hob und hielt, ihn schlug und streichelte, was ihn umgab und was ihm gebend nahm:

das Unvergängliche im Hauch der Stunde, schweigende Lebendigkeit im Laut der Zeit, im Dunkel auch des letzten Dings ein stilles Licht!

Noch mehr! Noch mehr! Den Schrei nach einer höheren Gerechtigkeit im schwarzen Kleide, das er täglich nun vor den Geschworenen trug!

Klang das wie eine Mahnung? Irrten jene wirklich nicht, die kaum dem Anwalt, diesem advocatus diaboli, zu trauen sich getrauten?

Noch gibt es, glaubt mir, jene Renitenten, die, das Recht verkennend, alle der Entordnung auch im Geist beschuldigen, die überklug

das Recht erklären, das sie leicht entklären, wenn sie noch im Paragraphenoberstübchen irgendein Artikelhintertürchen offenschauten.

Plädierte dieser sanfte Herold eines andern Richters nur in causa propria, als er mit seinen Mitteln der Geduld die eingefleischte Meinung widerlegte,

daß die berufenen Verteidiger der Schuld als hohe Förderer des angeklagten Übels nichts als Unheil schufen und den Wirrsinn mehrten?

Ihr dürft, sofern es euch gelüstet, mit dem Finger weisen auf die Stützen der Juristerei und ihre Tat im Hohn zum Fluch verkehren, dieser unentwegte,

verstillte und durchgeistigte Vertreter einer vielgesuchten, aber mehr geschmähten Sonderzunft ist kaum getroffen. Nein, er lächelt euerer Worte, die ihn nie versehrten.

Vielleicht hebt er allein die Hand nur, und in einer leichten Wendung hat er euer Urteil umgestülpt: sein Tun will Gottesdienst an allen Stätten!

Ein Heiliger ist er, kein Schwadroneur! Ein Wahrheitssucher, nicht ein Charlatan des Worts! Ein Formenfeiler, doch kein Sprachenakrobat! Ein Mann! Ein Wisser! Ein Prophet!

Da habt ihr ihn! Nun haltet ihn und laßt die Redner frei die spitzen und geschärften Ausdrucks-Haare spalten, um den Trägerkopf zu retten!

Auch Advokaten können selig werden, — ich vermelde das mit Freude. Mein Patron beglaubigt, was ich sage, durch sein Leben: hört und seht!

Bestimmt? Was läßt euch zweifeln, wenn er doch die höchste Glorie des Himmels um die Denkerstirne trägt und paradiesisch lächelt?

Ich weiß, ich weiß: mein Wort traf nicht die ganze Wahrheit! Ja, er tauschte, wohl ein bißchen hastig, scheint's, den Advokatenmantel gegen die Soutane aus!

Er wurde, was ihr nicht begreift: ein Priester! O, ich merke wohl, wie ihr die Lippen schürzt und euern Spott kaskadenhaft verbächelt!

Ihr liebt die Schwarzen nicht, die jeden Tag aufs neue, als das wandelnde Gewissen, das nicht abzumurksen ist, von Haus zu Haus,

an euere innere Erbärmlichkeit erinnern, euere Feigheit ohne Worte treffen, euern Seelenduft aus jeder Stundentat erahnen und euch fassen,

wo ihr wie Laffen oder Lumpen wirkt. Sie sind das wuchtige Gesetz, das ihr, bekränzte Drückeberger und Genießerhelden, forsch umgeht.

Ihr liebt die Progression, ihr seid der Fortschritt, ja, ich weiß! Das Tempo euers Lebens will Beschleunigung. Drum schneller, Massen!

Was steigt ihr, wenn es fallend rascher geht? Macht doch den Sturz zum Abfall! Rast! Genießt den Braus und spürt, was euch umweht!

Das einzige Gesetz, das ihr in trunkener Beseligung erfüllt, sei das von Galilei! Euer Symbolum der schiefe Turm!

Und euer Philosophengrundsatz: Kinder, lebt euch epileptisch auch im Geiste aus! Was aufrecht steigt, ist Hindernis! Schlagt alle Pfaffen noch moralisch tot! —

Er stieg dennoch. Sein Zeichen war die Kathedrale, die da hehr und unentwegt gen Himmel strebt, so tragend wie gehalten als ein Quadersturm,
in dem die Steine hymnisch jubilieren. Diesen Steinen gab er Laut, er schlug sie an, sie klangen ohne Not
und priesen die Gewalt der Güte über seinem Haupt.

Er redete wie jener andere Franz, der Sonnensänger aus Assisi, pfingstlich klar,
und hob das Elend der geschlagenen Seelen aus den Angeln, wie sein Freund, der Bettelgeneral der hungernden und flehenden Armee,
der in Paris paulinisch für die Ausgestoßenen warb und Vincens auch, doch welch ein Sieger! vor den höchsten Thronen war.

Sie praktizierten, was ihr später, o, viel später erst, in höchst gelehrten Schmökern, grauer grauenhafter Theorien voll, als Abc
der sozialen Revolution in alle Völker keiltet. Euere Waffe war der Haß. Sie tötete, was Balsam forderte, und gab sich in die Hand
von harten Männern, die das Mitleid nur als Mittelchen der Politik zu leiten wagten. Jene aber brachten Brot und Liebe, fragten nichts und gaben alles

und überhauchten ihre Werke mit dem mütterlichen Atem, der die kleinste Tat unendlich hob. Der Wahlpariser fand

Louise de Marillac und Franz in Annecy Franziska von Chantal: was Nächstenheilung aus Barmherzigkeit und, fernsten Falles,

auch Menschenhebung durch die Selbsterniedrigung gewesen, wurde plötzlich Eigenheiligung in gleich verdoppeltem Gewinn.

Ja, so gehn unsere Größten vor: sie gießen Öl in wundes Fleisch und überbinden noch, was ihr mit Pfeffer oder Salz belegt, und geben, wenn sie jede Qual gestillt,

in einer wunderbaren Welterweiterung, das Unergründliche aus der Begnadung deutend, auch den durchgestandenen Qualen den beglückenden, den tieferen Sinn.

Ihr aber werft die lichten Pforten zu und reißt mit Zwang und Ironie die Tempel jeder Hoffnung ein. Ihr tobt wie Bestien, und sie sind mild

wie mein Patron, der stets das Rasende mit Flüstern, den Protest mit adelnder Bescheidenheit und die Häretiker mit feinen Redezügen,

die alle Wuchten durch die ausgestillte Leichtheit ihres Tones übertrafen, bald zu fangen wußte. Sagt mir nicht jetzt, oder: sagt mir doch, daß einer seinen Künsten widerstand:

der alte Théodore de Bèze, der höflich hörte, was der Heilige sprach, und innerlich, wie alle Menschenfüchse, die den Himmel und sich selbst betrügen,

durchheitert und belustigt schien! Das war die Scheide, die ihm Halt gebot. An dieser glatten, kühlen und flexiblen Wand

erprobte, schliff und stählte sich sein Wille. Hier begann die Kraft, die ihn durchströmte, hoch zu steigen und am Widerspruch

die Liebe eines Herrn zu offenbaren, der ihn scheitern ließ, damit er wachse in der Wiederholung. In der Wieder-

holung wird und wirkt der Geist. Und packte er den Andern nicht, so reifte er das Innenwesen,

das oft ihn selber überraschte, wenn es horchte, bebte und erschauerte und doch nichts mehr vernahm als Gottes Schweigen über seinem Buch,

den Herzschlag einer ausgesetzten Ewigkeit und in den Worten, die das Lied der Liebe sangen, jenen unerforschten Einschlag, namenlos, nie auszulesen,

der plötzlich wissen läßt, was noch kein Sterblicher geschaut hat.... Wenn die Andern klagten, sprachen, schrien und tobten, lauschte er, nur Geist und Seele,

in die tiefsten Wehungen der Zeit. Was Heinrich aus Paris ihm antrug, war nur Widerschein der Strahlung, die er ahnte;

er schlug ihn aus und fing von dieser Glanz im Traume, Schimmer in der Hoffnung ein, er schrieb, was ihn verzauberte, in Sätzen ohne Fehle,

als werbende Traktate auf die Seelenflächen hin, und wenn die allzulauten Zeitgenossen nicht die Pfade gingen, die er einsam bahnte,

wenn sie den Stoff erstrebten und die Allgewalt des Triebes gelten ließen, hob er gleich das Bild des wahren Menschen in geschriebenen Farben hoch.

Er sah ihn wirklich und vielleicht absonderlich im Spiegel seiner Himmelsliebe eingefangen, groß, verklärt und angeewigt schon

im Gleichgewicht von Tat und Einschau, Gottesdienst und Gott-Erspürung, Furcht des Herrn und mystisch ausgebauter Ruhe doch,

von zarten Regungen und härtenden Aktionen, Ergebenheit und Energie: das war er selbst, des Niedern Diener auf dem Bischofsthron!

Und also nicht wie ihr: des Nächsten Überherrscher auf dem Narrenstühlchen! Er gab sich aus, dem Bruder brüderlich entgen zu gehn

und alle Tage, eh er's schrieb, das Werk vom amor proximi vertiefter an sich selber zu vollenden, nur betrübt,

daß einst, wenn seine Kräfte schwänden, er verurteilt sei, des Andern Hilfe für die eigene Schwäche zu erflehn.

Allein der Hohe, dem er ganz ergeben war, erlöste ihn mit einem Schlag, mit einem kurzen Blutschlag, den er manchmal liebt,
von allen Leiden. In Lyon verstummte er für immer, still und lächelnd noch im Fall, da ihn die Hand des Todes traf.

Ihr müßt das wohl verstehn: Nicht seinetwegen fiel er wie ein Kämpfer in der Schlacht, berührt, durchbohrt und tödlich hingemäht,
nein, im Verscheiden ward sein höchster Wunsch erfüllt: dem Nebenmenschen niemals Leid durch Eigenleid zu schaffen und vor Schlaf,
im allerletzten Vollblick beide Pole seiner Liebe, Gott und Kreatur, so glutdurchbrannt wie lichtumbrandet, zu vereinen, eine Weile zu verhalten und zu sagen: «Kinder, es wird spät!

Der Tod hat schon die Mitternacht geschlagen. Drüben wartet Einer, dem ich aufzuwarten habe. Freut euch! Lächelt mit! Ich steige!»

Und also ging er. Als er schweigend auf der Bahre lag und in sich schaute, mit geschlossenen Lidern, spürten sie, die um ihn waren,
nur dunkel, daß der Tag an Innenleuchtung viel verlor.
Denn heimlich rann ein unbegreiflich körperloses Licht zur Neige
und etwas stummte ihre Horchung aus. Sie standen und empfanden nur allmählich eine kühle Wehung über ihren Haaren. —

So male ich den Heiligen in meine kranke Zeit: als Lehrer, der uns hebt aus der Gefallenheit der Gegenwart
und das Geschöpf sich wieder schauen und erkennen läßt im reinen Auge des Kreators, in der Verpflichtung wie in der Beseligung der Ebenbildlichkeit.

Da lächelt er, blickt her, in schwarzen und in roten Farbenschwüngen, leichtlich angeweht von meinem eigenen Weh, doch sanft und zart.

Er spricht. Ich hör es wohl, ihr hört es nicht. In seiner Stimme schwingt, dem Glaubenden allein vernehmbar, mancher dunkle Ton der Ewigkeit.

Er sagt: «Der Mensch ist größer, als ihr denkt, o, meine Brüder. Ja, ihr habt ihn furchtbar eingeengt, weil allzueng gedacht.

Den Raum, in dem sein Wesen sich erfüllt, habt ihr verbaut: mit Schrei und Haß, mit Neid und Bestialität, mit jedem Stoff der Endlichkeit!

Wie wollt ihr denn auf Seine Sprache hören, wenn in fensterlosen Ställen ihr an selbsterwählten Ketten Seinen Tag verlacht?

Noch stehn die Kirchen offen: Tretet ein und geht euch selber an! Noch sanfter! Immer stiller! Hebt vom Nächsten, liebt und tragt das Leid!

In jeder Wunde, die ihr gern ertruget, fängt das größte Wunder an. Und erst im Andern, den ihr friedlich sucht, wird Seine Allerbarmerhand euch aufgetan.

Die stärkste Stärke nennt sich ewig Demut, nie Gewalt. Und Schönheit, ach, die höchste, die euch gottwärts reißt, gewinnt im Geist und nimmt nur im Gebete Urgestalt!»

SANKT VINZENZ

Die Satten sagen, zwischen Rülps und Huck, er sei vor etlichen Jahrhunderten gestorben, seine Zeit dahin, sein Werk getan und seine Welt zu Ende.

Sie aber leben fröhlich fort. Ihr Raffertun ist weit vom Ziel, und ihre Lust, am Hunger noch der Brüder zu verdienen, wächst und weiß, wie sie sich täglich mehrt.

Die links am Wege ihrer Freude flehn und aller Armut menschliches Erbarmen suchen, sind wie leichter, abgelegter Staub am Fuße ihrer Marmorwände:

Verachtet, hingeweht und übersehn! Das Mitleid haben sie gesetzlich abgeschafft, dafür Asyle staatlichen Gesichts, so hart wie kalt, als Ruhesicherer begehrt

und ihres Eifers heimlichste und höllischste Begründung hoch mit feinen, golddurchwirkten Hypokritenkritzeln aufs kasernengleiche nationale Heim geschrieben:

«Ihr Armen und Verlassnen, dies ist euer Haus! Kehrt ein und ruht! Des guten Volkes bester Wille lindert euer Leid und heiligt, durch den Landesvater, eure Not!»

Sie treten zögernd ein und finden sich der Ordnung eines strengen Amtes ausgeliefert, essen Regeln, trinken Trockenheiten, ruhn auf Paragraphen aus und werden langsam in der Seelenleere aufgerieben.

Das Ohr, das ihre Bitterkeiten hört, ist ein Büro, das Herz, vor dem sie knien, Maschine, und die Schönheit ihres Schicksals, irgendwo im Winkel ihres Eispalastes, eines nur: der Tod!

So gehen und vergehn sie, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Licht und ohne Lächeln. Denn kein Auge hat sie angeleuchtet, keine Hand die ihre brüderlich umfangen.

Der Mensch hat sie verachtet und hinabgeweht ins Dunkel, wo die groben Flüche wider die Gesättigten im tränenfeuchten Boden der Verlassenheit wie Früchte blühn

und einst, im Aufbruch der Entmenschlichung, als Urgewalt des Hasses, mit den heißen Wuchten der Vernichtung nach den Herzen, nach den Augen jener Harten langen,

um ihnen Glanz und Sicht und Licht und Welt und aller Weiten Herrlichkeit zu rauben, wenn da rings die roten Wahnsinnsfeuer der Empörer und Verschwörer glühn.

Nur einer wird dann Retter sein und stillgelassen, heiter und begnadet wie zuvor, das warme Wort der Sänftigung, die hohe Sprache jener Ungewalt zu reden wissen,

die vor Jahrhunderten den Ton des Himmels leuchtend in die Finsternis des Menschenlebens warf und das Be-

drückte mit dem Unterdrückten hell durchfeuerte im gleichen Brand:

Der Meister der Erbarmung, er, der Große, den ihr abgestorben und verloren sagt, weil seine wache Gegenwart euch, Helden höchster Selbstsucht, störte. Aber aufgerissen sei eure Innenfurcht durch die Verkündigung, eingeschlagen eure faule Sicherheit in der Erkenntnis, daß wohl einer, den sie Vinzenz nannten, heim zu seinen Vätern fand,

doch seines Geistes wunderbarste Zeugung, Stärke seiner Stärke, Größe seiner Ungewöhnlichkeit, noch ruhlos, lautlos, ewig wirksam weiterlebt und plötzlich, wie ein Schatten,

den drunten in Paris, in einem Elendsviertel oder auch im Königsschloß, die Demut eines Priesters riesig und unsterblich in die Zeiten fallen ließ,

in jede Gegenwart die Liebe wie den Zorn des Heilers trägt, der heilig und erhoben ward, weil er, der Einsame und Menschenheber, stets die Niedertracht der Satten durch seine ganze Opferung erschlug und immer, wo er ging und wo er ruhte, wenn der schwache Atem seines Körpers von dem stärkeren seiner Seele ausging, jeden Stolz aus seinem Geiste wies.

Nun hat er sich erneut erhoben. Nein, ich weiß nicht auszusagen, ob sein Haar glänzt, wie das schwarze Kleid um seine Hüften liegt, in weichen oder spröden Falten, auch seine Stirne ist mir fern, und wesenlos sein Auge, das ich lodern ahne, angefüllt mit einer Glut, die sich verhält. Jedoch sein Mund, sein engelsanfter Mund spricht nah mich an und spricht dennoch an mir vorbei, aus seiner leidbeladenen Zeit durch meine qualdurchströmte, schmerzzerwühlte Zeit in alle kalten,

in alle ausgebrannten, stumm und starr gewordenen Herzen ein und gibt in Trauer und in Lindheit, sturmhaft und im Wehn der Gnade, seines Wesens heilende Gesetze kund.

«Ich bin kein Cherub, welcher zwischen Mars und Venus eine Riesengloriole blitzen läßt und nachts die Lichter seines Herrn mit Himmelshand polieren,

und dann und wann des Mondes Silberglatze streicheln hilft! Bewahre, nein! Ich habe einst, mit wunden Schuhen und versehrten Jacken, Vieh geweidet und im Wald

die Dürrung eingesammelt und vom Feld mein Trockenbrot in Ährenbündeln heimgeschleppt, wie andere Sterbliche. So Schweiß wie Tränen zieren

den Menschen, der aus Qual zur Fülle Lebens und Erfüllung seines höhern Schicksals durch die Feuerwogen der Verfolgung treibt und einsam bald,

vom Leid unheimlich still durchsintert, von der allerletzten Not durchnäßt, den eigenen Schmerz vergessen kann und seine tiefste, seine überwundene Trauer

als Lächeln ausgeschönter Wissenheit zur Leuchtung aller fremden Tage macht. Sich selber hebt man, o unendlich, in der Last des Nächsten, die man übernimmt,

und jede Sorgenfalte, die man aus dem Antlitz eines unbekannten Bruders wischt, gibt jäh der eigenen, aus allen Winkeln blinkenden und vollen Herzensheiterkeit die Dauer.

Noch mehr: das wandelt unbegreiflich die Bedrückung in Beglückung, klärt in einer steten Weiterung des Fühlens noch die fernsten Ahnungen und stimmt

die Stummheit der geschlagenen Seele ein. Das wird zu Sprache, Ton und Trieb zum Sang. Ich fand mich, wo ich Leidende und Flucher suchte, immer selber wieder

und kam durch alle schlichten Tore meiner Helfertaten, durch die stillsten Türen meiner Trösterworte, rasch und unabweisbar, ungewollt und sicher in die Zweisamkeit

des Lebens, die den Urverlassenheiten der in Nacht und Finsternis hinausgeworfenen Kreatur mit einem Mal, im feinen Schimmer und im jungen Blühen niegesungener Lieder,

in einem ausgespürten Jubel, der nicht Laut, nicht Licht, nicht Lächeln und doch innerlichste, wahrhaft ausgedrückte Strahlung ward, im Ruhm der Zeit,

die ganze Wucht der Himmelsgegenwärtigkeit verlieh und, von dem angerührten, ach, von letzter Lust durchbebten Herzen aus, den weiten Kreis der Segnung

um alle Armen zog, die noch an meiner Hand, in meinem Blick die Nächsten waren. Niemals gab ich, wie ich mich auch hin- und aus- und wiedergab, doch mehr

als mir von obenher gegeben wurde. Immer blieb ich schenkend in der schweren Schuld des Hohen Herrn, der in der friedlichsten und heimlichsten Begegnung

mit seinen Liebsten, jenen, die Er drei- und mehrmals schlägt, um sie mit ungezählten Seligkeiten zu bedenken, meine Hände wie mein Herz in froher Wiederkehr

mit größeren Gaben füllte. Er allein ist Geber. Wir sind Mittler nur und täglich hingestellt, auf Seinen leisen Ruf von Mitternacht zu Mitternacht zu warten

und Seines ungehörten Atems wirkende Gewalt aus jeder Wunde dieser Welt, aus jeder Nachbarblutung als ein Donnerecho seines Willens zu erlauschen, hinzuknien

in Demut, um die Wehmut aller Dinge auszulöschen durch den Glanz der aufgebrochenen Liebe, die in steten, die in zarten,

unsagbar sanften Streichelregungen nur Seine unverharschten Martermale in den ausgeheilten Menschenkörperbeulen überfährt. Wir fliehn

den Schmerz, indem wir Qualen suchen, um sie auszuheben. Leben wird zur Lust in der Gestorbenheit der Selbstsucht.

Das Glück der Welt begann, als Golgotha erbebte. In Mit- und Mittentraurigkeit des Jahres dreiunddreißig hob

die große Umkehr der Geschichte an: in Seinem benedeiten Namen, unter Seinem Blute, das wie Regen niederfiel, in strengster Selbstzucht,

die Seines Wortes heilige Erfüllung wider Tod und Menschenteufel suchte, in durchfreuter Tat, die Seines Opfers alldurchhallend Lob

in brausenden, in martervollen Hingegebenheiten aussang, ging die neugeborene Schöpfung jene Retterwege

des Brudertums, das sich verschenkte, um sich selber zu gewinnen. Alles Leid fand Liebe ohne Maßen. Wandlung war die Welt,

nicht Armut, sondern Prüfung, die bestand, nicht Grauen, aber Gnade, die sich mehrte. Noch die Qual sah in sich Kräfte rege,

die nur die Lichtheit der Erlösung in der Ichverschenkung suchte. Heilung wurde zum Prozeß der Heiligung. Die Blindheit schaute, denn sie war im Geist erhellt.

Wohl vierzehnhundert Jahre ging der Sturm des Geistes durch die Länder hin. Ver sacrum war. Millionenknospend brach der Glaube aus verjüngten Hüllen,

und in den jähen Stillen, die zumeist der schwere Tropfenfall des leuchtenden Bekennerbluts durchtönte, sang das Überzeitliche die Zeiten friedlich ein.

Ich sage nicht, daß alles Leben rein und jedes Tun beseelten Dranges war. Auch damals spielten Manche diabolisch mit, wo Gott die Trümpfe setzte. Kann das Große so sich ganz erfüllen,

wie seine Kernung es verspricht? Ach nein, das Ani-Malum, das im Menschen wirkt, gebraucht die Freiheit seiner Art, um bald ein Sproß des Tiers und bald ein Engelskind zu sein

und zwischen Himmelslust und Höllenlaster noch die allerletzten Stufen dort der höhern, hier der niedern Seligkeiten zu ersteigen.

Es klimmt und fällt die Ganzheit wie der Einzelne, im Rhythmenschlag der Sprache, die der gute und der böse Genius des Menschen reden, um in Ausfall und Replik

den Schwachen zu erschlagen oder aufzurichten, noch den Starken hinzuschleudern oder hochzujagen, wie die Horchung seines Willens, in und außer Gottes Schweigen,

das zu fordern wagt. An allen Bäumen der Geschlechter wachsen und verdorren Reiser. Völkerstämme, die in Rausch und Rauschen aufwärtsstreben, teilen das Geschick des andern Wuchses. Viele Teile fallen, doch das Ganze dehnt sich wolkenzu und grenzenweiter aus. Die Bodengucker und Staubspurenriecher sehen nichts als faule Äste und verschreien, was da grünt und in den Wipfeln voller Wiegung, Wucht und Biegung noch den Himmelsatem aus dem stillsten Sommerwehn der Winde spürt.

Die Bodengucker mehrten sich und fanden, da sie erst als Hand- und dann als schwarze Maulwurfsjünger sich dem Stoff vermählten, daß der Grund die Feste, der Dreck des Seins jedoch der wahre, weil der tiefere Sinn des Lebens sei. Sie bohrten sich in die Materie ein, und alle, die, zur Wühlertat verführt, nur Nacht und Mitternacht um ihre Augen gruben, wurden blind und flohn das Licht, das über Erben weiterfloß. Sie hungerten durch jede Sehnsucht und verschlangen, als sie die Wurzeln ihrer Nährwelt aufgezehrt und jede grüne Pflanzung ihrer Seele ausgerodet und verwüstet hatten, ausgestummt in ihrer Gier, den Haß, den sie erzeugten, um sich regsam zu erhalten. Also stand mit einem Mal der hohe Menschengeist, und jedes innere Langen wurde heimlich Furcht und wurde Bangen vor einem Schrecken, der als Zukunft finster näherschwoll und alle tausend Schlünde des Entsetzens schon, in vorgesandter Folterungen Übermaß, erschloß als letztes Heim der Längstverfemten. Ach, die große Umkehr war, da die Lebendigen sich götterlich die eigenen, die leichtern Straßen ihres Heiles suchten, zu einer spitzen Winkelflucht in Not und Untergang geworden. Jedes Menschlein saß und spann verzweifelt nun im Kokon stolzen Egoismus und verlor den Halt in Gott mit jedem kleinsten Angelhang in der Gemeinschaft. Ja, es fiel, gefesselt in sich selber. Revoltieren mußte es, um dem verfluchten

Gesetz des Sinkens, dem es unentrinnbar ausgeliefert war, entgehn zu können, irgendwie ins sanfte Schweben, irgendwo an einem stillen und vergessenen Tor

zur Ruhe und zum Frieden heimzufinden. — Die Revolte dauert an, in Fall und Schrei und stumpfer Hoffnung. Selber heißt ihr sie natürlich: Revolution der Knechte

und wähnt, weil ihr sie gegen jeden, auch den höchsten Herrn entzündet, endlich, endlich prachtvoll, prunkend und befehlend (aber wem befehlend?) Gott im Erdenparadies zu sein.

Ihr Toren! Umkehr wird allein zur Freiheitssegnung, wenn sie glückt als Heimkehr zu euch selber in die Liebe, die da dient in Seinem Rechte.

Nie könnt ihr gegen Ihn bestehn, doch immer mit Ihm euern Gang in Glück und Größe ganz vollenden. Versklavt, verbittert und durchschmerzt? O nein!

In Demut unternehmt den Aufstand wider euch und fühlt, was ihr an Herzenslasten und an Geisteskleinheit jäh verliert,

und seht, wenn ihr von Ihm, vom Frieden in und um euch, von der Seligkeit des Augenblicks besiegt seid, wie ihr strahlend und durchleuchtet triumphiert!»

DER HEILIGE TROUBADOUR

Die großen Händler, die in Ballen schieben, was der Käufer kaum in Pfünden sich erschwingen kann, die fetten Herren, die von Schlössern träumen, wenn sie Heller aus der Hand der Armut locken,

um rasch, nach tausend, o nicht lasten-, sondern listenreichen Tagen, ihre Wappenschilder zu vergolden, — diese, ja, die leben munter fort und reisen prunkhaft, gleich dem Pietro Bernardone von Assisi, umgewandelt in ein Frankenland,

das ihres Handels segensreichere Gefilde birgt und ihrem Geisteshunger gibt, wonach er giert: die volle Heiterkeit des Lebens, Schönheit, Freiheit, bunte Weiten, Prächte ohne Zahl in Haus und Wort, den tiefern Klang der Glocken,

die in der lauten Sprache ungesehener Poeten paradiesisch reden, ach, die leichte Luft zum leichtern Sinn in allen Stunden zwischen Morgenglanz und Abendlicht, die Grazie des Adels und das Lächeln, das verfließt an jedem fraulichen Gewand.

Ja, diese Dinge wirken fort wie einst, und immer streben die besondern Seelen, jene stolzen und erhabenen Scheffler, die auf hohe Konten häufen, was sie diskontierend noch ergattert haben,

aus ihrer Heimat in das große Vaterland der Gleichheit (außer im Verdienst). Nur ihren ersten Söhnen finden sie, begeistert und des Dankes in der Liebe übervoll, den lichten Namen nimmer mehr,

der aus Giovannis kleine Frankenkinder machte. Nein, die Gegenwart ist feierlich beschränkt geworden. Würdevoll verkümmert geht der Länderdünkel um und schlägt mit seinem scharfen Plumpsack alle Knaben,

die als Francescos auch die Lieder fremder Troubadours erlernen, also plötzlich fruchtbar und entschlossen werden in der seelischen Erschließung und das Lob von fernen Königinnen lauter, hehr

und heiter in den sanften Alben eines Peire Vidal und in den süßen Pastourellen des Bertram de Born verkünden. Pietro Bernardone hat nichts ahnen können von der Größe der Nation, die, in sich selber eingesponnen,

das zwanzigste Jahrhundert himmelswolkenfriedlich überdauert, nein, er sah die Welt nicht seltsam eingefeldert, sondern offen wie ein frohes Antlitz, das in Frankreich Denkerstirn und Lächelauge trug

und durch sein Sinnen noch die letzte Kontinentenrundung, dieses sanftgewölbte Kinn der Erde, noch das fernste Herz im Busen eines Meers belebte, wenn die

Heiterkeit, von hundert Lüsten ewigen Geschicks durchronnen,

im tiefsten Grund der Zeitenseele Feuer fing. Er war ja nur ein karges Dunkel in der argen Finsternis des Mittelalters, dieser Raffer ohn Erbarmen, dem kein Warner ins Gewissen schlug,

ein Parasit am Höllenhaus des Volkes, das da darbte und verdarb, weil seines Staunens Mark der schwarze Mann verzehrte. Heute aber, wo das Licht der Neuzeit auch die roten Linien beleuchtet, die als Blut des hingemordeten Vertrauens

die strengen Grenzen zeichnen, die das Eigentum vom Nachbarboden scheiden, heute, wo wir endlich, weil mit aller Gottesfeinde Hilfe, jenes Eden uns erobert haben, das wir suchten, dürfen wir uns selbst genügen und mit Fleiß

dem Fremdling Fäuste zeigen, statt die Hand zu reichen. Die wir Hannes, Hänse oder anders heißen, weil sie Erben unsers Trachtens sind, bereichern wir mit «Internationalen», die das Heimatangesicht erbosten Schauens

und hohnverzerrten Zuges vor dem ungeliebten und bedrohten Nächsten offenbaren. Tot sind alle Troubadours, und nur die frechen Bänkelsänger der Empörung schreien, in der Sprache ihrer Herzenshärte, laut dem Hasse Lob und Preis.

Nun ist es, da die Schranken rechts und links die Wege nach dem Süden, ach, die Straßen nach der übersonnten Liebe mir verstellen, schwer, gefährlich und verdächtig, meine Brudersehnsucht zu erfüllen

und einmal drunten jene Luft zu atmen, die noch seines Hauches heimlichste Verhaltenheiten birgt und überall dem innern Ohr, dem höchsten Lauschen in der aufgeblühten Seele, das Gewelle hörbar macht,

das, von Francesco Bernardone mit den Lauten der Provence befrachtet, mit den Liedern Gottes in verzückten Silbenwiederholungen durchhaucht, nun um die Mauern von Assisi, aus den Hüllen

der säkularen Tonvergessenheiten auf in meine Wünsche wehen dürfte. Diese große Zeit, die selbst das Allerkleinste packte, das Atom, um seine ungeheuerliche Kraft aus aller Frucht- und Furchtbarkeiten Nacht

ins Wirkende verwirkend zu erlösen, die den Raum verengt, indem sie stolzer, rascher und verblendeter sein Grau durchrast, hat im erneuten und verstärkten Babeltrotz noch nicht das schlichte Wort gefunden,

das Hier und Drüben brüderlich vereint. Das All ist unser, doch die Erde nicht. Den Mond darf ich befahren, wie ich will. Mich hält kein Herr. Sankt Bürokraz von allen Heiligen allein

lebt unter uns und fordert dreimal Blutzoll, wenn Italien mich ruft, und saugt dann für den Ärmsten unserer Armen: für den Staat die schwersten Tropfen danklos aus den aufgebrochenen Wunden.

Ich wage dennoch meine Fahrt zum Gaukler Gottes: blutend, doch umstrahlt, versonnen, übersungen und durchstillt. Der Weg ist weit, ich weiß: wohl siebenhundertfünfzig Meilen, und in jeder Meile schlafen dreimal hundert Tage ein.

Ich würde, wenn ich Fra Angelico als ersten Anverwandten in der Kunst erwähnen dürfte, hübsch in Farben dieses köstliche Assisi malen: nicht wie Fra Angelico im Duft der bunten Töne oder in der Glorie des Lichtes,

o nein, wie Spitzweg eher, der den stillen Gassen alle Züge der Versonnung abgewann und in der feinsten Übersteigerung der Wirklichkeit den feuchten hinterm frohen Glanz der Dinge ahnbar werden ließ.

Das Städtchen hing wie ein versteintes Himmelslachen in der Landschaft Gottes, und so manches mühte sich, darin den Teufelsriktus der Verkommenheit zu steigern. Ja, es war der Mensch, der freien Angesichtes,

wie überall auch dort, die hohe Ebenbildlichkeit satanisierte, morgens Messe hörte und um Mittag schon die stolze Händlerseele im Gesetz der Lüge und des Truges wuchern ließ.

In diesem Wandel ist der Herr der Erde wohl unwandelbar: er glaubt und widerspricht in Taten seinem Credo, bessert sich, um tiefer abzustürzen, zwingt sich hoch und fällt, es ist ein Kreis der Pein in Lüsten, den er schreitet,

und nichts verrät die Kraft in seiner Daseinsmitte, die so leicht und einfach die Gewalt des Bösen noch zur größern Wucht der Güte in der Seele eines Auserwählten macht, der plötzlich aus der Bahn

der Allgewohnheit bricht und seine Wege aus dem Zwang der Freiheit in die Freiheit des Gehorsams lenkt. Die lieben Leutchen von Assisi spürten nie, daß ihre Stadtluft, durch die Bazarwölbung eines Tücherheims geleitet,

den Atem ihres Christentums besonders stärkte und sogar zum Fluidum des Heiles in der Heiligung des Lebens wurde, bis der kleine, leicht lädierte Kaufmannssohn sie überzeugte. Freilich war das nicht so rasch getan,

denn alles Hohe, das sich den erschreckenden Philistern kundgibt, wächst in zähen, harten und gepreßten Jahresringen ins Gemüt der weisen Lächler, die, sobald sie Gnadenträger sehen, eher an den Kopf als an das Herz sich greifen.

Die Assisiten überboten sich in diesen Gesten, wenn Francesco Bernardone ihren Bräuchen eine andere Kadenz verlieh und Lieder sang, die wider ihre Italianita verstießen oder plötzlich, vor dem Purpurstand

in seines Vaters Laden, außer sich und außer jeder Mitwelt in den fernsten Regionen ritterliche Heldenakte mit dem Schwert des Geistes und im Rüstungskleid der Phantasie erlebte. Dieses feierliche Hin- und Widerschweifen

blieb ihrem bürgerlichen Denken, das sich bestenfalls an nahen Festen oder nächtlich-stillen Abenteuern lichterloh entzündete, ein Zeugnis der Beschränkung. Also ist der Mensch in seinem Urteil: was er ungewöhnlich fand,

sobald es seines Daseins Niedrigkeit um eine Schimmerhöhe überstieg, war nur die Ausgeburt des mindern

Narrentums der Welt! Er sah und sieht des Lichtes Wirkung in den langen und bewegten Schattenzungen,

die an den Dingen seiner Tage leckten, doch die Helle auf der andern Seite läßt er unentdeckt. Francesco Bernardone gab sich unverständlich grell in seinen Träumen wie in seinen Taten: niemals sprach,

wenn er besessen von der Liebe, von den Seligkeiten seiner Wehmut sang, das irdische Vergnügen sich dann erdhaft aus, ach nein, das Heimlichste und Herrlichste des Herzens war nun jäh ins Himmlische hinaufgeschwungen,

das Wort klang weltlich, doch der Sinn durchwundert, Lächeln rann als Sonne durch die Sätze, und in jeder Tönung wurde paradiesisch ferne — oder war es nur am Ausgang seiner Seele? — leis ein Echo wach,

dem gleich ein neues Lied die Antwort gab. Sein Kleid war nicht das tägliche Gewand, das seine Spielgenossen zierte. Bunter und verwegener als die Nächsten barg er sich im Prunk der Seidenhüllen

vor allen Hohnesblicken der gemeinen Kreatur. Ja, dandyhaft und zierlich, nach Pariser Art, durchwanderte er wohl Assisi, fühlte sich der Menge überlegen und schon auserkoren, bald im großen Heer

der Ritter mit gen Türken und gen Sarazenen auszuziehn. Denn nicht der Zollstock war das Zeichen seines Dienstes, nur das Schwert, nicht eitlen Kunden, die aus hundert Stoffen kaum zu wählen wußten, dunkle Wünsche zu erfüllen,

Beruf des wahren Lebens, sondern Kampf und Sieg, im Morgenlande Einsatz, Sturm und Opfergeist, Triumph des Kreuzes auf dem Zuge wider Glaubenstod und Teufelsdiener, nein, noch mehr!

Noch mehr! Und was? Da schwieg der Geist in ihm, der seinen Traum durchwehte und sein Lied belebte. Ungeklärtes blühte in der Ahnung auf, und diese konnte nicht in nackten Worten sagen,

was ihres Wesens Sinn und Mitte war. So schwieg auch er und legte Damen vor, was Damenblick entzückte,

pries den Herren an, was Männersinn behagte, und erkannte immer nur: sein Herz war nicht dabei!

Sein Herz war überall, wo Größe seiner harrte, ewig fern, und suchte hinter allen Horizonten Glanz und Glorie für seinen lichten Hunger, Klang für seine Sehnsucht, Raum in Reimen für sein Liebeswagen
und fand sich stündlich wieder in der Enge des Gewölbes, das im Duft von Seide und von Linnen lag. Da stand er klein und hilflos: ach, nicht Dichter, sondern Krämer, Ritter Gottes nicht, nein, aller Fänte eitelster Lakai!

Ich glaube nicht, daß jedes öffentliche Amt im Einsinn mit der inneren Berufung steht: es schmeckten sonst die Verse eines Krämers halb nach Hering, halb nach junger Palmenseife
und manchen Künstlers epische Tiraden trügen noch die Spuren eines Duftes, der den Knoblauch im Verein mit allen Edamern beschämte. Das Unsterbliche vermag, wenn nur der Geist es will,
auf einer ausgedienten Butterstullenhülle aufzublühen und den Ruch, den heimlichen, berauschenden Geruch von Lorbeer, Ruhm und Ehre ohne Ende zu gewinnen. Alles macht die Reife
der Seele, die in höherer Begnadung altert und die Wohnungen des Logos mit dem Atem seiner Ausgehobenheit erfüllt, in die kein Lärm des Alltags und kein Odor der Gemeinheit dringt. Das Göttliche steigt still
aus andern Fernen nieder und begeht die Einfalt gar im Wunder seiner Geistdurchglutung so, daß aller Stummheit tote Stränge neu zu schwingen, herrlicher zu klingen und in Demut
erhebender zu tönen wagen. Jeder Blick erfährt an jedem kleinsten Ding die Majestät der Schöpfung, jeder Einhauch trägt den Urstoff, der die Ahnung nährt, daß sie Gewißheit werde, und in jedem Stundenschritt
wird laut ein Echo über unsern weltlichen Schallschächten wach, das leicht das Lauschende im Hörer weckt. Da

steht er horchend und durchschreckt, schon ausgeliefert jener sanften Wehmut,

die zwischen Trauer und Bedauern nicht zu wählen weiß, ein Wartender in Hoffnung, der vom Unbekanntesten die eigene Entscheidung fordert. Aufgebrochen ist die Fassung seiner Sehnsucht, alle Wünsche strömen mit

ins Unbestimmte, aber die Vernunft entsagt dem höchsten Wagnis, dessen Seligkeiten hinter vielen tausend Ängsten sie nicht fühlen kann. Francesco führte, weil er kämpfen mußte,

das Schwert, das seine Hand wie seinen Eifer hinriß, in der Schlacht der großen Irrung gegen die Barone seiner Heimat, rief die grausige Verwirrung, die er meiden wollte, und verlor sich selber und die Seinen ganz

in die Gewalt der Sieger. Hinter Gittern fand er erst die Lösung seines Lebens, als er lange die Erlösung aus den Kerkern überdachte: nicht die kalte Schneide, diese eiserne, bluthungernde und rotverrußte

Erfindung eines infernalen Herrschers war die Waffe seines Amtes, nein, die warme, schmeichelnde und heilende des Wortes, das die Seele traf, wenn es dem Herzen aller Stimmungsmächte Oberflächenglanz

in schauervollen Überbordungen vermittelt hatte. Ritter durfte nur der Edle sein, der sich als Dienender dem höchsten Herrn ergab. Sein Stolz war Treue, seine Ehre die Verachtung der Gemeinen,

sein Lohn der Hohn und seine Freude jedes leise Lächeln, das er auf den Sorgenfalten eines Armen und Verirrten blühen ließ. Soldat allein ist jeder Held, der einen Heiligen aus seinem strengen Wesen schlägt

und wider den Verstand der Welt das Licht der eignen Weisheit stellt. Francesco Bernardone ging und handelte nach den Gesetzen dieser tieferen Erkenntnis, hob das lichte Leinen,

das er zu hüten hatte, aus den dämmernden Gewölben seines Vaterhauses, trug es allen Bettlern an und tauschte

Lumpen für den eignen Körper ein. So seltsam und erschreckend umgeprägt,

mit Sonnenaugen und erwärmtem Munde, singend und enthärmt, fast Tänzer und Jongleur in seinem Schreiten, zog er durch die stillen Gassen von Assisi, hell verfolgt vom Johlen der beglückten Kinder,

verflucht vom Vater, der sein eigen Blut verdorben wähnte, und verschrien von allen ponderierten Bürgern, die sich Maß und Fülle der Gesetztheit dünkten und im sonderbaren Armennährer nur das Narrentum

der ausgeglichenen Geldesüberheblichkeit erfüllt erkannten. Ja, sie sahen wirklich Gottes Finger über Pietro Bernardones Haus als ungeheuerliche Drohung leuchten und nicht minder

des Himmels Strafgericht Francesco treffen, aber ihre Lust in Schau und Warten war des Teufels, und ihr Tun verkannte dreifach die Gewalt des Rächers, der da flammt und blitzt in seinem Heiligtum.

Francesco sah nicht Blitz und Flamme, nein, er hörte: eine Stimme sprach da irgendwo ihn an und gab ihm Auftrag, alte und geweihte Mauern auszubessern und die ausgehöhlten Menschendinge

des kranken Daseins neu mit Stoff und Geist zu füllen, wider die Gewalt des Staates und des Vaters härteren Befehl. Er floh, als diese stärker waren als sein Eigenwille, beugte sich dem Bischofsworte, das ihn umzukehren zwang,

entsagte seinen Rechten, wurde Ärmster unter hundert Armen und begann, statt Brot zu betteln für den Hunger, Steine einzusammeln, daß ihm wenigstens das eine Werk gelinge,

das jene Stimme laut gefordert hatte. Also heilte er die Sprünge an den Kirchen, und die bessern Bürger schüttelten die Häupter und erklärten: Gott, es hülfe mehr, wenn er verdeckte, was in seinem Kopfe sprang!

Sie sprachen wie die Fetten reden, wenn das Schmalz des Wortes, das sie heben, auch die Überzeugung glättet,

ihrer Taten feinbedachtes Mittelmaß allein sei das erhabenere Prinzip des Rechtes und des Rechten

und nur an ihrer täglichen Bedachtsamkeit, die hübsch im Zentrum der Gewöhnung noch die letzten Nichtigkeiten ebnet, könne sich das Universum halten vor dem Donnerfall ins große Nichts.

Weil sie kein Schleier vor dem Angesicht der Wahrheit lockt, versagen sie dem Geiste Ausfahrt, Sturm, Enttäuschung oder jubelnde Entdeckung. Ihre Kraft ist Stillstand. Ihre Abenteuer kennen nie den Lohn aus irrealen Nächten,

wenn hinter den realen, tief im Grau des Tages, halb erspürt und halb gesehen, schon der Bogen eines neuen, eines schönern Reiches der Vollendung blaut und plötzlich, in der Morgenstrahlung spirituellen Lichts,

der Mensch als Wagnis sich berufen weiß, zu wirken, bis er einst, vergehend und vergessend, klein und stumm, in der Gewißheit ruhen darf für immer. Sie von allen Ahnungslosen wissen

genau den Zirkel zu bestimmen, wo der angeschlagene Bruder auch das fernste Feld der Wachheit und der Wissenheit verläßt, um drüben dann in milder Dämmerung das Niemandsland des Geistes zu begehn

und ihrer Welt ein Körper Traum, ein Atem Tod zu sein. Wer aber spürt das Sonderbare außer ihrer Ordnung aus und weist uns nach, daß die Bewegung des Verlachten nicht, in tiefern Finsternissen

vor ihrem Auge, Antwort auf die Fragen eines Unbekannten ist? Wer kann das Wort beschwören, Alles sei jetzt Allen aufgeschlossen, und die Dummheit selber dürfe, frech, pathetisch rasch und unbesehn,

den Wellengang der Gnade, auf den Wehungen des Geistes, nach der Formung ihres eigenen Haupts bestimmen? Immer überrascht das Unerklärliche den Denker, immer bebt er vor der Deutung des Abnormen

als vor dem größten Rätsel seiner Zeit zurück. So manche Torheit wunderte ihn an, und die Verfemten einer tau-

melnden, sich wandelnden Epoche schrieben ihre Namen groß und feierlich in die Geschichte ein.

Das Sinnende allein verliert den Rhythmus der Gewöhnlichkeit, das Fühlende entflieht der Stimmungstyrannei des Durchschnitts, und das Lauschende hört in der Einsamkeit die schönere Melodie sich formen.

Die Ewigkeit spricht kaum den Zeitenschlucker an. Wo Gott, der Herr, im Sturm der Stille, in der Mittenstille eines Sturms Sich Selber offenbart, da löscht Sein Hauch die Maße der gezierten Welt: der Augenblick ist Sein,

und keiner kann, was er vom Menschen mühsam angelernt, in freundlichen Grimassen wiederholen. Falle hin und sei ein Flämmlein Angst in Meinem Atem! Sieh, du flackerst! Schwanke, Mein Gedanke!

Doch höre, daß Ich bin und wie Ich rede, der du nichts als schlichtes Wort in Meiner Sprache bist, verloren schon und in Mich eingehoben, ach, vergessen und hinabgeschoben in die Feuernacht

des ewigen Untergangs, wenn dich Mein Mund verflüstert! Konnte denn Francesco, der im Sang des Vogels wie im Drang des Windes nichts als dieses Sprechers Regung hörte und im nackten Tranke

des Wassers, das er aus dem Bache schöpfte, noch das Rinnen Seines Atems spürte, wie sein Vater feine Sätze drehen und dem Himmlischen wie einem Erdenkönig Reverenz bezeugen? Aller Schreckung Mächte waren aufgewacht

in seiner Seele, und sein Leib verbebte epileptisch seine Unrast. Nur die Augen glänzten hell im Widerschein der unsichtbaren Strahlen, nur die Lippen stammelten und warfen laute Brände

aus Not und Seligkeit, verzückt und zuckend, in die kalte Stille. Zischend reagierte gleich, was mitberührt, doch nicht ergriffen war: die stumpfe und verstopfte Nächstenschaft, das ganze liebe und gewitzte Publikum!

Daß er als Liebender, der seinen Herrn in allen Dingen gütig, gebend und begeisternd wiederfand, die Quelle

Schwester nannte und den Wolf als Bruder grüßte, weil er das Behende,

sich selber wie die Fließung, Tier und Sterne, nur als eines Zeugers Schöpfung schaute und die runde Leisheit einer Sonne noch als Äußerung des lauten Vaters pries, erschien als helles Narrentum

in magischer Betonung allen Seelenstummen. Immer fanden sie das eigene Ich in seinem Tun verletzt und niemals sahen sie, daß er allein der Mittenwucht des Seins entstiegen war, um wieder

die wirkliche Gewalt der Welt: den Seienden der Überwelt zum Flucht- und Mündungspunkt des Erdenden und Werdenden zu machen. Unaufhörlich war er diesem zugekehrt

und pausenlos verkehrte er, am Menschlichen vorbei und über die vergessenen Eitelkeiten leicht hinweg, mit seinem Rufer, der ihn reifte. Und die Sprache, die er wählte, war die ritterliche seiner Zeit, und alle Lieder,

die seine Zunge hob und hinwarf, glühten auf in der geläuterten und letzten Liebe, die der Irdischkeit entrückt war: da sie Lächeln gaben, fand ihr Glanz sich jäh im Tränentau des Glücks vermehrt!

Der freie Habenichts, der um den nackten Körper nur das härene Gewand der Armut und den weißen Strick der Demut schlang und in den Wäldern sich den Tieren, auf den Feldern sich dem Wachsenden als Bruder zugesellte,

hat uns den vollen Sinn der Taten, die er eremitisch in der Stille hinterm Lärm der Welt erfüllte, nirgends leicht erschließbar hinterlassen. Nur die Eintracht in der Sonne seiner Frömmigkeit

enthüllt uns vieles, doch nicht alles, von der Übergröße seines Wandels, der das Kosmische im kleinsten Korne wiederfand und leidenschaftlich frei zu sein sich zwang, indem er auch den Bettler in die Achtung der Gekrönten stellte.

Mich stachelt wohl die Einfalt, die im Ritter von der rührenden Gestalt Impuls zu bessern Reaktionen auf die Ungefaltenheit des Bürgerlebens war, zu wissen und zu sagen, was die strenge Wissenschaftlichkeit

der Professoren und Gelehrten, jener feierlichen Enzyklopädisten, die den Fortschritt nur in Sündenmeilen messen und ihn einfach anerkennen als die rasende Entfernung von der Wahrheit, die aus Gott ist,

vom heiligen Troubadour zu halten pflegt. Seitdem wir geometrisch progressieren und dem wachen Teufel auf Raketenschwingen und atomzertrümmernd in die aufgehaltenen Fänge fallen, hat die Zeit

schon keine Zeit mehr, in Assisi haltzumachen, vor Portiunkula sich zu erholen und den Kniefall der Besinnung zu vollenden. Hast im Haß ersetzt die Weile in der Liebe, Triebkraft bleibt die Spottlist,

und die Doktoren der aus Halt und Himmelshuld befreiten Welt erklären liberal-marxistisch, ihre Besten hätten Gott erschlagen und die Heiligen als Unika entlarvt. Sogar der komische Geselle Franz sei nicht gefeit,

dem Licht der neuen Deuterkunst zu unterliegen: seine Güte sei Vergeudungssucht und psychologisch leicht durchschaubar, seine Geistverkündung Störung nur des innern Gleichgewichts, die Kleidung

burleske Parodie der Bettelkönigstracht und pathologisch zu begreifen. Doch die Dinge, die auf dem Alvernerberg geschahen, seien längst suspekt gewesen, aber detektivisch einzusehn,

die Vision sei eine simple Halluzination, allein die Male an den Gliedern könnten nur die Folgen einer priesterlichen Taschenspielerei sein, ja, die Mönche, diese Narren Gottes zur Entheidung

der auserwählten Idiotenvölker, hätten, als der Gaukler kataleptisch schlief, mit Instrumenten ihrer Art die Wunden angerötet und, um dauernd vor den Blicken der Verführten zu bestehen,

tagtäglich und allnächtlich ihre Färbung wiederholt! Und also rot sei nicht die neue Forscherwelt, daß sie dem schwarzen Schwindel weiter Glauben schenke! Aber also köstlich ist sie, daß sie ohne Schwanken

das Allerschlichteste durch Freud skurril zerlegen und das Unverständliche durch Unverstand beweisen läßt. Sie sagt nicht mehr: der Mensch ist gut! Sie unterscheidet: jeder Christ ist a priori schlecht!

Der Glaubenslose gilt als Primus unter allen edlen Seelen! Und die Bildung ist in guter, weil in ihrer Hand. Sie ist es wirklich, denn sie ballt sich dann und wann und schlägt die Faust in die erhabenen Gedanken,

die noch in Franziskaner-, noch in andern Kirchenköpfen blühn und das verfluchte Sein befruchten wider ihre Wüsteneien. Immer nämlich schreitet ein Francesco hinter jenem ersten von Assisi als der letzte Knecht

der Menschheit und ihr größter Diener in die Wälder seiner Gegenwart und redet zu den Tieren, die sich Menschen wähnen. Immer singt ein Heiliger als Laie aller Sonne heißeste Gewalten

in Hymnen und in Dankgesängen aus. Und immer sind, wo fürchtig, feig und finster sich die Männlichsten den Gotteslockungen versagen, noch die Frauen der Entsagung in der schlimmsten Schlacht bereit.

Denn Klara Favarone wahrt die Treue: hier und heute wie vor siebenhundertfünfzig Jahren drunten in Assisi, als mit einem Male, in der härtesten Erprobung heldischer Gestalten,

die Fraulichkeit sich herrlicher bewährte, jungfräulich das Verlassene anging, alles Leid mit mütterlichen Händen still verwehte und so maienhaft-mariensam die trauervolle Zeit

in Zucht und Zier durch Friedlichkeit und Freude rasch verjüngte. Und der heilige Troubadour, der ausgezogen war, die Schönheit seiner lieben unbekannten Frau in Pastourellen zu besingen,

versank in Seligkeit, als er durch sie das Antlitz seiner Helden sah, das noch den Himmelshauch des Kusses trug, das ihr der Herr in seinem Namen söhnlich übergeben, und er warf die Laute seiner Liederpracht

dem nächsten Sänger hin, und immer weiter tönt und immer leiser auch das Hohelied des ewigen Ritters. Ja, ich höre es durch alle Räume unsers Heiligtumes heimlich weiterklingen

und es trifft mich und es ruft mich und ich weiß: ich muß, wenn nun die Lichtertage unserer Trösterin kommen, selber seiner Sänge schwaches Echo sein. Der Wille reift. Francesco, gib mir deine Macht!

GIB UNS DEIN LÄCHELN

Ich muß und möchte vieles sagen, was nur zwischen Dir und meiner Seelenstummheit auszusprechen ist, wenn rings die bessern Herren und die schönern Damen weltlich laut Dein Fest begehen,

Das seit dem Jahre eins der Stille Ausbruch in die Glorie des höchsten Schweigens und von dorther eine Explosion des Jubels durch das aufgeschreckte Lauschen jeder Erdenzeit gewesen ist.

Doch werden sie erneut, beim Schmausen nach dem Tanze und im Lachen vor dem Morgenjammer mein Bemühen schmähen und in diesem Kniefall schon die wachsende Vernärrischung des Bruders sehen,

Der ihrer Würde täglich Affenküsse bietet und der Freiheit, die sie meinen, mit der Heiterkeit des Judas nähertritt, da er sich bindet, wo sie alles lösen, und zu rufen wagt: «Verzeiht mir, denn ich bin ein Christ!»

Sie jauchzen auf, weil sie der Spott verfröhlicht und der Hohn in ihren Herzen lustentdämmernd wirken will, und toben: «Wie ein Pfaffe hier zu predigen, ist deines Amtes nicht, Verehrter! Nein, die Schellenkappe sollst du regen!»

Ich aber rege nur, im Schatten Deines lichten Wunders, Hand mit Hand und schaue, schon erschauernd unterm Blick des Herrenkindes hinter Dir im Dunkel, das ich werfe, einen Abgrund, der ich selber bin,

Und der zu Fall mich lockt, wenn nicht um diese Mitternacht ein Schein mich hält, ein Schimmer über meine Stürzung fällt und vor dem Aufstieg des verjüngten Tages alle Anker meiner Sehnsucht sich in Dein Erbarmen legen.

Schon bleicht mein Haar im Atem Deiner Reinheit, die mich, Dürrung ohne Massen, brändlich überweht und fünfundvierzigmal als Zeichen Kains in mein Erblassen sengt. Dein Unschuldschlaf ist meiner Not Beginn.

Erwache drum und lächle! Lächle diese Nächtigkeit hinweg, in der ich der Verdammte ohne Hoffnung bleibe, dessen Seligkeit im Riktus der Geschwister vor dem Glanze der Verführung sich verlieren mußte

Und dessen Sucht, in dieser Welt die Gipfel Deiner Liebe zu erstürmen, um an Deinen Heiligen die Macht der Läuterung als höchste Gnade zu erfahren, beim durchgrauten Abenddämmer sich betrogen fand.

Nun stehn sie auf, die Wisser und Verbesserer, die allerletzten Leuchten Deines Widersachers und erklären mir, als Logiker des Beelzebub, bei dem sie fluchen, daß ich nie das Heil verdiente, wo ich wußte,

Wie unausrottbar mir das Übel, in der Seele und im Geiste mordend, jede Herrlichkeit verwarf und mich, den Heuchler vor dem Himmel und den Lügner vor den Menschen, Deiner Mittlerwucht entwand.

Du aber weißt es besser, da Du, Tag für Tag, wenn ich vom Kantenstoß des Seins mich ausgewiesen spüre und mit mir, mit Dir allein bin, meines Denkens Richtheit an den Qualen missest, die ich leide,

Und am Gefühle greifst, das mich zur Außenfließung Deines Lichts zu werden treibt. Ich bin nur Trieb nach Deines Vaters Haus und Wunsch, in Seiner Melodie der stillste Ton der Paradieseslust zu sein,

An der Begnadete paulinisch oder augustinisch werden. Selber habe ich, trotz Vorsatz, Müh und Willen, nicht den Sproß erreicht, der mich mit Deinen Auserwählten Aug gen Auge stellte und dem makellosen Neide

In meinem Herzen jeden Grund entzöge. Sieh, ich habe nachgelesen, was sie über Deine Heiligen geschrieben haben, und mir ist die Furcht vor ihrer Heldengröße halb zur Lähmgewalt geworden, daß ich nackt und klein

Im Elend meiner Nichtigkeit gedeihe, über welcher ihr Vermögen riesig und verwirrend blaut. Wenn nicht Dein Lächeln exorzierend meinen Blick berührt, darf mir der Mut zur siegerischen Tat entschwinden,

Der einmal doch die Vorderräume Deines Reiches zu erobern strebte. Heute aber hast Du Dich dem Leben eingeboren, das wir unser eigen nennen, und nun darfst Du überprüfen, was wir heimlich tun:

Den Haß, aus dem die Tunichtgute ihre stärksten Kräfte zur Verhäßlichung des Daseins ziehen, wenn sie wider Deine Freunde ihre Hinterhälte bauen und die losern Vögel der Nationen mörderlich zusammenbinden,

Die Lüge, welche seltsam aus dem Öle wächst und leicht zu pergamentnen Werten aufblüht, um in allen Börsentempeln, tausendfache Gierden stachelnd, Wucht zu werden und nicht auszuruhn,

Die Unvernunft, die schon vom Aas der hingestreckten Wahrheit zehrt und alle Seile des Entsetzens sammelt, welche morgen Dein Gebot und bald die höhere Gerechtigkeit im Rhythmus der Gehängten schaukeln werden!

Nun hörst Du auch, im Lauschen Deiner Liebe, die im Anfang sich verraten sieht, daß jedes Bethlehem — das erste drunten auf den asiatischen Gefilden wie das letzte hier in meinem Herzen, das Dir immer nur die Krippe zu bereiten weiß,

Nichts mehr als taubes Stroh in einer schmalen Krippe — bis ans Ende unserer Zeiten, pausenlos, unwandelbar und furchtverbreitend, in dem Drohbann des Verderbens steht. In Deinen kindlichen Gebärden,

So scheint es, sind die höllischsten Gewalten so beschworen, daß sie, bestialisch wirkend, alle Elemente der Vernichtung packen, um Dein Retterwerk an mir und meinen sanften Brüdern abzukehren in den toten Kreis

Der Kräfte, die dem Heile Irrsinnszeichen setzen und dann, königlichen Worts, Dich preisen möchten, eh sie herodianisch Deine Unschuld mit dem Blute Deiner schwächsten Kreaturen zu verklären wagen.

So fallen Bomben über Indochina, und es regnet Feuer in Korea, während irgendwo in einem Winkel der zermarterten Regionen doch ein letzter Stall Dein friedversendendes Erscheinen will.

Und alle, die da weinen, weil sie glück- und heimatlos geworden sind und schmerzversteinte Mienen tragen, wollen, daß ein Wunder komme und den sinnentleerten Menschheitsfragen

Im Brüllen der Kanonen Deine Antworten der Tat enttaue. Denn die Herren, die den Handel vor dem Handeln pflegen, wenn sie wichtig Meister der Geschichte spielen, bleiben ja in diesem plötzlich still.

Ich weiß, daß viele Deiner Bestgesinnten noch dem Wort vertrauen, das politische Mirakel auf den Zungenschlägen forscher Demagogen heben möchte, und ich weiß auch, daß der Reden Widerreden

Mit fettgewordenen Phrasen nur das alte Übel der Verfeindung in der Grundsatzlosigkeit der Frauen und der Männer, die dich leugnen, stündlich nähren, bis es beulig birst.

Und setzt die Schöpfung dann auf ihre goldbeschuhten und mit Silberlingen klug vertarnten Geldmagnaten, muß sie stets denselben Ablauf der verquerten Dinge sehn: in jeden

Guteingebauten Geldschrank fließen stärkere Ströme Mammons, und der leise Ausspruch einer infernalen Zauberformel füllt mit einem Mal die großen Schatzpaläste bis zum höchsten First

Mit Waffen, die in alterprobtem Grimm die Länder rings um Deine Wohnung mit dem Herzenssaft der Ärmsten düngen. Denn Soldaten stampft die Wollust derer, die sich Führer nennen,

Mit Magierbakelschwüngen aus der Masse Not und jagt sie, peitscht sie, stößt sie, die den Untergang bereiten, ins Verderben aus, damit Du Leichen habest, wenn Dein Mund Erweckerworte spricht.

Wohl dürfte ich, als Freund der Einsamkeit, hinüber zu den Hirten flüchten, die Dein Engel ausgezeichnet hat, um nur mit ihnen mitternächtig, wenn des Vaters Winde Dich umbrennen,

Die Gnade Deines ersten Grußes zu empfangen. Doch die Hirten schlafen, nicht wie einst im offenen Dunkel unter Gras und Wolle, sondern weich in Betten beim gezähmten Licht,

Das Deine Sterne überstrahlen möchte. Nein, sie sind nicht schlecht. Verzeih, wenn sie die Zeit verböst hat! Ihre Schwäche ist die Lauheit, welche sie im Nu verwerfend übergeben,

Wenn Deine Abgesandten, feierlich wie damals, ihre Friedensmelodien erschallen lassen. Ja, was sie begeistern und durch sie Millionen andere Wesen leicht verseligen wird:

Erschließe uns die Himmelstiefe Deiner Augen! Lächle! Gieße den lebendigen Strom der blauenden Unendlichkeit in unsere Enge! Sprenge durch den Überdruck der Unberührtheit unser Erdenleben

Der Gottesheimat auf und freue, da die unsichtbaren Wände Deines Herzens die Gesamtheit meiner Brüder schützlich halten, alle Geister mit der Leuchtung aus, die morgendliches Glück gebiert!

Und lächle fort, auf daß die Kühle falle, die den Glauben mit der Hoffnung übereist und schon das Wabern unserer Liebe einzufrieren droht! O, lächle! Lächle weiter

Und nimm die Angst hinweg, die Krusten um die Seele legt, und mit der Angst die Dunkelheit von unserm Wege, daß wir sehen, wie er durch den Raum der Liebe in das Reich des Friedens führt!

Ach! lächle uns die Straße eines Glanzes hin, in dem ein Land erstrahlt, das keinem Angefrohten mehr verwehrt, Dir Gloria zu singen! Alle werden wacher und bereiter,

Das Credo anzustimmen und im eigenen Blute, wenn Du willst, das Donum ihrer Seelen, bebend noch und doch ergeben, Dir zu reichen. Ja, ich zögere leicht, — Du hast es wohl gespürt, —

Allein ich schaue schon den Stieg, den meine Sehnsucht, mir voraus, erprobt. Er wird, ich weiß, seitdem Du wieder lächelst, mich in vielen Windungen nach Hause leiten

Und sanft hinüberführen in das Herz der Dinge, weil, den harten Dingen fern, ins Herz der Herzen. Und Dein Lächeln wird mir lautlos sagen: «Komme, Freund, und zage nicht!

Du irrst, wenn du mit Reckenmaßen meine Heiligen bedenkst. Auch sie sind Menschen, die im Schreiten fielen und im Fallen doppelt fehlten. Aber ihre heimlichsten Gezeiten

Erkennst du, wenn du ihre Haltung in der Menschlichkeit der Erdenschmerzen prüfest. Wo sie Zahnweh hatten und an Magengrimmen grimmig wurden, wählten sie, von Mir berührt, die höhere Sicht

Und merkten plötzlich, daß, was sie als Qual empfanden, nur die letzte Wirkung jenes Aufschlags war, den Mein entzürnter Blick an ihrem Sein erzeugte. Und sie liebten ihre Tage,

Weil in den Stunden und Minuten dieser Tage nichts als Meine Gegenwart. Sie lebten, da sie liebten, nur in Mich und mein Verzeihen ab und litten, wenn es schmerzte, Mir zur Lust.

Das wandelte, wo sie in Scharen wandelten, die ganze Welt und hob euch alle auf in die Gesundung, die Ich bin. Du heiligst dich, indem du Mensch wirst. Sieh nun her und töte deine Klage!»

Ich sehe, denn Du lächelst. Und ein reines Frauenantlitz beugt sich vor und ist, im Wuchs des Morgens, Spiegel einer neuen Welt, die langsam auferblüht im gottesmütterlichen Blust.

☆